Maria Theresia und ihre Zeit.

Dritter Theil.

Maria Theresia

und

ihre Zeit.

Historischer Roman

von

Franz Carion.

In drei Theilen.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1857.

Schwache Menschen sind wir Alle;
Sterblich geboren, darfst du sterblich fehlen.
Ein altes Joch ist's, unter dem du leidest.
Racine's „Phädra", 4. Act, letzte Scene.

I.

Jene That, vor deren Ausführung Maria Theresia sich so sehr beängstigt gefühlt hatte, um welcher willen sie, laut ihres Handbillets an Kaunitz, sich sehen zu lassen schämte, war geschehen und Europa war ruhiger Zuschauer bei der Theilung Polens geblieben. Die Geschichte hat wol wenige oder gar keinen solchen Staatsstreich in ihren Büchern für die Nachwelt als Denkmal zum Recht umgeschaffenen Unrechts aufbewahrt, das Jahr 1772 bleibt darum merkwürdig als Jahr schlimmer Aussaat, dessen Erntefolge noch lange nicht vorüber ist. Rußland, Preußen und Oesterreich erfreuten sich damals eines Gebietszuwachses und . . . die Macht ist das Recht, Worte sind nur ein luftiger Schleier, der das gebrandmarkte Ereigniß verhüllen soll, aber leider von jedem stärkern Wehen der Lüfte von dessen wahrem Antlitz emporgehoben wird. Ja, Maria Theresia war alt geworden,

sie fühlte, daß sie alleinstand und „nit mehr en vigeur“ wie ehedem. Die Verhältnisse der Zeit hatten sie überwachsen, körperlich schwächer hatte auch ihre geistige Kraft abgenommen, wenn auch nicht so offenbar, daß sie unfähig geworden wäre, die laufenden Regierungsgeschäfte, deren schwierigsten Theil Kaunitz ihr aus der Hand gespielt hatte, zu überwachen; aber jene moralische Erschlaffung, welche in der Regel die Folge zunehmenden körperlichen Unbehagens zu sein pflegt, that sich bei verschiedenen Anlässen kund. Die Spannkraft ihres ehedem so regen Geistes ließ in demselben Grade ab, als sie hinsichtlich ihrer wachsenden Körperfülle unbeholfener, schwerfälliger wurde. Zudem trat auch noch die schon in ihren Jugendtagen bei jeder Gelegenheit sichtbar werdende Neigung zu religiösen Schwärmereien jetzt in volle Geltung, sie überließ sich dieser Neigung oft so sehr, daß sie, vom mehrstündigen Gebet auf Antrieb ihrer Begleiterinnen sich erhebend, sinnenwirr schien. Das war nicht allein die Folge ihres religiösen Hanges, der solche Macht über sie gewonnen, sondern der ihr innewohnenden Angst, welche sie über das Gebahren ihrer Zeitgenossen empfand und in demselben den Verfall der Religion sah. Jener Schlag, welcher die Gesellschaft Jesu von päpstlicher Seite getroffen, indem deren

General Ricci auf Befehl des Heiligen Vaters auf die Engelsburg in Haft gebracht worden war, erschütterte sie tief. Wenn solche Gewaltmaßregel die Vorkämpfer des päpstlichen Stuhls von diesem selbst aus traf, was war von den Laien zu erwarten, welche gierig jeden Schritt breit Terrain, welchen die Kirche in ihren Rechten an sie verlor, zu größerm Nachtheil derselben ausbeuteten? Wußte sie nicht, daß ihr eigener Sohn tiefe Abneigung gegen die Societät der frommen Väter empfand, und Kaunitz der offenbare Feind derselben war? Das ängstete sie. Sie glaubte in den Vätern Jesu auch die Kirche selbst angegriffen. Obwol Kaunitz es bei keiner passenden Gelegenheit bisher unterlassen hatte, die Kaiserin zu einem Aufhebungsbefehl des Ordens der Väter Jesu innerhalb der österreichischen Staaten zu treiben, so war ihm doch stets ein energischer Widerstand von ihr entgegengesetzt worden, und alle Diejenigen, welche um diesen Plan des österreichischen Staatsmanns und zugleich um das jedesmalige Scheitern desselben wußten, waren der Ansicht, daß dieser Plan erst nach dem Tode der Kaiserin zur Geltung kommen werde. Die am Hofe weilenden Jesuiten führten im Verein mit ihrer erhabenen Beschützerin einen Guerrillakrieg gegen ihre so mächtigen Feinde und hatten keinen

andern Wunsch, als die Kunst zu verstehen, der Kaiserin Leben um mehre Decennien verlängern zu können, damit der furchtbare Sturm, der sich gegen ihren Orden erhoben, vorüberrausche; denn sie kannten den vollen Werth des Spruchs: „Zeit gewonnen, Alles gewonnen", aus Erfahrung. Die jesuitische Klugheit wußte es dahin zu bringen, daß die Kaiserin nur den einen Gedanken, mit all ihrer Kraft und Macht sich jedem Vorgehen gegen die Gesellschaft Jesu zu widersetzen, mit fanatischem Eifer in ihrem Herzen nährte, und vom Kummer erfüllt, die Religiosität im Allgemeinen und besonders in ihrem lieben Oesterreich sinken zu sehen, ihre Neigung zu Andachtsübungen ins Extrem überspielen ließ.

Es war der 18. Juni des Jahrs 1772, als die erhabene Frau, von einer jener strengen und übertriebenen Andachtsübungen, welche sie an jedem 18. der Monate, als an den Erinnerungstagen des Todestags ihres „liebsten Kaisers", mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit zu halten pflegte, zurückkommend, im Hofe des schönbrunner Schlosses vorfuhr. Sie war in das tiefste Schwarz gekleidet, der Pater Beichtvater schritt zu ihrer Linken, sie stützte sich auf seinen Arm, der Dienst begleitete sie schweigend. Die Besuche, welche sie an jenen Tagen der Erinnerung an den Tod ihres

Gemahls in der Kapuzinerkirche abstattete, konnten unmöglich bei einer Frau von so leicht erregbarem sanguinischen Temperament ohne Einfluß bleiben. Der kalte Grabeshauch in der Familiengruft des kaiserlichen Hauses, in welche sie auf einem Stuhle sitzend an Seilen hinabgelassen wurde, der schauervolle Aufenthalt in diesem stillen Asyl der Todten, machte jederzeit sein Recht auf sie geltend; leichenbleich, abgespannt kehrte sie nach stundenlangem Gebet zu der hellen freundlichen Oberfläche zurück. An solchen Tagen glich das schönbrunner Schloß einer Einsiedelei, die sonstige lebendige Heiterkeit ward gewaltsam unterdrückt, man suchte dem Beispiel, welches die Kaiserin gab, nachzuahmen, um ihr nicht misfällig zu werden.

Nichtsdestoweniger erlitten die Staatsgeschäfte durch diese Stimmung der Monarchin keine Unterbrechung, sie hielt es für heilige Pflicht, in dieser Beziehung kein Säumniß eintreten zu lassen. Wenn sie bei ihrer Rückkunft in Schönbrunn Personen aus der Staatskanzlei gewahrte, so wurden diese stets nach kurzer Zeit, in welcher die Kaiserin sich ein wenig erholt hatte, eingelassen. Die Umgebung der Kaiserin war allemal froh, wenn dergleichen Anfoderungen an die Herrin bei deren Nachhausekunft sich vorfanden, denn

man wußte schon, daß sie dann viel schneller sich wiederzufinden pflegte. Für diesmal ergab sich ein solcher Fall, indem der Staatsreferendar, Baron von Binder, eine Mappe unter dem Arm, das Zeichen, daß er der Kaiserin im Auftrage des Staatskanzlers, Fürsten von Kaunitz, Schriftstücke zur Unterzeichnung vorzulegen habe, im Vorzimmer stand. Die Kaiserin schritt an dem sich wie immer aus dem Ganzen Verbeugenden mit einem leichten Kopfneigen vorüber, der Pater Beichtvater warf dem Baron einen sehr grimmen Blick zu, denn er sah in ihm einen Feind aus dem Hause Kaunitz. Mit dem Pater verschwand die Kaiserin in ihre Gemächer, der Kleine Dienst, der sie empfangen und hierhergeleitet hatte, verließ das Vorzimmer, in welchem nur ein paar Lakaien und der Thürhüter zurückblieb.

„Haben der Herr Staatsreferendar schon von dem Skandal gehört, den Graf Trautson mit seiner Gemahlin hat?“ fragte der Geheim- und Hofsecretär, Edler von Wolffscron, ein Mann, der am Hofe berühmt war, über alle nur erdenklichen Neuigkeiten des Tags ziemlich genau unterrichtet zu sein.

„Dunkel.“

„O, eine merkwürdig pikante Geschichte, welche indeß der Kaiserin Majestät viel Aerger macht. Den-

ken Sie sich, Baron, Graf Trautson ist so rabiat, daß er auf Ehescheidung antragen will."

„Das ist ein Eingriff in die Menschenrechte", antwortete der Staatsreferendar kurz.

Jener wurde perplex, er wußte nicht, was Baron Binder meinte. „Hm, verstehe den Herrn nicht ... möchte gebeten haben, mir Hochdero Gesinnung in diesem Punkte zu erklären."

„Warum nicht? Der Todtengräber ist Mensch so gut wie jeder Oberstabelmeister oder irgendein anderes Individuum, das wenig zu thun und viel zu verzehren hat. Ehescheidungen sind deshalb ein Eingriff in seine Menschenrechte, weil er dann weniger zu begraben hat. Dank sei dem Heiligen Stuhl, daß Ehescheidungen zu den seltensten Jubiläen in der katholischen Welt gehören, der Todtengräber will auch leben und der Ehestand ist sein bester Kunde."

„Der Herr Staatsreferendar ironisiren gern, weiß schon. Hochdero Junggesellenschaft macht Sie zum Feind des Ehestandes, muß aber sagen, daß ich mich sehr wohl in demselben befinde." Das Klingelzeichen ertönte aus dem Gemach der Kaiserin, der Lakai öffnete die Thür und rief dann den Staatsreferendar zur Monarchin.

„Ein recht verbissenes Subject, dieser Binder; die

Fliege an der Wand ist ihm nicht recht, man darf sich nie zu weit mit ihm einlassen", murrte der Geheim- und Hofsecretär, das Vorzimmer verlassend.

Die Kaiserin hatte sich in einen Lehnstuhl niedergelassen, der Pater Beichtvater stand neben ihr. „Es muß dem Fürsten sehr wichtig erschienen sein, daß er Ihn jetzt gerade geschickt hat, wo er doch weiß, daß ich stets um die Zeit zur Andacht bei den Patern Kapuzinern mich befinde", redete die Kaiserin dem Baron entgegen. „Eine solche Rücksicht möcht' man doch auf mich bei wiederkehrender Gelegenheit nehmen."

„Erlauben Ihro kaiserliche Majestät, daß ich mich unterthänigst unterfange, des Fürsten Durchlaucht zu vertheidigen", hob der Pater an.

„Er, Hochwürden? wie will Er das anfangen?"

„Der Fürst liebt sich selbst über Alles und haßt nichts mehr als den Gedanken an Tod. Es ist mit Gewißheit zu behaupten, daß ein Mann, vor dem Niemand bei seiner Ungnade das Wort Sterben aussprechen darf, auch nie daran denkt, daß Andere nicht solcher Gesinnung sind und ein Besuch bei ihren geliebten Todten ihnen als eine heilige unerlaßliche Pflicht erscheint."

Der Staatsreferendar stand mit einem so ruhigen, bewegungslosen Gesicht vor der Kaiserin, daß

diese unwillkürlich zu der Frage kam: „Er besucht die Todten wol auch nie?“

„Doch, Majestät, es ist dies für mich ein Bedürfniß, wenn ich einmal heiter werden will.“

„Heiter? auf dem Kirchhof? ich möcht' wissen, für was Er eine solche Todtenstadt anschaut?“

„Ich bitte, kaiserliche Majestät, mir die Antwort zu erlassen.“

„Nein, nein! Er sagt's jetzt just heraus ... ich will's wissen, hört Er?“

„Kaiserliche Majestät befehlen ... nun denn, für mich ist jeder Kirchhof der Schauplatz einer erstarrten Posse.“

„Ach, der Lästerung, der himmelschreienden Lästerung!“ rief der Pater, die Hände im Schreck zusammenschlagend.

„Er ist ja ärger als ein Heide! hat Er denn kein Gefühl? wo ist denn auf einem Kirchhof etwas Possenhaftes? so etwas Erschreckliches ist mir noch nie zu Ohr gekommen. Rede Er, Binder.“

„Kaiserliche Majestät, es gibt keine lustigern Geschichten als die von einem Kirchhof, denn Jeder, den da ein Hügel deckt, war auch sein eigener Hofpoet und Jeder hat sein eigen Buch gemacht. Wer diese Bücher zu lesen versucht, der muß lachen, mag er

wollen oder nicht, denn statt sieben Todsünden findet er acht darin verzeichnet."

„Acht?" rief der Pater ganz entsetzt . . . „es gibt nur sieben. Petrus Lombardus hat sie genau aufgeführt, sieben, nur sieben sind's. Welche sollte denn außer Hochmuth, Geiz, Wollust, Zorn, Völlerei, Neid und Trägheit des Herzens die achte sein?"

„Die Dummheit, Hochwürden, an der so viele Menschen sterben", antwortete der Staatsreferendar mit größter Seelenruhe . . . „Denn welcher von den Schläfern unter den Hügeln hätte nicht wenigstens einen Hauptschnitzer im Leben gemacht? Manche sind vom Kopf bis zu den Füßen eine einzige Dummheit gewesen, und stehe ich so mitten unter den Gräbern und denke daran, was Jeder für Bockssprünge im Leben gemacht haben muß, bis er dahin gekommen, wo er jetzt liegt, da dünkt mich's, ich stände vor dem herabgelassenen Vorhang im Theater, wo eben eine Posse zu Ende gespielt worden, und ich lache, weil... das Finale in nichts als in einer Handvoll Staub besteht."

Eine lange Pause folgte. Die Kaiserin ließ den Kopf in die Hand sinken, der Pater schien die Lust verloren zu haben, nachdem ihn der Staatsreferendar zur Kenntniß der achten Todsünde gebracht hatte,

weiter gegen ihn aufzutreten, wenigstens war in Gegenwart der Kaiserin Dergleichen ein Wagniß, das einem solchen Gegner gegenüber sehr mislingen konnte. Nach einer Weile richtete die Kaiserin das Gesicht wieder auf und sagte ernst: „Er hat nicht Unrecht, Binder, das Finale besteht in einer Handvoll Staub, die nach uns kommen, haben das Lachen oder Weinen um einen Preis, aber ich hätt' doch den Wunsch, daß Keiner dereinst lachen möcht', wenn er an mich denkt." Ueber das scheinbar bewegungslose Gesicht des Barons glitt ein Zucken, der steife altgewordene Staatsdiener sank aufs Knie nieder und sprach mit gepreßter Stimme: „Kaiserliche Majestät, wenn ich dann noch 's Leben haben sollte, so werde ich nicht lachen, aber auch nicht weinen, denn die Thräne im Herzen wiegt tausend mal mehr als die im Auge. Diese kann man verwischen, die andere aber wird ein Demant, den wir als Reichthum mit vonhinnen nehmen. Jeder gedenkt seiner Todten wie er kann." Es war eine ungewöhnte Rührung, die den Mann, der sonst nur Stachelworte im Munde führte, überkommen hatte; die Kaiserin erkannte das, und ihm gütig die Hand zum Kusse reichend sagte sie: „Stehe Er auf, Binder. Ich weiß schon, daß Er ein ehrlich Herz hat. Wollt's Gott, all' meine lieben Oesterreicher trügen

dereinst solche Demanten im Herzen um meinetwillen ... Gibt's zu unterzeichnen? zeig Er her." Während der Staatsreferendar die Mappe öffnete und die betreffenden Kanzleiausfertigungen auf ihren Schreibtisch legte, entließ die Kaiserin den Beichtvater, der mit frommer Salbung das Zeichen des Kreuzes über sie schlug, sich entfernte, an der Thür aber einen Blick voll tiefen Unmuths auf den zurückbleibenden Staatsreferendar warf. Die erhabene Frau nahm ihr Augenglas und überflog die ihr unterbreiteten Schriften; dann unterzeichnete sie. „Hier habe ich Ihro kaiserlichen Majestät noch ein versiegeltes Packet zu überreichen die Ehre", sprach der Baron ... „der Fürst läßt unterthänigst bitten, Mäjestät möchten es im Gloriett lesen."

„Ah, das ist ja etwas ganz Neues, so eine Bitte!" rief die Kaiserin erstaunt ... „der Fürst hat niemals Dergleichen an mich gerichtet. Gibt's denn jetzt auf einmal zwischen uns Geheimnisse?"

„Ich habe den mir aufgetragenen Befehl Sr. Durchlaucht erfüllt", antwortete der Staatsreferendar ... „und kann nur sagen, daß der Fürst überzeugt ist, Ihro Majestät werden ihn nach geschehenem Durchlesen der Schriften zu sich hierher befehlen."

„Darauf rechnet der Fürst? das ist ja noch selt-

samer", entgegnete Maria Theresia . . . „aber ich liebe derlei Geheimnißkrämerei nicht und werde daher das Packerl nicht aufbrechen, ich mag keine neue Ordnung in meinem fünfundfunfzigsten Jahre anfangen . . . 's mag ruhig hier liegen bleiben."

„Kaiserliche Majestät, soviel ich erfahren habe, betrifft der Inhalt des Packets die Jesuitenfrage."

„Das alte Lied kann der Fürst nicht vergessen, ich hab' schon gemeint, er hätt's aus dem Gedächtniß verloren, aber da höre ich's auf einmal wieder", bemerkte die Kaiserin unwillig . . . „ist denn kein Aufhörens davon? ich begreif' nicht, was für einen unchristlichen Haß er gegen die heiligen Väter hat! Ich untersuche nicht, ob die Jesuiten verdient haben, was ihnen in Frankreich, Spanien und Portugal widerfahren ist, denn ohne Zweifel hatten die Souveräne, welche die Unterdrückung des Ordens verfügt, das Für und Wider in ihrer Weisheit abgewogen; allein da ich sie wegen ihrer Aufführung in meinen Staaten nur loben kann, nicht minder wegen ihres Eifers und ihrer Arbeiten, so halte ich ihre Existenz für das Wohl der Religion und meiner Völker höchst wichtig, und muß sie in dieser Ueberzeugung aufrechterhalten und beschützen."

„Kaiserliche Majestät werden in Ihrem Herzen

und Geiste das Heilsamste in dieser Sache entscheiden", antwortete der Staatsreferendar ... „dazu wird vorzüglich der Inhalt dieses Packets förderlich sein, denn ich hörte den Fürsten sagen, es seien Papiere darin, die nur allein für Ihro Majestät Auge und Wissen gehörten."

Der weibliche Sinn der erhabenen Frau war durch diese rechtzeitige Bemerkung des Barons schnell angeregt. Es mußte etwas ganz Besonderes sein, was der Fürst ihr insinuiren ließ, er würde dieser Angelegenheit sonst nicht den Anstrich des Geheimnisses gegeben zu sehen gewünscht haben. In frühern Zeiten, wo sie Alles, was ihr Schriftliches übergeben wurde, selbst las, wäre ein derartiges Verlangen von Seiten Kaunitz', wie er es jetzt durch den Staatsreferendar an sie bringen ließ, ein vollkommen unberechtigtes und unstatthaftes gewesen, jetzt jedoch fand es seine Berechtigung in dem Umstand, daß die Kaiserin, da ihre Augenkraft im Verhältniß zu der umfangreicher werdenden Fülle ihres Körpers immer mehr und mehr abnahm, und sie deshalb eines Brillenglases sich bedienen mußte, die meisten ihr überreichten Schriften sich vorlesen ließ, was in Bezug auf den Inhalt des versiegelten Packets jedenfalls vom Fürsten als zu vermeiden betrachtet worden war.

Maria Theresia nahm ihr Glas zur Hand und las die Aufschrift des Packets, welche sie als von des Fürsten eigener Hand herrührend sogleich erkannte. Es war eine Art Ereigniß, Dergleichen ansichtig zu werden, weil Kaunitz' Devise: „Man muß nie Das selbst thun, was Andere verrichten können", ihn sehr selten die Feder zur Hand nehmen ließ, außer zu Unterzeichnungen seines Namens, der den Kanzleiausfertigungen erst die rechte Weihe und Kraft gab. Die Aufschrift lautete: „Für Ihro kaiserlichen Majestät Einsicht allein bestimmt, sonst für Niemands Kenntniß."

„Man muß dem Fürsten schon den Willen thun", sagte sie alsdann zum Staatsreferendar ... „der alte Herr möcht's nicht gut aufnehmen, wenn man ihm nicht ein unbedingtes Vertrauen schenkte. Und bei dem kann man's auch. Ich sag' manchmal zu mir, «den Kaunitz hat der gütige Gott ganz apart für Oesterreich geschaffen und für mich zur Unterstützung. Geb's der Himmel, daß Oesterreich immer solche Staatsmänner habe wie der!»" Mit diesem aus dem Herzen der Kaiserin kommenden aufrichtigen Wunsche deutete eine leichte Handbewegung dem Staatsreferendar seine Entlassung an.

Zwischen der erhabenen Frau und dem Fürsten-

Staatskanzler, obwol Beider Ansichten und Meinungen hinsichtlich ihrer verschiedenartigen geistigen Individualität oft sehr auseinanderliefen, waltete jenes schöne Verhältniß der Hochachtung, wie ein solches nur aus gegenseitiger Erkenntniß gleichen edeln Strebens hervorgehen kann. Kaunitz' fein gebildeter Geist überragte natürlich weit die Kenntnisse der Kaiserin, da deren Erziehung in vieler Hinsicht eine sehr mangelhafte gewesen war, aber er hegte Bewunderung für den gesunden Menschenverstand, den sie in allen Fällen, wo es Entscheidungen über des Staates Wohl und Wehe galt, an den Tag legte, und der in der Regel dann mit dem Ziele seiner staatspolitischen Speculationen übereinstimmte. Von ihrer Seite dagegen genoß der Fürst die Auszeichnungen, welche hochstehende Frauen so gern geistig hochbegabten Männern als einen Tribut der anerkennendsten Hochachtung zollen; zudem fühlte sie sich an ihn durch die Treue gekettet, die er vom Anbeginn seiner staatsmännischen Laufbahn ihrem Hause erwiesen hatte. Diese Treue war unwandelbar, geprüft in so vielen schwierigen Lagen, und vor ihrem Glanze, vor ihrer Wahrheit, möchte man sagen, erlosch selbst der jeweilige Verdruß, welchen die erhabene Frau über sein etwas extravagantes Benehmen empfand, das oft so wenig mit der Hof-

etikette und den unbedingten moralischen Anfoderungen, die sie an jeden Mann stellte, übereinstimmte.

Wol selten stand ein Staatsmann in so isolirter Stellung am Hofe und dem Hofe gegenüber als der Fürst, aber sie war sein freier Wille, nicht das Theil, welches ihm vom Geschick zuerkannt worden. Seine schroffen Manieren, seine Gewohnheiten, die nicht selten verletzten, waren die Bollwerke, welche keine Profanirung seines hohen geistigen Werthes von Seiten der Hofmenschen zuließen. Er achtete sie nicht, er beherrschte sie, und selbst sein starrer Egoismus erschien den in respectvoller Entfernung von ihm Gehaltenen als Eigenthümlichkeit, ohne die sie zuletzt sich den Fürsten nicht denken konnten. So war dieser Nestor aller damaligen europäischen Diplomatie für den Kaiserhof ein Bild aus Einem Gusse geworden, zu dem man emporschaute, das man bewunderte und für dessen Ersatz man keinen Andern zu finden wußte. Die Kaiserin theilte diese Bewunderung, weil sie einen Mann in ihm erblickte, der unter allen Umständen er selber, der heute ihr in seiner geistigen Größe wie mit all' seinen Schwächen ebenso unverändert erschien, wie er ihr vor einer Reihe von Jahren erschienen war. Kein größerer Beweis von der Anhänglichkeit der Kaiserin an ihn konnte wol gefunden werden als die steten

Fehlschläge, welche die ihr so theuern Patres der Gesellschaft Jesu bei allen Gelegenheiten zu erleben den Verdruß hatten, wenn sie versuchten, der erhabenen Frau Herz von dem „ministro eretico“ (Ketzerminister), wie man ihn in Rom zu benennen pflegte, abzuziehen. Daß dies den Patres der heiligen Societät nicht gelang, war ein unbestreitbares Zeichen des gesunden Verstandes der Kaiserin, die sehr gut einsah, daß sie und ihr Oesterreich nie Mangel an Jesuiten, wohl aber an Staatsmännern von so hoher Befähigung wie Kaunitz leiden würde.

Nachdem sie sich hatte umkleiden lassen, machte sie sich lesefertig, d. h. sie schnallte sich eine Schachtel um den Leib, in welche sie diejenigen Papiere, Briefe oder Suppliken legte, welche sie selbst und zwar im Freien zu lesen gedachte. Diesmal war es das versiegelte Packet des Staatskanzlers, welches Platz in der Schachtel fand. Als die die Umkleidung besorgenden Kammerfrauen entlassen waren, begab sich die Kaiserin durch ihre zu ebener Erde gelegenen Zimmer nach der Glasthür, von der aus ein bedeckter Gang nach der ihr so angenehmen Bogenlaube im sogenannten Gloriett führte, das dem Baugenie Kaunitz' sein Dasein verdankte. Die Decoration der Zimmer trug ganz den Ausdruck des damaligen Geschmacks in Oester-

reich. Sie waren meist indianisch mit Dattelbäumen, Vögeln, Blumenfestons und Früchten gemalt, das Auge ward dadurch in die Täuschung versetzt, die Wunder einer fremden Zone zu schauen, was für eine lebhafte Phantasie immer eine höchst angenehme Anregung sein mußte; nur zwei Zimmer zeigten sich frei von diesem Modeton, sie waren weiß mit Gold, die Möbel aschgrau mit Gold. Ueberhaupt schien die Kaiserin das die grellen Farben dämpfende Aschgrau sehr zu lieben, selbst ihr Schlafcabinet war so gemalt und auch ihr Bett von aschgrauem Damast.

Der Abend, dessen goldpurpurnes Licht die Zimmer mit einem Rosenschimmer überstrahlte und die Täuschung der Malerei dadurch fast als Wirklichkeit erscheinen ließ, lagerte prächtig über der schönen Landschaft. Langsam schritt die Kaiserin an dem wachthabenden Posten vorüber, welcher den Eingang ins Gloriett überwachte, die prächtige Sala Terrena, von dorischen Säulen gebildet, entlang und ließ sich am Ende dieses herrlichen Laubenganges in einen weichgepolsterten Sessel nieder, deren mehre hier in Bereitschaft standen, da wol kein Tag während des Aufenthalts der Kaiserin zu Schönbrunn verging, wo sie nicht die Abendstunden hier verbracht hätte. Es war ein schönes, dem Herzen wohlthuendes Bild, das

sich auf dieser Anhöhe vor dem Auge entfaltete. Der reine im feuchten Sonnenglanz schimmernde Himmel wölbte sich über dem in allen Abstufungen des Grüns prangenden weiten Schloßgarten, heilige Ruhe, nur zuweilen durch den Gesang eines Vogels unterbrochen, lagerte auf dem schönen Bilde, der Wohllaut seligen Friedens drang ins Herz. Ermüdet von dem Heraufsteigen fühlte die erhabene Frau die Nothwendigkeit, sich zuvor zu erholen, ehe sie das Packet eröffnete. „Ich bin doch neugierig, warum der Fürst mich hier heraufseccirt hat", sagte sie zu sich . . . „etwas Absonderliches muß es sein, denn der Kaunitz thut nichts, was er nicht in alle Art und Weise wohl überlegt hat, darauf kenne ich ihn." Nach einer Weile — sie hatte die Schachtel abgeschnallt — öffnete sie diese und nahm eins der Papiere heraus. Dasselbe lag in einem Umschlag, auf welchem, von Kaunitz' Hand geschrieben, die Worte standen: „Mir aus den zu Rom mit Beschlag belegten Papieren des Jesuitengenerals Pater Ricci zugesendet."

„Was ist das?" rief die Kaiserin mit dunkelgeröthetem Antlitz, nachdem sie den Inhalt vorerst nur flüchtig angeschaut hatte . . . „meine Generalbeichte, die ich dem Pater Campmillr am Tag vor Neujahr abgelegt hab'?" Es war keine Täuschung. Das

Beichtgeheimniß war von ihrem Beichtvater dem Ordensgeneral zugeschickt worden, der Pater hatte nur der Ordensregel gehorsamt. Die erhabene Frau fühlte sich aufs tiefste von diesem unheiligen, schamlosen Beginnen empört. „Jesus, Maria und Joseph!“ rief sie halblaut vor sich hin . . . „ist denn das auch Religion? soll der Beichtvater nur ein Horcher sein, der den guten Glauben seines Beichtkindes so abscheulich betrügt! das ist ja schändlich! wo soll denn da noch Treu' und Glaube sein, wenn die Religion selbst nur als Deckmantel der Spionag' gebraucht wird? Das wär' also die Kunst der Herren Patres von der heiligen Societät? pfui! pfui!“

Es dauerte ziemlich lange, ehe die Kaiserin sich von dem Schreck dieser höchst unerquicklichen Entdeckung erholte. Nichts konnte ihr edles Herz mehr zum Abscheu reizen als ein Betrug am Heiligsten, an der Religion, und indem ihr Kaunitz ein in dieser Beziehung an ihrer eigenen Person begangenes Verbrechen klar vor Augen führte, hatte er der ihm verhaßten Gesellschaft der heiligen Väter einen sichern Todesstreich beigebracht. Er kannte die Gemüthsart der Kaiserin zu genau, um keinen Fehlschlag in seiner langgehegten Hoffnung, diese seine stets rüstigen Gegner niederzuschlagen, erwarten zu dürfen, nachdem er

ihr einen solchen Beweis der Untreue und einen Einblick in die geheimnißvolle Thätigkeit des Jesuitismus vor Augen gebracht. Die erhabene Frau hob die übrigen gleichfalls in einem separaten Umschlage liegenden Papiere aus der Schachtel. Auf demselben las sie wieder von Kaunitz' Handschrift die Worte verzeichnet: „Geheime Schriftstücke aus einem Wandschrank in der Geheimkanzlei der Provinz Oesterreich im Profeßhause zu Wien.“

Die Kaiserin las eine Schrift nach der andern, die schnell abwechselnde Farbe ihrer Wangen vom dunkelsten Roth bis zur tiefsten Blässe bewies deutlich, welcher Art die Ueberraschungen waren, die sie hier machte. Es würde unmöglich gewesen sein, schlagendere Beweise für die Unstatthaftigkeit der längern Existenz einer geistlichen Gesellschaft aufzufinden, die von der Kaiserin durchlesenen Papiere waren die unverwerflichsten Zeugnisse, wie systematisch der Orden seine fungirenden Mitglieder zur Kenntniß von Familiengeheimnissen verpflichte. Welcher durchbildete Spürgeist gehörte dazu, um Geheimnisse derart, wie sie von verschiedenen einflußreichen Familien in diesen Papieren zu finden waren, zu entdecken? Die Unsittlichkeit dieses heuchlerischen Treibens erfüllte das Herz der Kaiserin mit tiefer Scham, umsomehr, als

sie bisher die Vertheidigerin des Ordens bei jeder Gelegenheit gewesen war. „Nein", sagte sie entschlossen zu sich . . . „derlei Ischariothstreiben soll mein liebes Oesterreich nicht mehr entheiligen."

Das letzte der Papiere, aus einem ganzen Bogen bestehend, überraschte sie noch weit mehr, da sie die freilich schon etwas vergilbte Handschrift zu erkennen glaubte und sich auch nicht getäuscht hatte, denn der Name des Ordensmitglieds Hambacher documentirte sich gleich beim Anfange der Schrift als der des Verfassers derselben. „Was hätt' denn der Hambacher zu berichten gehabt?" fragte sich die Kaiserin. Bald deuteten ihre Gesichtszüge an, wie sehr sich ihre Aufmerksamkeit spanne. Ein Bruchstück dieser Schrift Hambacher's lautete wie folgt:

„Niemand außer mir war im Zimmer. Warum hätten die Lebenden bei den Todten weilen sollen? Daß ich darin geblieben, lag in der einfachen Ursache, weil ich der Frau das Mädchen überantwortet hatte, um es am Leben zu erhalten. Als ich zwischen den. beiden Leichen, der der Gräfin, welche bleich und entstellt auf dem Lager, wo sie wenige Stunden vorher das Zwillingspaar geboren, ausgestreckt und mit einem Tuch überbreitet lag, und dem gleich nach der Geburt verstorbenen Knäblein stand, das die Dienerin der

Gräfin, um keinen Versuch zu unterlassen, das schnell verloschene Leben desselben wiederzuerwecken, in eine dicke wollene Decke bis an den Hals eingewickelt und es so, da kein Zeichen rückkehrenden Lebens sich spüren ließ, in dem Armsessel hatte liegen lassen, als sie durch den Tod ihrer Herrin vor Schreck bewußtlos geworden, aus dem Zimmer entfernt worden war, überkamen mich seltsame Gedanken, die im Nu zu einer Macht in mir wuchsen, welche ich nicht zu bezwingen vermochte. «Ach», sagte ich zu mir . . . «wäre ich würdig vor dem allmächtigen Gott, dem ich ein langes Leben voll Kampf gegen mich selbst geopfert und rastlos thätig gewesen bin im Dienste des heiligen Ordens, welchem ich mich gewidmet mit allem Eifer eines aufrichtigen Herzens, ich müßte jetzt, wie seine Apostel und Heiligen, die Kraft in mir fühlen, diese Todten aufstehen zu heißen zu neuem Leben, wenigstens diesen schuldlosen Säugling, der gleich einer Blume, die kaum ihren Kelch erschlossen dem Lichte der Sonne, auch gleich vom verderbenden Hauche des Todes in ewige Nacht versenkt wurde, zu beleben, daß er ein Werkzeug des Ruhmes Gottes, ein großes werkthätiges Mitglied unserer Gesellschaft werde.» Solcher Gedanke meiner Kraftlosigkeit, meiner Unwürdigkeit drückte mich tief nieder. Ich trat zu dem Stuhle, auf dem

der Säugling lag. Das kleine Menschenantlitz lag still, bewegungslos, der Ernst des Lebens war ebenso spurlos wie der Schmerz des Erlöschens an ihm vorübergegangen, auf solchem Kindesgesicht konnte noch kein Eindruck haften. Und wie ich so in das todte Antlitz des kleinen Wesens schaute und der Spanne Zeit gedachte zwischen dem Tode eines Greises und seiner Geburt, die doch zuletzt nicht mehr gewesen ist als der kurze Daseinshauch dieses Knäbleins, ein verflogener Athemzug, den die Lüfte verwehen, da stieg wieder der Gedanke in mir auf, ich müsse versuchen, ob nicht die Macht des Herrn auch in mir wie in seinen Aposteln und Heiligen wirksam sei. Ich beugte mich nieder, öffnete den Mund des todten Säuglings und hauchte ihm meinen Athem in den kleinen Körper. Wer schildert meine Freude, als ich nach mehren Versuchen in der Brust des nun schon fünf Stunden lang todten Kindes ein leises Kluckſen vernahm! als ich nach einer Weile Bewegungen an seinen Augenlidern merkte! Lebendig war der Säugling unter dem Hauch meines Athems geworden ... Gott hatte mich mit der Fülle der Kraft seiner Apostel und Heiligen gesegnet, ich fühlte mich erhoben auf die Stufe eines Schöpfers!"

Die Kaiserin ließ die Schrift auf den Schoos niedersinken, sie schaute hinaus auf das leuchtende Grün

des prächtigen Schloßgartens, aber es schien nicht, als hafte ihr Blick auf einem bestimmten Gegenstande, vielmehr war es ein planloses Schauen, wie dergleichen öfters zu geschehen pflegt, wenn der Geist, erfüllt von einem Gedanken, der ihn ausschließlich beherrscht, unbewußt einen Ruhepunkt sucht und doch nicht findet, denn die Uebermacht in ihm ist allein gebietend. Als die erhabene Frau mit dem des Paters Hambacher Namen tragenden Schriftstück zu Ende war, faltete sie es schweigend zusammen und gab sich dann einem langen Sinnen hin. „Und ich hatte davon keine Ahnung!" sagte sie endlich aus dem Nachdenken sich aufrichtend ... „mein Gott! mein Gott! welches abscheuliche Verbrechen konnte aus diesem Geheimniß hervorgehen!" Sie war sichtbar von Dem ergriffen, was Pater Hambacher's Schrift ihr verrathen hatte. Langsam, nachdem sie die Schachtel mit den Papieren wieder um den Leib geschnallt hatte, ging sie nach dem Schlosse in ihre Zimmer zurück und einer ihrer Fouriere erhielt den Auftrag, den Fürsten Kaunitz noch für diesen Abend zu ihr zu bescheiden.

Mit den abnehmenden Lebensjahren wird der Geist des Menschen ernster, die äußere Sinnenwelt verliert in seinen Augen die Frische ihres Farbenglanzes, unwillkürlich empfindet er zuweilen Anregungen zur Ein-

kehr bei sich selbst. Es sind große Momente im Menschenleben, wo jeder über sich selbst stilles Gericht hält, Momente, von denen Segnungen oder Kummer ausgehen, je nachdem die Selbstschau ihm Freude oder Trauer bereitet hat. In dem bereits vorgeschrittenen Lebensalter der Kaiserin konnte kein Tag mehr geeignet zu solcher Einkehr bei sich selbst sein als ein solcher, wo sie die Erinnerung an ihren verstorbenen „liebsten Kaiser" feierte in Gebet und herzlichen Wünschen für sein Seelenheil. An den Abenden dieser schmerzlichen Feiertage hielt sie sich stets zurückgezogen von dem Umgange mit ihren Damen, nur Frau Josepha von Gutenberg, ihre Kammerfrau, verweilte dann bei ihr und las ihr aus Erbauungsschriften vor. Die innige ungeheuchelte Religiosität der Gutenberg, deren sanftes weibliches Gemüth, dann mit dem ernsten erhobenen Wesen bot der Kaiserin eine harmonische Zusammenstimmung, und es geschah nicht selten, daß die erhabene Frau zu ihr sagte: „Sie ist mir recht lieb, Gutenberg, glaube Sie mir das. Ich spendire Niemandem ein Lob, der's nicht verdient, Ihr aber muß ich es ins Gesicht sagen. Ich glaub', das bin ich Ihr schuldig." Zu wem die Kaiserin auf solche Art sprach, der konnte versichert sein, daß er fest in ihrer Gnade stehe, und in der That war das in Bezug

auf die Gutenberg auch vollkommen der Fall. Durch sie wirkten die Jesuiten indirect auf die erhabene Frau ein und konnten ihrer Sache ziemlich sicher sein.

Die Kaiserin, welche von dem Gedanken, die Gesellschaft Jesu aus ihrem Staate auszuweisen, sehr angeregt war, empfand gleichwol eine Beängstigung vor dem Eindruck, den dieser ihr Beschluß auf die Gutenberg machen werde, und doch mußte es geschehen. Sie als Herrscherin durfte keine Macht in ihrem Reiche dulden, die insgeheim die zartesten Familienverhältnisse auskundschaftete, und diese auf so unedelm Wege erworbenen Kenntnisse zu ihrem Nutzen ausbeutete. Aber Pater Hambacher's Geständniß, denn welchen andern Namen hätte sie dessen Bericht an den Orden geben sollen? schlug die Saite der Erinnerung gleichzeitig so lebhaft an, daß sie unwillkürlich und von ihrer immer lebhaften Phantasie gehoben, sich im Geiste in jene Zeit der ersten Jahre ihrer Regierung versetzte. Welche Kämpfe damals um ihre Existenz! welches Strafgericht damals über die Böhmen, von denen, in Erinnerung an die blutige Vernichtung, welche den protestantischen Adel dieses Königreichs nach der Schlacht am Weißen Berge getroffen, ihr die Anerkennung als Königin verweigert wurde! So stark auch Maria Theresia in dem Bewußtsein ihrer hohen

Abkunft war, und in demselben die vollste Berechtigung fand, Alles, was den Ansprüchen derselben zum Nutzen galt, gethan zu haben, so konnte sie doch nicht den Anflug eines Schauers bei dem Andenken an jene Zeit bewältigen. Jetzt war diese Empfindung besonders angeregt, denn jene Zeit streckte mittels Pater Hambacher's Geständniß ihren Arm in die Gegenwart herein. Sie gedachte jenes Tages, wo die Gräfin Wrtby ihr gegenübergestanden.

Es war seltsam, daß die Erinnerung an diese Dame oft, wenn sich die Kaiserin unwillkürlichen Rückblicken auf ihre Vergangenheit hingab, wie erst vor kurzem in ihr Gedächtniß aufgenommen vor ihr hintrat, als ob zwischen ihr und der Verstorbenen ein geheimnißvolles Band stattfände. „Ach, wer sagt mir denn, ob ich auch gerecht gehandelt habe vor Gott, da ich den Weg der Strafe einschlug gegen Die, welche mich haßten?" Das Nachdenken über diese inhaltschwere Frage an ihr eigenes Ich war ein sehr wenig befriedigendes, die Gestalt der Gräfin Wrtby erschien ihr wie ein Rechenschaft foderndes Gespenst. Der Name Wrtby war vernichtet im Andenken der Menschen, und sie, die Kaiserin, die so gewaltig und unerbittlich ihres Hauses Gegner verfolgte, hatte sich nicht mit Untergang der ihr feindlichen Geschlechter begnügt, sie und

Pater Hambacher hatten deren Nachkommen übergepflanzt auf jenen Boden, den eine weite Kluft von dem mit Blut und Leben ihrer Aeltern vertheidigten Standpunkt trennte. Wenn im Jenseits die Geister der auf Erden Verstorbenen Gedächtniß für ihre zurückgelassenen Lieben haben, und welche Kirche predigte mehr von dieser den Heimgegangenen gebliebenen Fähigkeit, die schon einen Theil ihrer Seligkeit oder der Strafe ausmacht, als die römisch-katholische? so hatte sie und Hambacher auch übers Grab hinaus eine Gewaltthat an ihren nicht ihrer Kirche und Glauben angehörenden Feinden begangen, indem sie den Geistern derselben das Recht entrissen, mit ungetrübter Liebe an die in einer andern Religion erzogenen Hinterlassenen zu gedenken. So bigott die Kaiserin auch war und der Gedanke, daß kein von den Satzungen des Katholicismus abweichender Glaube irgendeine Berechtigung vor dem Richterstuhle Gottes finden könne, als feste Ueberzeugung in ihr lebte, so fiel doch in ihr eiferndes Herz ein Schauer, sobald nur die Spur der Idee in ihr auftauchte, daß vor des Ewigen Richterstuhl allein der Werth, nicht der Glaube des von der Erde Geschiedenen gewogen werden könne. Das ganze Gebäude ihrer starren Religiosität ward ja durch den Aufblitz dieser Idee im tiefsten Funda-

ment erschüttert, ihr Bekehrungseifer, der Viele um der Verhältnisse willen zu Heuchlern gemacht hatte, erschien statt heilig unverständig und sie fühlte sich mit einem male dem festen Boden entrissen, auf dem sie solange sie denken konnte, mit Inbrunst gefußt hatte. In Betrachtungen dieser wenig friedevollen Gedanken vertieft, wurde sie durch ein dreimaliges leises Klopfen an die Thür gestört. Das war die Gutenberg, welcher die Kaiserin sogleich mittels der Klingel das Zeichen zum Eintritt gab.

„Nun, was bringt Sie denn für Nachricht, Frau Josepha?" war die erste Frage der Kaiserin.

„Ach, meine gute kaiserliche Majestät, das ist eine böse Angelegenheit in dem gräflichen Hause", antwortete die Gutenberg. „Ich muß es grad' heraussagen, daß mich die Frau Gräfin von Herzen dauert, daß solcher Affront sie treffen muß. Die arme Dame ist recht sehr davon gebeugt und hat mir ein Geständniß abgelegt, das nur bezeugt, wie der Herr Graf eine gar sonderbare Passion auf Eifersucht haben. Mir ist die arme Dam' in den Arm gefallen wie ein Kind und hat nur davon geredet, daß ihre ganze Hoffnung auf Ihro Majestät gutes Herz gebaut sei. Wenn sie Ihro Majestät Lieb' und Gnade verlöre, möge auch sie nicht mehr leben."

„Davon ist ja noch keine Red' gewesen, das hat Sie ihr doch gesagt, Frau Josepha?"

„Freilich, freilich, ich habe getröstet nach Kräften, aber wenn der Mensch einmal im Unglück drinn ist, will der beste Trost nicht anschlagen. O, das ist kein Spaßettel, einer Frau die Ehr' vor Gott und der Welt abzuschneiden! Das Vermögen kann verloren gehen, aber einer Frau Ehre ist mehr als alles Vermögen, die kann nicht wieder ersetzt werden."

„Da hat Sie Recht, Frau Josepha", stimmte die Kaiserin bei ... „das ist ganz meine Meinung, nach der ich zeitlebens mich gerichtet und streng darauf gehalten, daß es auch von den andern Dames so gehalten werde. Nun, ich denk', an unserm Kaiserhof sei die Reputation der Frauen grad' nicht der schlechteste Ruhm. Aber was hat Ihr die Gräfin für ein Geständniß abgelegt?"

„Sie hat mir gesagt, daß es nicht das erste mal sei, daß ihr der Graf das Leben so verbittere. Mit dem Grafen Erdödy habe er sie schon verdacht, und Gräfin Konstanze nebst ihrer Gesellschafterin, dem Fräulein von Hallstein, müßten ihr bezeugen, daß sie den Erdödy verabscheut habe. Später hätte der Gemahl sie noch tiefer gekränkt und ihre Güte gegen den schlesischen Freiherrn von Starkow, der unter Ihro Majestät Arcierengarde eine Anstellung gefunden, als ein schamloses Verhältniß gedeutet. Um allem Schlim-

men, was aus solcher traurigen Leidenschaft, wie die Eifersucht des Grafen Trautson's sei, entspringen könne, vorzubeugen, und in Angst um ihren guten Ruf, habe sie dem Herrn von Starkow sogleich den Eintritt in ihr Haus untersagt. Das müsse dieser bestätigen und Ihro kaiserliche Majestät würden sich auch nie entsinnen können, daß sie je ein Wort zu Gunsten des genannten Starkow bei Allerhöchstihnen angebracht, was doch gewiß der Fall sein würde, wenn irgendeine Zuneigung zu demselben bei ihr obgewaltet hätte."

„Das ist wahr; ich kann mich keiner solchen Fürbitte erinnern", stimmte die Monarchin bei.

„Und was den böhmischen Grafen Paradeis betreffe, der jetzt Gegenstand der Eifersucht ihres Gemahls sei, so wäre dieselbe mehr als lächerlich und abgeschmackt. Graf Paradeis habe bei einem Souper mit ihrem Gemahl und ihr, ein wenig vom Weine angeregt, mit ihr auf den Trinkspruch: Was wir lieben! angestoßen, ihr Gemahl aber darin einen gültigen Grund zum Verdacht eines zwischen dem Paradeis und ihr bestehenden unerlaubten Verhältnisses zu finden geglaubt. Davon habe sie jedoch zu der Zeit nichts geahnt und dem Grafen Paradeis, der sich stets als ein feingebildeter Cavalier gezeigt, vor wie nach gestattet, ihren Salon zu besuchen. Auf Seiten des

böhmischen Herrn sei allerdings ein Geheimniß verborgen worden, eine Amourschaft, aber nicht zu ihr, sondern zu dem Kammerfräulein Ihro Majestät, der jungen Gräfin Mollart."

„Ah, was sie sagt! diese kleine Mollart, die immer vom Kloster schwatzt, als möcht' sie da je eher je lieber hinein, ist die Amour vom Paradeis?" fragte die erhabene Frau überrascht . . . „das ist ja das Erste, was ich von der Geschicht' höre."

„Das eben, daß die kleine Gräfin Mollart, welche von Ihro Majestät oft scherzweise ihres Taufnamens Angelica wegen Allerhöchstdero «Kammerengel» titulirt wird, nur immer vom Kloster schwatzt und so kalt und abstoßend gegen die Cavaliere ist, daß Jeder, wenn er nur einmal mit ihr gesprochen, sich auf immer von ihr zurückzieht, ist die Ursache von dem ganzen unglücklichen Misverständniß der Trautson'schen Ehe. Graf Paradeis hat keinen andern Weg zu finden gewußt, um seiner Geliebten Herz zu rühren, die ihn, wie alle Andern, schnell zurückgescheucht, als daß er Gräfin Trautson Vermittlerin seiner Gefühle bei derselben zu werden anflehte, und als sie ihm dies, durch seine inständigen Bitten bewogen, zugesagt, überschickte er ihr ein Billet an die kleine Mollart, welches sie dieser einhändigen sollte. Unglücklicherweise

aber gerieth dies in ihres Gemahls Hand, und als Graf Paradeis am Abend des nächsten Tages den Salon der Gräfin Trautson besuchte und Gelegenheit fand, mit ihr in einem entfernten Gemache über seine, ihn so bekümmernde Herzensangelegenheit zu sprechen, überraschte ihn deren Gemahl, wie er vor ihr kniend rief: «O sagen Sie, darf ich Liebe hoffen?» Nun Ihro kaiserliche Majestät wissen, wie sehr Graf Trautson sich und die Ehre seiner Gemahlin vergessen hat, daß er den Paradeis durch seine Lakaien aus dem Hause bringen ließ."

„Was kann man dabei thun?" fragte die Kaiserin . . . „Die Gräfin darf nicht das Opfer eines so abscheulichen Misverständnisses werden. Jesus, Maria und Joseph! was mag die Aermste für Kummer wegen der Schand' haben! morgen werde ich den Trautson zu mir bescheiden. Was glaubt denn der Herr, was die Ehr' einer Frau zu bedeuten hat? Die ist wie Sonnenstrahl und eitel Gold; aber das Mannsvolk ist eine Gesellschaft übereinander, die . . ." sie hielt plötzlich im Flusse ihres Eifers ein, denn sie mochte sich erinnern, daß sie heute voll milden, vergebungsreichen Herzens am Sarge ihres Gemahls gebetet hatte, der ihr jeweilig auch, freilich in anderer Weise, Stunden des Verdrusses verursacht. Nach einer Weile sagte sie gütig: „Frau Josepha, morgen

fährt sie noch vor der Mess' nach Wien und meldet's der Gräfin, daß sie nicht verzagen möcht', ich wär' gerad' noch so wie früher ihre gnädige Kaiserin und ich hätt' nicht im Willen, die Frauenehre so schmählich seciren zu lassen. Sie sollt' sich trösten, ich würd' ihr helfen. Wenn die Leut' sie wieder am Hofe sehen werden, plauschen's nicht mehr davon. Hat Sie noch eine Sach' auf dem Herzen?"

„Ja, meine gute, gnädige kaiserliche Majestät", war die Antwort der Gutenberg.

„Wie ich mich beurlauben wollte von der Gräfin, brachte der Lakai ein schwarzgesiegeltes Schreiben von Szomolan. Gräfin Erdödy meldete ihr den Tod ihres Gemahls, der sanft in ihrem Arm entschlummert sei, nebenbei auch zugleich ihre Absicht, nach Verlauf einiger Wochen nach Wien zu kommen."

„Erdödy gestorben?" fragte die Kaiserin, den Blick planlos vor sich hinrichtend. Die Gutenberg bemerkte, daß der erhabenen Frau Antlitz einen Ausdruck tiefen Ernstes annahm. Welche Ideenverbindung sich bei ihr an die Kenntniß dieser Nachricht knüpfte, konnte Frau Josepha natürlich nicht errathen, indeß sie glaubte sich überzeugt, daß es die Erinnerungen an die Ereignisse in des Verstorbenen Ehe mit Konstanze seien, welche sie augenblicklich verdüsterten. Die Kaiserin blieb schweigsam.

Zwei Stunden später, die Sonne war schon im tiefen Niederschweben hinter die westlichen Höhen begriffen, eilte die Gutenberg in das Zimmer der Monarchin mit dem Rufe: Der Fürst kommt! Die Kaiserin entsprach demselben, indem sie ihr schleunigst beistand, sämmtliche Fenster zu schließen, weil Kaunitz jede scharf ihn anwehende Luft vermied. Eine abendliche Fahrt nach Schönbrunn war für einen Mann wie der Staatskanzler ein Gegenstand besonderer Sorge um seine Gesundheit, da er sich nur im äußersten Nothfall dazu entschloß, sich zu außergewöhnlicher Zeit dem Wechsel der Luft auszusetzen. Obwol jetzt die schönste Sommerzeit und die Luft, wie man zu sagen pflegt, badewarm war, so legte doch der Fürst im Vorzimmer der Kaiserin sechs schwere seidene Mäntel ab, in die er versorglich sich trotz seines hermetisch geschlossenen Wagens verhüllt hatte, damit kein kühlendes Lüftchen ihn berühren könne. Nachdem diese Entpuppung seiner Gestalt geschehen, schritt er mit Gravität in das von den Lakaien geöffnete Zimmer Maria Theresia's. Die Kaiserin trat ihm entgegen und sagte auf das auf ihrem Schreibtisch liegende Packet deutend: „Er hat mir da eine saubere Ueberraschung bereitet, mein lieber Kaunitz, aber ich bin Ihm doch dankbar dafür.“

„Empfange kaiserliche Majestät meinen Glückwunsch für dies Changement Allerhöchstdero Gesinnungen", entgegnete der Fürst in seinem schlechten absichtlich geradebrechten Deutsch und in jener langsamen Sprechweise, die eine Eigenthümlichkeit der Manier seines Ausdrucks war, sodaß man sagen konnte, er denke von Wort zu Wort.

„Ich muß Ihm nachsagen, daß Er Seine Sachen mit Consequenz verfolgt", redete die Kaiserin . . . „wie lange ist es doch, daß Er Sein Auge auf diese Sache gerichtet hat?"

„Seit der Zeit, als von Ihro Majestät die große Wahrheit ausging: «Wir leben nicht ewig, müssen auch an unsere Enkel denken.»" Es war unmöglich, der Kaiserin ein größeres Compliment zu machen, oder ihr eine höhere Huldigung der Anerkennung ihres Regierungssystems darzubringen, und die ernste Ruhe, mit welcher dies geschah, entfernte zugleich jeden Verdacht einer Beabsichtigung von Schmeichelei. Mit ihren eigenen Worten hatte der Fürst sie an jene Zeit seines Eintritts in die Stellung als erster und einziger Minister Oesterreichs erinnert. Diese Stellung ihm zu geben, war von Seiten der jungen und thatkräftigen Kaiserin ein lange schon genährtes Geheimniß gewesen, das plötzlich wie ein Blitz in die Wirk-

lichkeit trat und das bis dahin zusammengestellte Ministerium des Herrn von Bartenstein außer Wirksamkeit setzte. So sehr auch die Kaiserin in ihrer Gegenwart geschehende Lobpreisungen ihrer Person oder ihrer Handlungen als unstatthaft von sich abwies, so war dies bei Kaunitz' meisterhafter Entgegnung, die ihr Herz mit Freude erfüllte, da der anerkannt größte Staatsmann seiner Zeit, wie Kaunitz diesen Ruhm sein Eigenthum nannte, ihr Streben, für die Zukunft Oesterreichs als thätige Mutter zu sorgen, als Richtschnur für das Seine andeutete, doch durchaus kein möglicher Fall, weil beim Anzug ihrer damals gebrauchten Worte wenigstens die Wahrheit als Schmeichelei hätte betrachtet werden müssen. Ein Diplomat wie der Fürst, welcher alle die Personen, mit denen er im Verkehr stand, so ziemlich genau kannte und ihre Eigenschaften und Schwächen jederzeit klug zu nützen verstand, wußte der Kaiserin gegenüber sich stets zum Herrn des Moments zu machen, indem er durch kluge Wendungen ihr immer den Vortheil abgewann, ihre weibliche Empfindsamkeit mit ins Spiel zu bringen. Daß er im jetzigen Falle schon ganz Meister der Situation geworden, ward ihm bald zur deutlichen Ueberzeugung.

„An unsere Enkel denken . . . ja, ja, Er hat ganz

Recht, Kaunitz, ich schrieb das damals unter die mir eingereichte Archivsordnung Bartenstein's", sprach die Monarchin. „Nun, ich glaube, meine Regierung hat meinen Ausspruch nicht Lügen gestraft. Seit der Zeit also hat Er den Gedanken, die Patres Jesuiten aus ihrer Wirksamkeit zu entfernen?"

„Majestät, als ich erkannt hatte, wie gemeinschädlich ein Staat im Staate ist, suchte ich auch dies Ziel zu erreichen. Es gelang mir im Auslande leichter als in unserm Oesterreich."

„Im Auslande? was will Er damit sagen?" fragte die erhabene Frau erstaunt.

„Die Vertreibungen der Jesuiten aus Spanien, Frankreich und Portugal betrachte ich zum Theil als mein Werk. Ich machte die ehemals an Ihro Majestät Hofe aus jenen Ländern beglaubigten Gesandten Aranda, Choiseul und Pombal auf die Schädlichkeit des Jesuitenordens für das Gesammtinteresse der Völker aufmerksam, und ich hatte mich nicht getäuscht, daß diese Herren bald die Ueberzeugung der Irokesen theilen würden, welche schon 1682 beim Friedensschlusse als Neubekehrte ausdrücklich auf Entfernung der Gesellschaft Jesu aus ihren Ländern drangen, da diese Patres alles Das thäten, was der gute Jesus nicht gethan. Es war zu erwarten, daß, sobald die genann-

ten Gesandten Minister geworden, sie dieser Erkenntniß durch Vertreibung der heiligen Societät Folge geben würden.“ Der Staatskanzler ließ eine kurze Pause eintreten, in welcher er den Blick seiner Gewohnheit nach an die Decke heftete. Vielleicht geschah dies absichtlich, um bei der Kaiserin, der bei der keineswegs schmeichelhaften Bemerkung hinsichtlich der Irokesen eine Blutwelle in Wangen und Stirn aufgeschossen war, Zeit zu gönnen, sich wieder zu fassen. Nach einer Weile redete er weiter: „Ihro Majestät Herzensgüte gegen die Väter von der heiligen Societät machte es mir zur Pflicht, Ihnen Beweise der unstatthaften Regel in diesem Orden vorzulegen. So schwierig als dies auch war, verzagte ich doch nicht. Seit neun Jahren fand ich mich bereits im Besitz der Schriftstücke aus der Geheimkanzlei der Provinz Oesterreich im Profeßhause zu Wien; aber so inhaltreich sie auch sein mögen, so erschienen sie mir doch nicht vollkommen schlagend genug. Nichts war darin vorzufinden, was eine Untreue gegen Ihro Majestät Allerhöchste Person selbst beglaubigt hätte. Ohne solchen Beweis war Schweigen besser denn Reden. Se. Heiligkeit, der Papst, übersendete mir aus den mit Beschlag belegten Papieren des Jesuitengenerals Ricci Ihro Majestät Generalbeichte, und ich

zögerte nun nicht, diesen Beleg vor Ihre Augen zu bringen.“

Wieder folgte eine Pause, dann hob die Kaiserin an: „So wird Er wenigstens jetzt Seine Geduldprobe belohnt sehen. Lasse Er eine Aufhebungsurkunde des Ordens in meinen Staaten in der Kanzlei ausfertigen, ich werde sie unterzeichnen. Aber man soll die Patres mit Milde behandeln, sie nicht secciren oder turbiren. Das will ich nicht haben, hört Er? Man darf nicht vergessen, daß die Gesellschaft Jesu dereinst für Oesterreich ein Nutzen war, ich meine, sie sollen es als Dank dafür ansehen, daß ihnen jetzt nicht harb mitgespielt wird. Auch nicht als Bettler sollen sie, wer nämlich nicht auf andere geistliche Weise wirksam sein will in meinem Land, dasselbe verlassen. Ich müßt' mich solcher Bosheit schämen. Ist Er damit einverstanden?“

„Ja, Majestät. Der Staat kennt keinen Haß. Seine Aufgabe besteht einzig darin, die gefährlichen Individuen unschädlich zu machen, seine Machtgrenze ist im schlimmsten Falle ihr Tod, ihre Vertilgung. Wir werden nicht nöthig haben, dieses Recht in Anspruch zu nehmen; nur wenige Wochen und eine päpstliche Aufhebungsbulle wird den Orden aus der Reihe des Bestehenden gestrichen haben.“

„Was sagt Er, Kaunitz?“

Schweigend überreichte ihr der Staatskanzler ein Schreiben des päpstlichen Secretärs, welches er mit der Generalbeichte erhalten, zur Durchsicht. Nachdem die Kaiserin es gelesen, sagte sie: „Der Heilige Vater hat also bereits ein Aufhebungsdecret des Ordens auszufertigen befohlen? . . . nun, desto besser, so wird man mich von keiner Seite anklagen können.“ Nach einer Weile fragte sie: „Hat Er alle diese Geheimpapiere gelesen?“

„Alle.“

„Was würde Er thun, Kaunitz, in Bezug auf das vom Pater Hambacher mir verheimlichte Knäblein der Gräfin Wrtby?“

„Nichts, Ihro Majestät, das Schicksal hat die Mühe übernommen, dasselbe aus Oesterreich zu entfernen; damit ist Alles abgethan. Professor Little lebt in Schlesien und hat den Glauben gewechselt.“

„Mein Gott!“ rief die Kaiserin erschrocken . . . „er ist ein Ketzer geworden?“

„Protestant, ja.“

„Nun, sind die Protestanten etwas Anderes als Ketzer?“ entgegnete die erhabene Frau schnell.

Kaunitz' großes ruhiges Auge haftete auf der

Sprechenden, dieser Blick bewirkte Unruhe in ihr. „Weiß Er es anders?" fragte sie.

„Ich pflege nie meine Familie zu lästern", versetzte der Fürst mit größtem Gleichmuth. Mit dieser Antwort war jedes weitere Eingehen auf einen so verfänglichen Punkt, wie die ganz auseinanderlaufenden religiösen Ansichten zwischen ihr und ihm, abgeschnitten. Der Fürst führte in mancher Beziehung einen Guerrillakrieg gegen die Kaiserin, indem er zuweilen mit festen kurzen Antworten ihr das Terrain raubte, auf welchem sie sich gern ergangen hätte. Vorzüglich betraf es ihre von den seinen so sehr verschiedenen religiösen Meinungen, denen er jederzeit gleich von vornherein die Spitze auf entschiedene Weise abzubrechen wußte. Es würde wenig Schonung von Seiten der Monarchin gegen ihn, den treuen, in den schwierigsten Situationen erprobten Staatsmann, den sie als die festeste Stütze ihrer Regierung betrachtete, verrathen haben, hätte sie ein so delicates Thema wie das der Ketzerei weiter in Anregung bringen wollen, da der Staatskanzler seine persönliche Ehre ihr als entschiedenen Haltepunkt entgegengesetzt hatte.

Unter dem Theil des Großadels Oesterreichs, welcher, durch die Verhältnisse der Zeit gedrängt, sich convertirt hatte, gehörte auch die Familie Kaunitz, welche

in früherer Zeit für das Haus Oesterreich ein höchst unangenehmes Unkraut war; denn wie die Roggendorf, die Jörger, die Stahremberg die Kuffstein und viele Andere vom alten Adel ganz und gar nicht die Vorliebe der Kaiserin für die päpstliche Kirche theilten, sondern sich zu offenbaren Beschützern verschiedener Sekten gemacht hatten, wie zum Beispiel die Liechtenstein auf der Nicolsburg in Mähren die Wiedertäufer hegten, so hatte auch Austerlitz, das Besitzthum der Kaunitz, den in den Augen des Kaiserhofs sehr widerwärtigen Vorzug gehabt, der Sitz von 14 verschiedenen christlichen Sekten zu sein. Aber nicht allein in Hinsicht auf die Religion waren die Kaunitz Feinde des Kaiserhauses, auch im Politischen waren sie der Mittelpunkt der Opposition in Mähren gegen dasselbe gewesen. Ulrich's von Kaunitz großes Haus am Großen Platze zu Brünn war ein Hauptberathungsort für die Conföderation der Malcontenten Mährens mit den Aufständischen Böhmens gewesen und in demselben der böhmische Winterkönig gegen Ferdinand II. als Herr von Mähren ausgerufen. Ulrich war zu seinem Glücke kurze Zeit vor der Schlacht am Weißen Berge durch den Tod aus dieser Zeitlichkeit abgerufen worden, er würde sie sonst durch die Hand des Henkers gezwungen haben verlassen müssen, nachdem die

benannte Schlacht den Kaiser zum Herrn über seine Feinde gemacht hatte. Ulrich's Söhne waren dem nach dieser Schlacht über alle kaiserlichen Gegner verhängten Bluturtheile unterworfen, aber wunderbarerweise, obwol der eine der Herren von Kaunitz bereits zum Schwert verurtheilt war, begnadigt worden. Eine Menge der österreichischen Adelsherren unter Maria Theresia hatten solche Erinnerungen in ihren Familienchroniken, und es war mithin, obwol diese mehr oder minder blutigen und traurigen Reminiscenzen seit der langen Reihe von anderthalb Jahrhunderten der Gegenwart fernlagen, doch immer ein sehr delicater Punkt, sie wachzurufen. Die Kaiserin gab also diesen Gegenstand des Gesprächs, der in ihrem Leben eine so große Rolle spielte und oft die schönen Eigenschaften ihres Geistes und Herzens trübte, sogleich auf, und nachdem sie mit dem Fürsten die nöthigen Maßregeln wegen der Aufhebung der Jesuiten besprochen, äußerte sie: „Nun meine ich Alles gethan zu haben, was man mit Recht hat von mir verlangen können. Der Kaiser, mein Sohn, wird sehr erfreut sein, wenn er von dieser Maßregel gegen die Jesuiten hört, er ist von jeher ihr Widersacher gewesen. Ach, mein lieber Kaunitz, glaube Er mir, 's ist mir zuweilen recht bang um meinen Joseph. Er will zu

hoch hinaus, das soll Alles fliegen, wie er sich's denkt, und doch ist Alles in der Welt an seine Zeit und Stunde gebunden. Weiß Er, daß mich jetzt die bairische Geschicht' zuweilen recht ängstet. Jesus, Maria und Joseph, wenn ich mir denk', daß heut oder morgen der Baier die Augen zuthun und um die Erbfolge, die wir beanspruchen, wenn auch mit gutem Rechte, ein Krieg ausbrechen könne und der Himmel mich während desselben abriefe, ohne daß ich wüßte, wie die Sach' für Oesterreich ausschlägt, es möchte mein Sterbstündlein arg verbittern." Die erhabene Frau ließ sich wie erschöpft von dem Gedanken in den ihr nahestehenden Sessel nieder. Kaunitz blickte in die Höhe, wie alle mal, wenn er Gedanken von Wichtigkeit aussprechen wollte, dann hob er in französischer Sprache, die ihm weit mundrechter als die deutsche war, in seiner langsamen Redeweise, die ihm vorher jedes Wortes Werth und Bedeutung abzuwägen erlaubte, an: „Madame, wir sind nicht die Ersten, die um Kronen und Länder spielen, und auch nicht die Letzten. Ohne dieses Spiel würde die Welt nichts als eine von vornherein fertige Luftblase sein, die sich zuletzt in ihrem eigenen Miasma auflösen müßte. Solange die Fähigkeit des Gedankens nach Eroberung nicht erlischt, solange hat die Welt kein Miasma die-

ser Art zu fürchten, Geist und Materie regeneriren sich ewig neu. Oesterreichs Aufgabe ist es, an Deutschlands Spitze zu stehen, die Mittel dazu liegen nur in dem möglichst größten Besitzthum von Ländern, die jetzt an Viele vertheilt sind. Vielherrschaft ist kein Heil, sondern ein Unglück, weil sie die Leidenschaften und Thorheiten besonders in Schutz nimmt. Im Hinblick auf Preußen ist es für Oesterreich eine moralische Pflicht, sich bei jeder Gelegenheit zu verstärken, weil uns die Gabe in die Zukunft zu schauen fehlt und Preußen seinen Entwickelungsgang angetreten hat. Es ist nicht zu erwarten, daß es darin stehen bleiben wird. Dies Preußen raubt uns den Einfluß auf den Norden Deutschlands, halten wir den im Süden fest. Verschwinden unter den Flügeln des österreichischen Doppeladlers die Besitzrechte der süddeutschen Landesfürsten und fallen Oesterreich zu, ist das Ziel Oesterreichs halb schon erreicht, die andere Hälfte desselben, mit Preußen um die Oberherrschaft in Deutschland zu ringen, ist dann die Verpflichtung der Nachkommen des Kaiserhauses. Erweitern wir unser Lager, womöglich bis an den Rhein, und wir haben einen festen Grund für die Ereignisse der Zukunft gelegt."

Die Kaiserin hatte ihm aufmerksam zugehört, und ein flüchtiges, ihre Wangen überstreifendes Roth zeigte,

daß eine Idee in ihr aufgeweckt worden, die lebhaft sie ergriff. „Gott gebe, daß das gelingen möge!“ sagte sie . . . „ich würde dann ruhig aus dieser Zeitlichkeit scheiden, denn ich wüßte, daß unsere heilige Kirche Millionen von Seelen wieder in Deutschland gewonnen hätte. Ja, mein lieber Kaunitz, ich habe jederzeit dem geheimen Plan, das deutsche Land wieder in den Schoos der Mutterkirche zurückzuführen, mit ganzer Seele nachgehangen und nie meines höchstseligen Herrn Vaters kaiserliche Majestät Ermahnungen deswegen aus dem Sinn gelassen. «Schau, mein Thereserl», sagte er zuweilen zu mir in seinen letzten Tagen . . . «um das gottgefällige Werk zu fördern, mußt fein stad (behutsam, vorsichtig) gehen. Im Dreißigjährigen Krieg sind wir Katholischen abgefallen, mit Gewalt ist gegen die Akatholiken nichts auszurichten gewesen, daher heißt's auftreten mit einer Maske, ganz heimlich, nach und nach, unter der Hand. Erst mußt' Sorg' tragen, daß die akatholischen Fürsten sich convertiren, das ist ein Beispiel für die Unterthanen. Schritt um Schritt muß es gehen, ja keinen Sprung machen; aber immer ausschauen nach einer stillen Eroberung.» Nun, Er weiß es ja, Kaunitz, daß dieser Plan eigentlich der geheime Schlüssel unserer Allianz

mit Frankreich gewesen ist, und daß ich ganz einverstanden bin mit dem Grundsatze des funfzehnten Ludwig von Frankreich, der ihn zu unserm Bundesgenossen gegen Preußen machte, den Protestantismus, dessen Stütze dieser Friedrich ist, auf dem Continent zu unterdrücken."

In Kaunitz' ruhigem Antlitz war allerdings nicht zu bemerken, ob er von denselben Gesinnungen wie die Kaiserin im Innersten seiner Seele sich berührt fühle, aber als Menschenkenner wußte er, daß es eine Nothwendigkeit sei, die Menschen nach ihren Neigungen zu behandeln, ein Grundsatz, den er mit den Jesuiten theilte, weshalb er auch jetzt scheinbar ganz ihrer Meinung war und ihre Furcht vor einem möglichen Kriege mit den Worten eines der größten Geschichtschreiber: „Viel wird nicht gewagt, weil es schwer scheint, Vieles scheint zu schwer, weil es nicht gewagt wird", beseitigte. Die geheimen Verhandlungen, welche in Bezug auf die zu erwartende bairische Erbfolgefrage von Seiten Oesterreichs eingeleitet worden, boten der Kaiserin wie dem Staatskanzler hinlänglich Stoff zur Unterhaltung. „Wir haben nur noch Eine Sorge zu überwinden", sagte Kaunitz ... „wir bedürfen einer Vermittelung bei der Herzogin Maria Anna von Baiern. Diese Dame ist unsern Plänen heftig

entgegen, man muß sie zu beschwichtigen oder die von ihr gethanen Schritte zu erfahren suchen. Eins ist so nöthig als das Andere."

„Und welche Person hält Er dazu für geschickt genug?" fragte die Kaiserin.

Wieder erhob Kaunitz sein großes ruhiges Auge auf sie und sprach: „Meine Idee wird vielleicht Ihro Majestät abenteuerlich erscheinen, aber sie ist wohl durchdacht."

„Laß Er hören."

„Der Eclat im Trautson'schen Hause, der jetzt alle Welt beschäftigt, würde als guter Vorwand dienen, Gräfin Trautson mit dieser Vermittelungspartie zu betrauen."

„Die Trautson?" rief die erhabene Frau erstaunt.

„Sie hat Geist und Temperament", erklärte der Staatskanzler . . . „nur eine Dame, die Grund hat, Ihrer Majestät Hof zu meiden, darf erwarten, bei der bairischen Herzogin Eingang zu finden, denn Niemand nimmt die Freunde seines Feindes zu Freunden. Es käme darauf an, daß die Gräfin sich entschlösse, unterm Schein Ihrer Majestät Ungnade Wien zu verlassen."

Die Kaiserin war außerordentlich pikirt durch

diesen Vorschlag Kaunitz', welcher ihr mit Ruhe und Klarheit seine Gründe auseinandersetzte, warum er eine solche diplomatische Vertretung als besonders wirksam erachte. Als er eine halbe Stunde später die Monarchin verließ, hatte er ihr den Plan durch seine Ueberzeugungsgabe lieb gemacht.

II.

Der Eclat im gräflich Trautson'schen Hause beschäftigte in der That die hocharistokratischen Kreise angelegentlich. Das Benehmen des Grafen war zu auffallend gewesen, als daß man darin nicht den Beweis hätte finden sollen, daß er bereits öfters Anlaß gehabt, seiner Gemahlin zu mistrauen. Da die Gesinnungsweise der Kaiserin gegen Vergehen in ehelicher Treue eine allbekannte war, so fiel es ganz und gar nicht auf, daß Gräfin Angelica nicht mehr seit jenem Vorfall zwischen ihrem Gemahl und dem böhmischen Grafen Paradeis am Hofe sich sehen ließ und daß die Monarchin ihrer mit keinem Worte erwähnte, was als vollständigstes Zeichen von allerhöchster Ungnade galt. Daß übrigens von Seiten der Gräfin eine Anbahnung geschehen sei, um bei der Kaiserin wieder Zutritt zu erlangen, wußte man, Frau Gutenberg's Besuche im Trautson'schen Hause waren nicht

unbekannt geblieben, aber eben daß die Gutenberg in dieser Sache keine Vermittelung hatte zuwege bringen können, sah man als das unbestreitbarste Urtheil kaiserlicher Ungnade an.

Es war ein kleines Bruchtheil aus der chronique scandaleuse der hocharistokratischen Kreise Wiens, welches die Zungen beschäftigte, ohne jedoch dem Reiz des Geheimnißvollen Abbruch zu thun, denn welche Mühe man sich auch gab, diesen prächtigen Unterhaltungsstoff nach allen Seiten hin auszubeuten, so behielt er doch immer etwas Dunkles, was für die Blicke der Neugierigen mehr als unangenehm war. Graf Paradeis hatte den Grafen Trautson gefodert, das Duell war jedoch nicht in Ausführung gekommen; aber der Erstere ward nicht mehr in Wien gesehen und vom Grafen Trautson wußte man, daß die Kaiserin ihn zu sich nach Schönbrunn habe bescheiden lassen. Was in dieser Audienz zwischen der Kaiserin und dem Grafen vorgegangen, erfuhr man freilich nicht, indeß die Lakaien hatten gesehen, daß der Graf blaß und sehr niedergeschlagen aus den Gemächern der Kaiserin gekommen sei, und dies war nicht verschwiegen geblieben. Zwei Tage später verließ der Graf die Hauptstadt, und es hieß, er habe sich auf eins seiner Güter begeben. Hiermit schien der kleine

Roman ausgespielt zu sein; indeß er enthielt wider Erwarten eine Fortsetzung. Gräfin Konstanze Erdödy kam nach Verlauf von vier Wochen als tieftrauernde Witwe in Wien an und nahm ihre Wohnung bei der Gräfin Trautson.

Man war nun außerordentlich gespannt, ob die Kaiserin, wenn sie erfahre, daß Gräfin Erdödy im Trautson'schen Hause, dessen Herrin ja verpönt war, wohne, nichts dagegen einwenden werde, und man hatte sich nicht getäuscht. Zu Aller Ueberraschung übersiedelte Gräfin Konstanze nach wenigen Tagen schon in ein kleines Gartenpalais in der Josephsstadt. Daß dieser Vorgang auf Befehl der Kaiserin veranlaßt worden sei, stand bei Allen außer allem Zweifel und wurde noch mehr bestätigt, als eines Morgens die Nachricht cursirte, Gräfin Angelica Trautson habe in der Nacht Wien verlassen. In der That verhüllte ein wohl durchgeführtes Geheimniß diese Vorgänge, die man indeß bald als nicht mehr erwähnenswerth betrachtete, da man in der Person Konstanze's ein noch viel größeres Geheimniß vor sich hatte.

Wir knüpfen hier den Faden jener Begebenheiten an, welche die Entdeckung von Konstanze's geheimnißvollem Leben nach dem Tode und ihre Rückkehr zu ihrem Gemahl betreffen.

Das unglückliche Ereigniß jenes Abends im Sperl, durch welches Dr. de Luigi's Leben ein Ende fand, war auch die Veranlassung geworden, daß Konstanze sich verrathen sah. Die laut durcheinanderbrausenden Stimmen unten am Fuße der Treppe, welche die Flucht des Professors hinderten, waren die Ursache, welche ihn zur Kraftanstrengung, von Seppel's Faust loszukommen, nöthigten, um diesen mit einem gewaltigen Ruck kopfüber von sich abzuschleudern. Seppel war bei dieser unerwarteten Sturzpartie so heftig mit dem Kopfe an den Pfeiler, um den die gewundene Treppe lief, angeflogen, daß er besinnungslos den eben die Treppe hinaufzueilen im Begriff Stehenden vor die Füße stürzte und natürlich für sie der Gegenstand der Theilnahme wurde. Frau Emerentia Speilgruber sank fast ohnmächtig zusammen, als sie den Seppel mit starkblutendem Kopfe wie einen Todten vor sich liegen sah. „Um aller Heiligen willen, was ist denn dem Schlankel geschehen!" rief sie . . . „o, was bin ich doch für'n unglückseliges Weibsbild, einen Sohn zu haben, der trotz all' seiner Doctorei auf den Kopf gefallen ist! Was mich der Nichtsnutz schon Kummer gekost't, und nun schlägt er sich noch den Schädel ein!" Diese Lamentos der Frau Speilgruber um ihren auf den Kopf gefallenen

Sohn, der von starker Ohnmacht befangen auf der Treppe lag, wurde zum natürlichen Aufenthalt Derer, welche hinaufwollten und die, da im Obergeschoß Alles ruhig blieb, fast auf die Ursache ihres eiligen Treppensturms zu vergessen schienen, bis sie denn endlich die greise Veronica oben rufen hörten: „Heiligste Mutter Gottes, was ist denn hier geschehen?"

Jetzt, nachdem man Seppel in aller Eile beseitigte, eilte man erst hinauf und fand den in seinem Blute liegenden Italiener, die misgestaltete Cäcilie in Ohnmacht zusammengesunken unfern des ihr aus der Hand gefallenen Leuchters, dessen brennende Kerze schon die Diele ergriffen hatte. Frau Veronica lehnte, vor Schreck unfähig ein Glied zu bewegen, neben der Thür zu ihrem Stübel.

Daß weder Cäcilie noch die Greisin irgendeinen Antheil an dem Morde hatten, der hier geschehen war, lag zu klar auf der Hand, man brachte Beide in Veronica's Stube und hob nun den Dr. de Luigi auf, ihn gleichfalls aus dem Gang in eine Kammer des Obergeschosses beseitigend, während Andere ärztliche Hülfe herbeizuholen liefen, da de Luigi mehre Worte gesprochen und man also die Ueberzeugung hatte, daß noch Leben in ihm sei. Obgleich Niemand mit Gewißheit sagen konnte, wer die Blutthat verübt, so

stand man doch gar nicht an, Seppel dieselbe aufzubürden. Mehre hatten ihn vorher mit dem Italiener am Tische zusammensitzen und eifrig sprechen und trinken sehen, ein Umstand, welcher der Vermuthung Vorschub gab, daß Beide im Rausch vielleicht in einen Streit gerathen sein müßten. Der Seppel konnte nicht widersprechen, er lag wie todt ein paar Stunden lang, und als der Arzt seine Wunde untersucht, sie zwar nicht für absolut tödtlich, aber die Möglichkeit einer Gehirnverletzung und eines sich später zeigenden Schädelsprungs erklärt und ihn verbunden hatte, dauerte es immer noch die ganze Nacht hindurch, daß er zu einer halbwegs verständlichen Rede gänzlich unfähig blieb. Das Dunkel, welches über diesen Vorgang schwebte, lüftete sich erst am andern Morgen, als Frau Speilgruber zu ihrer greisen Mutter hinaufkam; im Trubel hatte man ganz auf die Bewohner des Obergeschosses vergessen, da die Mitglieder der Speilgruber'schen Familie für diese Nacht in den Räumen zu ebener Erde geblieben waren. „Denk' Sie sich an, Frau Mam', was uns für'n Spuk geschehen ist, das ist 'ne saubre Geschicht'! Und Sie sitzt hier und weiß nichts davon, daß der Seppel, Ihr Annichel (Enkel) unten liegt mit einem Schädel, von dem Dr. Botzelnarr sagt, es könnt' sein,

daß er Sprüng' kriegt. O Jesus, Jesus, wenn ich mir den Seppel noch mit einem zersprungenen Kopf denk', möcht' ich mir die Haar' ausraufen. Das ist ein Unglück, das eine Mutter gar nicht überschauen kann. Und einen Fremden haben's hier oben gefunden im Gang, man weiß nicht, wer's ist, aber daß er nicht davonkommt, das haben die Doctores schon gesagt. Solang' ich den Sperl hab', ist Dergleichen nicht passirt, und das ist erst 's Schlimmste, daß eins von meinen Kindern mit in der erschrecklichen Geschicht' drinn ist. Aber ich bitt' Sie, Frau Mam', was schaut Sie mich denn so curios an? hat Sie's nicht verstanden, was ich Ihr gesagt hab'? Denk' Sie sich nur um aller Seelen willen, der Seppel, sagen's, hab' den Mord an dem Fremden begangen."

„Der Seppel", wiederholte die greise Frau wie träumend ... „ich glaub's nicht, der Professor war's, ich hab' ihn laufen sehen. O heilige Mutter Gottes, meinen Schreck, wie ich vom Seppel seinem Geschrei gestört zur Thür hinausgetreten bin und schaute, wie der Seppel und der Professor sich gefaßt hielten an der Treppen und wie dann der Letztere allein den Gang zurücklief und der fremde Mensch nicht weit von mir sich auf der Diele wälzte! Der Schreck ist

mir so in die Glieder geschlagen, daß ich die ganze Nacht über auf meinem Bettstadel sitzen geblieben bin, gerad' so, wie ich gestern Abend in den Kleidern war."

Das Ereigniß, welches den Sperl mit einem male in den höchsten Grad von Aufregung versetzt hatte, veränderte nun plötzlich die Physiognomie, indem die Worte der Alten eine dritte von Niemand gesehene Person, den Professor, als bei der That betheiligt, bezeichneten. Frau Speilgruber war nicht wenig überrascht, von einer solchen Wendung der Dinge zu hören, und da von Frau Veronica nichts Weiteres zu erfahren war, als was sie eben gesagt hatte, so lief die Erstere zu Frau Konstanze, denn sie calculirte sehr richtig, wenn der Professor gestern Abend hier gewesen sei, müsse sie, seine Geliebte, darum wissen. Hatte die greise Großmam' des Hauses schon ein Bild des ihr ganzes Wesen beherrschenden Schreckens dargeboten, von dem sie, die Altersschwache, fast gänzlich gelähmt sich wies, so fand Frau Emerentia Speilgruber im Benehmen Konstanze's und Cäcilie's die vollkommenste Gemüthsverstörung. Die Erstere war leichenblaß, Cäcilie dagegen bebte beim Eintritt der Wirthin vom Sperl an allen Gliedern. Es war die namenlose Angst vor der nun unausweichlich stattfindenden

Entdeckung des Geheimnisses ihrer Freundin und des entsetzlichen Gedankens, Egon als des Mordes schuldig den Händen der strafenden Gerechtigkeit verfallen zu wissen, welche die Aermste so sehr außer aller Fassung brachte, daß sie sich jedes andern Denkens, jeder Erhebung von Muth unfähig fühlte. „Jesus, Maria, wie schaut d' Frau Konstanzerl aus!" rief die Sperlwirthin . . . „gerad' als hätten's im Grab' gelegen über Nacht. Ich bitt', sagen's mir, was geschehen ist, ich bin noch ganz hin von der erschrecklichen Geschicht'. Der gute Ruf von meinem Sperl ist jetzt pfutsch, denn das ist schon in der Leopoldstadt herum, daß hier eine Mordthat geschehen . . . mein Seppel ist auf'n Kopf gefallen und liegt unten neben dem Kuchelstübel . . . den Fremden haben's hier oben in 'n Kammerl geschafft und die Aerzt' sagen, er werd's nicht lange machen . . . mein' Mam' sagt, der Herr Professor . . ."

Konstanze unterbrach sie durch einen halberstickten Schrei und vergrub das Gesicht in die Hände. „Um meinetwillen ist er zum Mörder geworden!" hörte Frau Speilgruber sie vor sich hinsagen. In diesen Worten war das bisjetzt auf diesem Ereigniß lagernde Geheimniß verrathen. Die Sperlwirthin gehörte, obwol der Schreck sie ganz wirr gemacht hatte, doch

nicht zu jenen Charakteren, welche einer Empfindung allein auf lange die Herrschaft lassen. Sie hatte durch die Nothwendigkeit, in ihrem Hauswesen stets die leitende Seele zu sein, eine Resolutheit sich angeeignet, welche mit den Jahren ein Theil ihres Selbst geworden war. Sie bestürmte Konstanze mit Fragen. Doch eben das machte auf diese den Eindruck, den oft Vorwürfe auf Personen hervorzubringen pflegen, welche sich der übermächtigen Wucht eines Unglücks, bei dem sie indirect als Urheber desselben betheiligt sind, ohne Halt hingegeben haben und nun aufgestachelt zu einer Selbsterhebung gelangen. „Frau", sagte sie, sich aufrichtend ... „was gestern hier in Ihrem Hause geschah, ist weniger ein Verbrechen als ein Streich des Schicksals, der mir allein gilt. Ich muß es tief beklagen, daß ein Mann von so edelm reinen Charakter wie der Professor in mein Unglück mit verwickelt wurde, daß er zum Mörder eines abscheulichen Verbrechers um meinetwillen werden mußte. Schicke Sie nach den Gerichtspersonen, Frau, lasse Sie ihnen sagen, Gräfin Erdödy werde das Geheimniß, was diese That betrifft, lösen."

„Gräfin Erdödy?" fragte die Speilgruber ganz perplex ... „ja, wo ist denn die Gräfin? ich habe nie etwas von der Dam' gehört!"

„Ich bin es", antwortete Konstanze ... „mein Geheimniß ist gewaltsam entdeckt. Was mit mir auch geschehe, ich bin auf Alles gefaßt. Man kann nicht mehr thun als mir das Leben nehmen, welches Egon dem Tode entriß. Wenn ich noch eine Pflicht zu erfüllen vor mir sehe, so ist es die, Den zu vertheidigen, der mein Schützer war, und ich will es thun."

Frau Speilgruber, durch die Ueberraschung, in Konstanze eine Gräfin zu erblicken, ganz wirr werdend, wollte noch viele Fragen beantwortet wissen, indeß Konstanze sagte ihr mit einer natürlichen, jedoch milden Hoheit, die selten, selbst auf weit weniger gebildete Personen als die Sperlwirthin, ihre Wirkung verfehlt: „Lasse Sie mich. Es ist keine Freude für den Unglücklichen, von Dem zu sprechen, was ihn so elend gemacht hat. Achte Sie das Unglück durch Schweigen. Sie ist eine gute brave Frau, ich schätze Sie und erwarte, Sie wird mich nicht durch überlästige Fragen, die ich nicht beantworten kann, quälen. Denke Sie nichts Schlimmes von mir, Gott ist mein Zeuge, daß keine andere Schuld an mir haftet, als — daß ich jetzt noch lebe." Als Frau Speilgruber, in deren Leben bisher keine andere große Begebenheit die Einförmigkeit ihrer Alltäglichkeit unterbrochen, als daß fast vor dreißig Jahren Gräfin Hanna Wrtby,

ihre Milchschwester, den Sperl zum Asyl erwählt hatte, nun überfüllt von einem Geheimniß, das sie nicht kannte, welches aber leibhaft in Person der Gräfin vor ihren Augen stand und ihre Gedanken gleichsam in ihrem Kopfe kreisen machte, das Zimmer verlassen hatte, zog Konstanze ihre misgestaltete Freundin, die bisher jeden Schmerz, jedes Schicksal treu mit ihr getheilt hatte, an ihr Herz.

„O, du treue liebe gute Seele!“ rief sie ... „es ist wieder Nacht um mich geworden, wie damals in Szomolan, wo der Tod mir nahte; aber die Nacht, die mich jetzt erwartet, wird eine andere sein, mein Sterben allein wird sie enden. Nur zwei Seelen verlasse ich hier, den Professor und dich. Ach, ich bin undankbar, daß ich eurer mit Worten gedenke, als wären nur zwei Seelen kein Reichthum für mich gewesen. Gewiß, er war es, ich werde ihn erst dann im Werthe seiner ganzen Größe fühlen, wenn ich verarmt sein werde.“

„Verarmt?“ fragte Cäcilie, an ihr mit thränenvollem Auge aufblickend.

„Ja, verarmt“, wiederholte Konstanze ... „man wird dich von mir trennen, wie das Schicksal Egon, meinen Freund, meinen Retter, für immer von mir getrennt hat. Sieh, mein theures Herz, das nenne

ich verarmen. Ich glaube, es wird das Schwerste in meinem Leben sein. Weine nicht, Cäcilie, wir dürfen jetzt nicht an uns denken, sondern ..." Ihre Rede wurde durch das Geräusch des Thüröffnens unterbrochen. Der Toni war's. „Erlauben's Ihro Gnaden, daß ich was vermelden darf?" fragte er. „Was hast du zu vermelden?" fragte die Gräfin.

Der Toni horchte erst an der Thür, ob Jemand auf dem Gange merkbar sei. Da dies nicht der Fall war, sagte er halblaut: „Mein Herr, der Professor, ist über alle Berg', den finden 's in der Wienerstadt nicht mehr, und wenn's alle Häuser und alle Kellerräum' durchstöbern."

„Toni!" rief Konstanze freudig überrascht von dieser unerwarteten Nachricht.

„Pst! nicht so laut, gräfliche Gnaden, das ist keine Sach', die man in die Welt hinausjodeln darf", warnte Toni und setzte hinzu: „jetzt möcht' ich'n Vögle sein, ein ganz kleines Vögle, ich flög' nach meinen steirischen Bergen, und dort wollt' ich's in die Thäler und in die Lüfte hineinjodeln, was ich für 'ne Freud' in mir hab'; aber hier heißt's freilich, die Goschen halten."

„Der Professor ... gerettet ... wie?" fragte die Gräfin nach einer Weile.

„Gräfliche Gnaden sollen Alles erfahren. Gestern Abend bin ich zum Schneider-Löbel gegangen, um mein Gewandel und mein' übrige Garderob' zu holen, die ich bei ihm hatt', weil's offenherzig an manchen Stellen geworden war. Wie ich die Geschicht' auf'm Arm zurück nach dem Sperl geh', stoßt mir ganz in einen Mantel gehüllt, daß ich'n nicht kennt hab', der Herr von Starkow, der Special vom Herrn Professor, auf. Ich bin schier des Todes gewesen, als er mich plötzlich bei der Schulter faßt und fragt: «Toni, hat Er den Herrn Professor im Sperl gesehen?» — «Nein, ich bin schon seit zwei Stunden vom Sperl weg, aber das ist die Zeit, wo er stets da ist», sagt' ich. — «Geb's der Himmel!» antwortete Herr von Starkow; im schnellsten Schritt eilte er nach dem Sperl, ich hinter ihm drein, denn mir wurde bange, weil ich nicht wußt', was die Eil' bedeuten sollt'. Wie wir um die Eck' von der Taborstraßen gebogen sind, schnellt der Herr Professor wie ein Pfeil an uns vorüber, und wär' der Herr von Starkow nicht mit ein paar Sätzen ihm nachgesprungen und hätt' ihn gegriffen, er wär' in alle Wind' gewesen. Das war'n Glück, daß Herr von Starkow stärker war als er, sonst hätt' er ihn nicht halten können, denn der Herr Egon that wie Einer, der gar kein' Zeit hat. Aber

wie der Herr von Starkow sagte: «Egon, du mußt fliehen, wenn du nicht deine Freiheit verlieren willst. Es ist Alles am Tag', der Sarg der Gräfin Erdödy ist bei der Untersuchung leer gefunden worden, die Kaiserin ist vor Zorn außer sich, nur schnelle Flucht kann dich allein von der härtesten Strafe retten» . . . da meint' ich, ich müßte in die Erde sinken vor Schreck; aber der war noch gar nichts gegen den, als der Herr Professor athemlos antwortete: «Fliehen . . . ja fliehen, ich weiß es, aber wohin? Im Sperl liegt der schändliche de Luigi in seinem Blute, mein Degen hat ihn durchbohrt, die Gräfin» . . . jetzt hab' ich geglaubt, der Himmel stürzt über mir zusammen, ich hab' nichts gehört mehr, denn daß die Geschicht' verrathen werden könnt', ist mir nie als möglich vorgekommen. Was die Herren noch zusammen geredet haben, weiß ich nicht zu sagen, ich hab' keinen Gedanken gehabt mehr im Kopf. Erst als der Herr von Starkow mich schüttelte und mir sagte, ich möcht' sie ins nächste Wirthshaus führen und mitgehen, bin ich wieder ein Bisserl zu Verstand gekommen. An einem Wirthshaus hat's nicht gefehlt, an der Donau habe ich gleich eins gewußt, dahin hab' ich die beiden Herren geführt und hab' mich müssen mit an ihren Tisch setzen. Jetzt hab' ich erst Alles

erfahren, was im Sperl unter der Zeit geschehen war, und die Herren wurden einig, daß der Herr Professor nach Schlesien fliehen sollt', und daß das über Nacht geschehen müßt'. Zu Fuß wär's nicht gegangen, und wie die beiden Herren darüber nachsannen, wie's geschehen möcht', fiel mir's ein, daß beim Lampelwirth im Marokanergassel auf der Jägerzeil auch eine Menge Frachtleute einkehrten, und daß es vielleicht möglich sei, einen da zu finden, der zeitig in der Fruh abfahren möcht'. Das erkannten's als einen glücklichen Gedanken, und Herr von Starkow, der mein Gewandel und Garderob' sah, was ich vom Schneider-Löbel geholt und neben mir auf die Bank gelegt hatte, sagte, das müßte der Herr Professor anlegen, damit er nicht zu kennen sei, denn sein feines Kleid möcht' auf einem Frachtkarren nicht wenig auffallen. Mich schickten's ins Lampel, und als wenn's sein müßt', sagte mir der Nazi, der Hausknecht, der bis vor zwei Wochen hier im Sperl gedient, aber zum Lampelwirth übergesprungen ist, 's führe morgen fruh 3 Uhr ein Frachter zurück nach Troppau, hätt' keine schwere Ladung und möcht' schon Einen mitnehmen, wenn er'n Guldner 4 oder 5 gezahlt kriegt. Das sagt' ich auf der Stell' zu, hab' mit dem Frachter die Sach' auch gleich selber ins Reine

gehandelt und ihm gesagt, daß ich meinen Landsmann herbringen würde. Wie ich so voller Freud' war, daß Alles gut gegangen, ist mir erst eingefallen, daß sie auch mich beim Schopf fassen möchten, weil ich doch um die ganze Todtengeschicht' auf Szomolan gewußt hab'. Na, ich sagt' zu mir: «Toni, was bist für'n Dibeldapp! hast kein bisserl Lieb' zu deinem Herrn? schau' erst, daß er über die Berg' kommt, dann kannst du an dich denken.» Und drauf kriegt' ich eine sakrische Courag' in den Leib, eine Courag', daß ich sogar in den Sperl herging, um zu schauen, wie da die Sachen stünden. Wie ich gehört hab', daß sie den Seppel für den Mörder des italienischen Malefizdoctors hielten und von Ihro gräflichen Gnaden gar nichts redeten, bin ich eilends in mein Kammerl gestiegen und hab' mein' Taschen und andere Ding' mitgenommen, die der Herr Egon unterwegs brauchen konnt', und hab' mich aus 'm Sperl hinausgelugt, daß mich kein Seel' geschaut hat. Im Wirthshaus sind wir noch eine Stunde und noch länger zusammengesessen. Der Herr Professor hat mein Gewandel angelegt und seine Kleider hab' ich in die Taschen gepackt, und dann haben die Herren voneinander Abschied genommen. Gräfliche Gnaden, ich bin kein Mannel von Wachs, aber's sind mir die hellen Tropfen

aus den Augen gefallen, wie ich das gesehen hab'. Der Herr von Starkow hat mich verwarnt, Niemand als Ihro gräfliche Gnaden zu verrathen, daß er um die Flucht des Herrn Professors wisse, er werde nicht leugnen, daß er sein Freund gewesen sei, aber gräfliche Gnaden möchten ihn als gar nicht betheiligt in der Sache betrachten. Nun, wie's 3 geschlagen hatte, ist der Frachter vom Lampel abgefahren. Der Herr Professor — ich bin bei ihm geblieben, bis der Wagen fortrollte — hat mit schwerem Herzen von mir Valet gesagt und ich möcht' der Frau Gräfin und Fräulein Cäcilie seinen letzten Gruß vermelden. Ich hab's jetzt gethan."

Gräfin Konstanze stand lange Zeit sprachlos, Toni's Bericht hatte ihr von Schreck und Kummer schwer ergriffenes Herz wieder gekräftigt. „Gott, ich preise dich, daß du ihm Freunde finden ließest, die sich seiner annahmen", sprach sie mit tiefer Rührung, dann reichte sie dem ehrlichen Burschen die Hand und sagte: „Du bist ein treuer Mensch, Toni. Es wäre Sünde, wollt' ich mein Geschick anklagen, daß es so großes Leid auf meinen Lebensweg geworfen, es hat mich im Gegentheil begnadigt, indem es mich reich machte an treuen Herzen. Ich danke dir, Toni; aber verlasse mich und dieses Haus, ich will dich nicht mit in

mein Unglück hineinziehen. In wenig Stunden kann ich dir nicht mehr eine gnädige Herrin sein, man wird mich ins Gefängniß führen. Ich bin darauf vorbereitet."

Dem Toni erstarrte anfänglich das Wort im Munde, dann aber faßte er sich und entgegnete in seiner ehrlichen treuherzigen Weise: „Ich geh' schon nicht, gräfliche Gnaden ... das Stück kann nicht so aufgespielt werden ... ich bleib', mag's kommen, wie's wolle. Dem Herrn Professor hab' ich das versprochen und ich müßt' kein steirisch Herz haben, wann ich mein Wort nicht hielte. Vielleicht kann ich Ihro gräflichen Gnaden nutzen ... es bleibt schon dabei, ich verlass' Ihro gräfliche Gnaden nicht." Und damit ging er aus dem Zimmer.

Die Gräfin bedurfte einer Ruhe, es war über Nacht so Vieles geschehen, was sie tief erschüttert und das Fundament ihres ganzen Seins plötzlich losgerissen hatte aus allem Halt. Sie mußte sich sammeln, um der ihrer harrenden Zukunft mit jenem Frieden im Herzen entgegentreten zu können, der selbst im härtesten Geschick eine Stütze, ein Glück ist. „Laß mich mir selbst nur einige kurze Augenblicke angehören, meine Theure", sagte sie zu Cäcilie ... „es ist nothwendig, daß ich mich selbst finde in diesem großen

Wirrsal meines Lebens." Sie begab sich in die ihnen zum Schlafcabinet dienende Nebenkammer. Hier überdachte sie Alles, sie machte sich frei von allen thörichten Hoffnungen auf eine günstige Gestaltung ihres künftigen Schicksals, mit welchen das Unglück sich noch zuweilen zu täuschen pflegt. Es waren ernste schwere Momente, die sie jetzt in der Selbstprüfung durchlebte, aber sie ging geläutert hervor aus derselben, ein tiefer Friede heiligte ihr Herz und in dieser wunderbar schönen Empfindung fühlte sie sich gekräftigt und erhoben. Der Wohllaut der Ruhe durchströmte wohlthuend ihre Seele, auch die letzte Spur von Angst verwehte aus derselben. Wenn sie noch einen Wunsch in sich hatte, so war es der, der Himmel möge ihr die Gnade erzeigen, über Egon's Schicksal später noch eine beruhigende Nachricht erfahren zu können.

Als er gestern nach dem unfreiwillig von ihm vollbrachten Morde an de Luigi der Mahnung Cäcilie's, sich zu retten, folgend, zurück in Konstanze's Zimmer eilte, war es ihr Anblick, der ihn in der Flucht zurückhielt. Das starke heftige Geräusch, welches das Entspringen de Luigi's und dessen Verfolgung durch Egon verursachte, bewirkte bei Konstanze die schnellere Wiederkehr der Besinnung aus der Ohn=

macht, die sie überfallen. Sie hörte den Angstruf Cäcilie's: „Heiliger Gott, Egon!" und sah sie mit dem Lichte durch die von dem flüchtenden Italiener gewaltsam aufgestoßene Thür in den Gang hinauseilen. Das schwebte wie ein Traum vor ihr, sie wußte im Augenblick nicht, was geschah, es war Alles noch wirr vor ihrem Geiste, der sich erst ganz den Fesseln der Bewußtlosigkeit entringen mußte. Sie wollte sich erheben, aber die Kraft fehlte ihr, sie wankte auf den Sessel zurück. Was draußen vorging, blieb ihr unbekannt, denn der schwache Schein des Lichts in Cäcilie's Hand warf nur einen matten Streifen von Helle in den Gang, sie erkannte nichts genau, erblickte nur in dem Düster das noch tiefere Dunkel von schnell hinhuschenden Gestalten, hörte den polternden Niederfall de Luigi's ... das Geschrei Seppel's schlug an ihr Ohr, der Ruf „Mord!" flößte ihr Entsetzen ein.

Wenige Secunden später und Egon sprang ins Zimmer herein, das Fenster nach dem Garten zu aufreißend. Er erblickte sie, die Verwirrung, in der seine Sinne sich befanden, wich. Was ihn bisjetzt gleichsam instinctmäßig zur Flucht getrieben, das stand jetzt klar vor ihm — um ihrer Rettung willen mußte er fliehen, auf ihn, den Mörder, fiel dann die ganze

Schwere des Verbrechens, daß sie — lebte. „Konstanze!“ rief er . . . „de Luigi liegt in seinem Blute, er rannte sich in meinen Degen . . . wer wird glauben, daß ich ihn nicht ermordet habe! . . . ich muß fliehen. Wälzen Sie alle Schuld Ihres Geheimnisses auf mich, Niemand wird dem widersprechen können, wenn ich fern bin. Lebendig werde ich nicht in die Hand der Gerichte fallen. Leben Sie wohl, Konstanze! Wir werden uns nie wiedersehen, denken Sie zuweilen an Ihren unglücklichen Freund!“

Vor ihr niederstürzen, hastig sie umklammern, einen Kuß auf ihre im Schrecken erbleichte Wange drücken, war das Werk weniger Secunden, dann sprang er auf und sie sah ihn durch das offene Fenster verschwinden, sie hörte noch vom Garten herauf den Auffall seines Körpers, dann ward Alles still. Erst als die Leute heraufkamen, den tödtlich Verwundeten aufhoben und die greise Veronica und die ohnmächtige Cäcilie in der Eile in der Erstern Stube beseitigten, hatte sie sich zum vollen Bewußtsein erholt. Sie trat an die von Egon zugezogene Zimmerthür und horchte auf den Gang hinaus. Was die auf demselben sich befindenden Leute sprachen, bestätigte den Mord an de Luigi, namenlose Angst ergriff sie. Um ihretwillen war die Blutthat geschehen.

Der Gedanke war so sehr niederschmetternd, daß sie am ganzen Körper zitternd sich demselben überließ, ohne die Fähigkeit in sich zu finden, sich davon loszuringen zu können. Welch ein Geschick! in einem Augenblick Alles verloren, von Allem losgerissen, was bisher ihr das Leben werth gemacht hatte. Später trat Cäcilie bebend an allen Gliedern zu ihr herein, jetzt erfuhr sie Alles — in dieser Nacht kam kein Schlummer in Beider Augen, eine traurige Stille herrschte zwischen ihnen, sie hatten Beide keinen Trost füreinander, die Ungewißheit der nächsten Zukunft peinigte sie. Jetzt war ein Lichtstrahl in diese tiefe Bekümmerniß gefallen: Egon wußten sie gerettet. Als Konstanze voll Friede und Ruhe wieder in das Zimmer trat, sah sie Cäcilie am Fenster knien. Sie ging zu ihr und hob sie auf. Die Wangen der Misgestalteten waren thränenfeucht. „Du hast geweint, du liebes Herz . . .“ sagte sie.

„Aus Freude“, war die Antwort.

Konstanze sah sie erstaunt an, sie wußte das nicht zu deuten. Cäcilie that recht seltsam, schlug die Augen, die einzige Schönheit ihrer Person, nieder, als sei sie sich eines Verbrechens bewußt, und über ihr blasses Gesicht streifte eine Röthe der Scham.

„Was hast du denn, meine liebe Freundin?“

fragte sie ... „ich verstehe dich nicht. Warum vergräbst du dein Gesicht in mein Kleid?"

Cäcilie schien anfänglich zu keiner Antwort zu bewegen zu sein, sie wollte das Gesicht gar nicht aus den Falten von Konstanze's Kleid hervorlassen, und als dieser es endlich gelang, dasselbe diesem Versteck zu entziehen, erblickte sie es wie im dunkeln Purpur gebadet. „Mein Gott, du ängstest mich, Cäcilie! das ist so ungewöhnlich an dir ... du bist sonst immer still und dir gleich ... und jetzt ..."

„Wirst du mich nicht verspotten, daß ich armes Geschöpf eine große, große Thorheit in meinem Herzen getragen und sie gehegt und gepflegt habe als mein theuerstes Kleinod?" entgegnete jene mit leiser Stimme. „O, es war so schön, ein solches Geheimniß zu haben, wenn ich mir auch sagte, es sei ein schönes Luftgebild und müsse sich wie ein solches auflösen; aber ich war glücklich in diesem Geheimniß, recht glücklich, selig, ich vergaß ... mein Unglück."

„Sprich zu mir, meine liebe Freundin, als wäre ich die Hälfte deines Ich", bat Konstanze ... „denke, daß schon die nächste Stunde uns trennen kann und dir es dann gewiß recht schwer auf dem Herzen läge, wenn du mir etwas verschwiegen hättest. Dann würde es zu spät sein, vielleicht für immer zu spät.

Ach, meine theure, liebe Cäcilie, Gott hat dich an mich, mich an dich gewiesen, wir wissen das Beide und fühlen es tief, und weil wir das so klar in uns empfinden, müssen wir uns für Eins betrachten. Wir sind aber nicht Eins, wenn wir Geheimnisse voreinander haben. Ich kann mich solcher Schuld nicht anklagen."

„Ach, den Vorwurf verdiene ich nicht", entgegnete Cäcilie schmerzlich ... „ich durfte ja nichts von meinem geheimnißvollen Glück sagen, um dich nicht zu betrüben. Würde es dir nicht Schmerz gemacht haben, wenn du gewußt hättest, daß ich ganz still im Herzen deinen Egon liebe, daß ich ..."

„Cäcilie!" rief die Gräfin überrascht von diesem Geständniß.

„Es ist wahr, daß ich eine rechte Thörin gewesen bin, die sich solcher Einbildung hingab, zürne mir darum nicht, meine gute liebe Konstanze. Es hat mir ebenso viel Glück wie ebenso viel Unruhe gemacht, vor dir schweigen zu müssen. Ach, fiel mein Blick in den Spiegel, da war es aus mit allem stillen sinnigen Träumen! und doch blieb es mir lieb, recht herzlieb. Und daß ich nun weiß, er ist gerettet, das hat mir das Herz groß und weit gemacht von unbeschreiblicher Freude. Wenn ich's nie gewußt hätte, daß ich ihn

liebte, jetzt hätte ich's empfunden, und ich weinte in diesem Glück, das für mich niemals eine Wirklichkeit werden kann."

Eine lange Pause folgte, Cäcilie verbarg ihr Gesicht wieder in Konstanze's Kleid, die dann sie aufrichtend und einen Kuß auf ihre Stirn drückend sagte: „Es ist gut, daß diese Stunde zwischen uns gekommen ist, Cäcilie, denn sie bringt uns Beiden . . . Erhebung. Egon ist mein Freund, aber eine andere Liebe als die der Freundschaft ist nicht mehr für ihn in meinem Herzen. Er war es, der mich mich selber finden lehrte. Erinnere dich an Szomolan, wie er mir da ins Herz redete, daß ich meines Gemahls Liebe mir wieder zu erwerben suchen sollte. Groß und edel erschien er mir damals und ich danke ihm, daß er mich erhoben durch sein Beispiel. Die Schuld schweren Verbrechens, die auf meines Gemahls Gewissen lastet, ist mein Werk. Gott ist mein Zeuge, daß ich tief im Herzen bereue, die Urheberin dieses Verbrechens gewesen zu sein. Du wundertest dich oft, daß ich den von dir in meinem Zimmer von Szomolan wiedergefundenen Trauring, den Erdödy mir, der Leiche, vom Finger zog, um selbst die im Grabe Liegende nicht mehr als seine Gemahlin anzuerkennen, noch an meinem Finger trage. Wisse, Cäcilie, daß

dieser Ring mir als sichtbares Symbol der Erinnerung dient, daß meine Ehe mit ihm nicht aufgelöst sei. Könnte ich zurück zu ihm, ich wollte büßen, was ich an ihm gesündigt. O, meine liebe Freundin, wie täuschen wir uns oft über uns selbst! ich darf mich meinem Gemahl gegenüber nicht treu nennen, das ist ein schwerer, aber ein wahrer Vorwurf. Nicht jene gemeine Sünde, welche das weibliche Schamgefühl, die Frauenehre in den Staub tritt, allein ist Untreue, auch im Geiste kann man untreu sein: ich war es, und das ist mein Verbrechen. Ich werde es büßen und hoffe auf Gottes Barmherzigkeit. Dein Herz ist rein von solchem Vorwurf, du kannst Den lieben, den ich nur als Freund schätzen darf. Sei du ihm treu im Geiste, wie ich in demselben meinem Gemahl untreu war, und du wirst ein Glück dein nennen, welches dir Niemand rauben kann."

Nun war Alles zwischen ihnen erörtert, ihre Herzen, voreinander aufgeschlossen, hatten gegenseitig kein Geheimniß mehr — auch dies war ein Glück, das sie lebhaft empfanden. Nach ein paar Stunden veränderte sich ihr Lebenshorizont. Einige Gerichtsherren kamen, um ihre gegen Frau Speilgruber gethane Aussage hinsichtlich ihrer Person und ihres Ranges zu Protokoll zu nehmen, und als sie fort waren, blieben ein

paar Gerichtsdiener als Wache vor ihrer Thür zurück. Auch Cäcilie und Toni waren vernommen, der Letztere sogleich mitgenommen worden. Am nächsten Morgen fuhr ein Wagen in den Hof des Sperls ein. Ein Gerichtsbeamter holte die Gräfin und Cäcilie ab. Wohin? erfuhren sie nicht, der Mann schwieg auf die desfallsige Frage hartnäckig, er deutete ihnen nur an, ihr Gepäck mitzunehmen, denn sie würden hieher nicht wieder zurückkehren. Cäcilie verlor den Muth, sie unterdrückte nur mit Mühe die Thränen, die die Angst ihr erpreßte; Konstanze wies sich ruhig gefaßt. Ein Gerichtsdiener trug das Gepäck in den Wagen hinab. Als sie unter Vortritt des Beamten durch den Gang schritten, stand Frau Speilgruber und die alte Veronica in der Thür zu der Letztern Zimmer. Das ergriff die Gräfin so tief, daß sie ihre Augen mit den Händen bedeckte.

„Gehen's mit Gott", sagte die Greisin tief bewegt mit zitternder Stimme . . . „ich werd' Sie in mein Gebet einschließen. Ich kann Ihnen sonst nichts mit auf den Weg geben als den guten Wunsch, daß . . .

Konstanze ergriff in der großen sie ganz beherrschenden Erschütterung die Hand der greisen Frau und drückte ihre Lippen darauf. „Was thun's denn, Frau Gräfin?" rief die Alte erstaunt . . . „ich bin ja nur

ein armes altes Weiber'l und Sie sind eine vornehme Frau. Mir die Hand zu küssen! Jesus, das schickt sich ja nicht."

„Ach, es ist mir, als würde ich fortgerissen vom Herzen einer Mutter", entgegnete die Gräfin unter Thränen.

„Schau, Renzel, das ist auch eine Gnad' von Gott, daß ich so alt geworden bin", sagte die Greisin zu ihrer Tochter, der Sperlwirthin . . . „jetzt kann ich der armen Dam' einen Segen mit auf den Weg geben, wie ihre Mutter nicht besser ihr geben könnt'." Und dabei legte sie die zitternde Rechte auf Konstanze's Stirn und fügte hinzu: „Behüt' Sie Gott, Frau Gräfin. Haben's Muth! Denken's, das Schwere geht hin wie's Leichte. Es hat Alles seinen Tag und wann der vorbei ist, schaut Alles wie ein Traum aus. Ich werd' bald ausgeträumt haben. Nehmen's meinen Segen mit." Der Gerichtsbeamte mahnte zur Eile, die Frau Speilgruber sagte ärgerlich: „Was treibt denn der Herr so sehr? ich mein', in Seine Carrete kommt die Frau Gräfin grad' Zeit genug noch. Wenn's gar nicht hineinmüßt', wär's gescheidter. Behüt's Gott, gräfliche Gnaden, behüt's Gott tausend mal. Daß mein Seppel auf'n Kopf gefallen ist, dafür können's nicht, ich bin Ihnen nicht bös

dieserwegen, wenn's auch ein rechtes Leid für eine Mutter sein muß, zu wissen, daß ihr Nichtsnutz von Sohn den Kopf halt nur dazu hat, drauf zu fallen. Mit dem Seppel ist's übrigens besser heut. Leben's wohl ... bleiben's uns gewogen, denken's nicht harb von den Leuten im Sperl." Frau Speilgruber begleitete Konstanze hinunter an den Wagen, und als dieser aus dem Hof rollte, drehte sich die robuste und durch den vielen Verkehr mit Menschen der untersten Classen ziemlich, wenigstens in ihrem Benehmen und in ihrer Denk- und Ausdrucksweise, hartgewordene Frau mit Thränen im Auge zu ihrem unter der Thür stehenden Sohn Poldel mit den Worten: „Wenn ich's machen könnt', daß 's ihr gut ging, ich thät's. Schau, mein Poldel, mir ist weich ums Herz geworden bei dem Abschied ... ich glaub' nicht, daß wir sie wiedersehen!"

Was Konstanze durch das Wort „verarmen" bezeichnet hatte, erfüllte sich schnell. Der fensterlose festgeschlossene Wagen, in dessen Dunkel sie und Cäcilie fortgebracht wurden, hielt nach Zeit von drei Viertelstunden in dem Hof eines großen Gebäudes, dessen von Alter geschwärzte Mauern auf die Blicke der nun Heraussteigenden nur einen traurigen, erschreckenden Eindruck machten. Cäcilie wurde hier von

Konstanze getrennt. Daß sie sich in einem Kloster befänden, sahen sie an den gewölbten Gängen, welche sie von zwei alten schweigsamen Nonnen geführt durchschreiten mußten. Zwei weit entfernt voneinander gelegene Zellen nahmen sie auf. Als die schlürfenden Schritte der Klosterschwestern wieder verklungen waren, waltete tiefe lautlose Stille in dem finstern Gebäude, und die volle Wirkung dieses todtenähnlichen Schweigens griff an die Herzen Beider. Konstanze's Zelle bot nichts von den Bequemlichkeiten, an welche Damen ihres Standes gewöhnt sind. Ein höchst einfacher Betaltar mit hölzernem Crucifix, ein Betpult, auf dem ein Rosenkranz lag, eine Holzstellage, auf der ein Strohsack mit Kissen, von zwei wollenen Decken überbreitet, sich wies, ein roher Tisch und ein Schemel machten die ganze Einrichtung dieses langen Gemachs aus, dessen Fenster so hoch angebracht war, daß die Bewohnerin nur mittels des Tisches sich bis zu dem untersten Theil des Fensterrahmens erheben konnte und dann auch nichts weiter erblickte als die trostlose graue verwitterte Mauer jenseits. Die Kost, die ihr die dienende Schwester täglich brachte, war vollkommen mit dem traurigen Aufenthalt übereinstimmend, höchst einfach. Vergebens beschwor Konstanze die dienende Schwester, sie möge aus Mitleid

ihr sagen, wo sie sich befände und welches Schicksal ihrer noch harre. Die Nonne schwieg, keine Silbe entschlüpfte ihrem Munde, und die Einsamkeit, wenn die Schritte dieser Wärterin nicht mehr hörbar waren, griff wieder mit eisiger Hand nach dem Herzen der Gefangenen. Nur das Läuten der Klosterglocken war der einzige Ruf der Außenwelt, der ihr zu Ohren drang. Anfänglich fühlte sie sich durch die starken ihres Gemachs Stille durchschütternden Töne geängstigt, bald aber wurden sie ihr lieb, sie lauschte ihrer mit Freude und ihr Geist knüpfte an die schweren klingenden Pulse sein Denken, sein Empfinden. Freilich war dies wenig Erheiterung, denn die Bilder, die sich aus ihrem Innersten aufrollten, trugen die trübe Färbung des Unglücks; aber doch begrüßte sie jedesmal die in dem nicht allzu weiten Hofe stark hallenden Glockentöne wie treue zu ihr zurückkehrende Freunde, die zu den verschiedenen Tageszeiten ihre Gegenwart bekundeten und des Abends mit dem Ave Maria einen letzten Gruß für die Nacht ihr zuriefen. Endlich nach vollen 14 Tagen deutete ihr die sie pflegende Klosterschwester an, ihr zu folgen. Auf die Frage: „wohin?“ erfolgte keine Antwort. Schweigend durchschritten Beide die sich kreuzenden Corridore, welche heller, freundlicher wurden und woraus Kon-

stanze schloß, daß sie in ein anstoßendes Gebäude geführt worden sei. Am Ende eines dieser langen Gänge öffnete ihre Führerin ein großes geräumiges Gemach und deutete ihr an, sie möge hier ihrer warten; dann verließ sie dasselbe wieder. „Was hat man mit mir vor?“ fragte sich Konstanze, mußte aber natürlich sich die Beantwortung dieser Frage schuldig bleiben. Viertelstunde um Viertelstunde verging, bis die Nonne wieder zurückkam und ihr sagte, sie möge ihr in ein anderes Gemach folgen. Die Gräfin glaubte in den stillen granitnen Zügen dieser schon in Jahren ziemlich vorgerückten Person einen Anflug wie Mitleid zu sehen, mit welchem der sonst so gleichgültige stiere Blick der Klosterfrau, ihr jetzt milder erscheinend, harmonirte. Sie ergriff sie bei der Hand und sagte: „Fromme Schwester, lassen Sie mich nur ein Wort an Ihr Herz richten. Sie sind ja Weib wie ich, unmöglich kann es ein verdienstliches Werk sein, ein Schweigen zu beobachten, unter dem das Herz einer Unglücklichen brechen muß. Geben Sie mir Trost, sagen Sie mir, was erwartet mich?“

Die Nonne schien mit sich selber zu kämpfen, dann sagte sie leise: „Gutes nicht, man wird Gericht über Sie halten.“

Die Gräfin wurde von dieser Nachricht tief er-

schüttert. „Ich danke Ihnen, Sie haben eine Ueberraschung von mir genommen, die mich vielleicht sehr befangen gemacht haben würde. Jetzt kann ich mich wenigstens darauf vorbereiten. Aber noch eine Wohlthat erflehe ich von Ihnen. Befindet sich meine arme Freundin Cäcilie noch hier?“

„Ja.“

Die Gräfin strich mit der Hand über die Augen und sprach leise: „O, könnte ich doch alles Leid von dieser Armen auf mich nehmen! wie schwer muß sie ihre Freundschaft zu mir büßen!“

„Kommen Sie nun“, bedeutete sie die Klosterfrau. Sie gingen schweigend wie früher einen Seitengang entlang und traten dann in ein minder großes Zimmer. Konstanze hörte Stimmen im Nebengemach, bald darauf ertönte ein Klingelzeichen, die Nonne öffnete die Thür zu diesem Gemach und winkte der Gräfin einzutreten. Konstanze blieb erschrocken einen Augenblick auf der Schwelle stehen. Was sie sah, überraschte sie. An einer Tafel saßen zehn Männer, von denen sie nur einen einzigen, den Pfarrer von Szomolan, erkannte. Die Blicke dieser Männer richteten sich auf sie mit jenem tiefen Ernst, der klar bezeugte, wie sehr sie von der Wichtigkeit der hier vorzunehmenden Handlung durchdrungen waren. Auf der Ta-

sel, der Eintretenden gegenüber, stand ein großes Crucifix und vor einem der Herren befanden sich Schreibmaterialien. Der Pfarrer von Szomolan erhob sich und sprach: „Treten Sie näher, Frau Gräfin. Auf Befehl Ihro Majestät der Kaiserin werden wir ein amtliches Verhör mit Ihnen anstellen. Beantworten Sie alle an Sie ergehenden Fragen mit derselben Aufrichtigkeit, als ob Sie im Beichtstuhle vor dem Gottes Stelle vertretenden Priester ihr Herz öffneten. Sind Sie das willens?"

„Hochwürdiger Herr", entgegnete Konstanze . . . „hinter mir liegt eine Vergangenheit, welche mir keinen Halt bietet, denn sie war traurig; eine Zukunft, von der ich etwas hoffen dürfte, was einem Glücke ähnlich sähe, habe ich nicht mehr. Wessen Lebensaussichten wie die meinen abgeschlossen sind, der fühlt keinen Drang in sich, der Unwahrheit zu huldigen. Ich habe mich wissentlich nie zu einer solchen erniedrigt."

Der Pfarrer geleitete die Gräfin in die Nähe der Tafel, dann nahm er seinen frühern Sitz an der letztern ein. Die amtliche Verhandlung begann mit Vorlesung des über den in der Erdödy'schen Familiengruft constatirten Befund des leeren Sarges der Gemahlin des Grafen Sigismund Erdödy aufgenommenen Berichts.

Aus diesem protokollartig abgefaßten Schriftstück erfuhr Konstanze erst, daß Graf Sigismund wahnsinnig sei. Diese Kunde durchzitterte sie schreckhaft. Ein zweites vorgelesenes Schriftstück bezog sich auf die Entdeckung ihrer Person durch den von dem Professor Dr. Egon Little an dem ehemaligen Hausarzte Graf Sigismund's begangenen Morde. Nach einer Pause, in der man der Gräfin Zeit ließ, sich zu erholen, das Angehörte zu überdenken und bei sich zu ordnen, hob der Pfarrherr von Szomolan an: „Frau Gräfin, man hat mich als Denjenigen, welcher wegen des jeweiligen amtlichen Verkehrs, der aus seiner geistlichen Stellung zu dem Grundherrn von Szomolan, dem Grafen Sigismund Erdödy, hervorgegangen und demnach die den genannten Herrn Grafen betreffenden Verhältnisse wenigstens etwas näher kennt, erwählt, dies Verhör zu leiten. Ich halte es für meine Pflicht, Sie auf die Schwere des Doppelverbrechens, das durch Ihr Mitwissen begangen worden ist, aufmerksam zu machen. Das eine Verbrechen ist das des Betrugs gegen den Grafen, Ihren Herrn Gemahl, das zweite beruht in der absichtlichen Täuschung und Entheiligung der Kirche. Sie ist zum Deckmantel des erstern Verbrechens gemacht worden. Stehen Sie Rede, Frau Gräfin, auf die Ihnen nun vorzulegenden Fragen.“

Konstanze neigte schweigend das Haupt und leistete der Auffoderung Gehorsam. Es waren viele Fragen und sie wurden so geschickt durcheinander gemischt, daß nur der seine volle Geistesgegenwart Behaltende oder der gänzlich Schuldlose unverfängliche Antworten darauf zu geben vermochte. Als sie aber auch über das geheime Verhältniß, in welchem sie zu dem Professor Dr. Little, dem Kirchenschänder, bisher gestanden, Rechenschaft geben sollte, da überflog eine tiefe Schamröthe ihre Wangen, sie zögerte mit der Antwort, ihr Busen hob sich unter schweren Athemzügen.

„Warum schweigen Sie mit der Antwort, Frau Gräfin?“ frug der das Verhör Leitende nach einer Pause.

„O großer Gott, ich soll davon reden, was meiner Seele einziges Heiligthum war? davon, was ich mir selber verschwieg, bis ich aufgerichtet wurde durch den Edelmuth meines Freundes! . . . ach, wie schmerzlich trifft mich dieser Zwang!“ rief Konstanze.

„Ich erinnere Sie, Frau Gräfin, an Ihre eigene Versicherung, daß Sie sich nie zu einer Unwahrheit erniedrigt hätten“, wandte der Pfarrherr von Szomolan dagegen ein. „Um Schuld von Schuldlosigkeit scheiden zu können, müssen wir die Wahrheit klar vor

Augen haben und die Motive genau erkennen, welche mildernd oder erschwerend in das Geschehene eingreifen. Ich hoffe, Sie werden uns eine aufrichtige Antwort auf die an Sie gerichtete Frage geben."

„Ja", entgegnete Konstanze nach einer kurzen Pause ... „ich will sie Ihnen so wahrheitsgetreu geben, wie ich sie vor dem allmächtigen und allwissenden Gott, Ihrem und meinem Richter, nicht anders geben könnte." Und nach einem mehre Secunden dauernden Schweigen, während welchen sie die große Aufregung, die jetzt ganz von ihr Besitz genommen, freilich vergeblich, niederzukämpfen suchte, hob sie an von jener Zeit zu sprechen, wo Egon's Bild zuerst vor ihre Seele getreten.

„Wer könnte einen Stein auf mich werfen, daß mein damals von einem seltsamen räthselhaften Zustande halb verhüllter und in seine innere Welt zurückgezogener Geist den Gedanken an Den, welcher mit Aufopferung seines Lebens das meine rettete, in sich Wurzel, tief Wurzel schlagen ließ? Dieser Gedanke ward sein Licht, sein Leben, um ihn sammelte sich alles übrige Denken. Die Kaiserin aber hatte mich, die durch ihre Gnade Erzogene, an den Grafen Sigismund Erdödy versprochen. Ob diese Ehe mich glücklich machen würde oder nicht, wie hätte das sie

bekümmern sollen! Sie hatte einmal diese Idee gefaßt und war nicht gewöhnt, ihre Wünsche in der Ausführung scheitern zu sehen. Der Versuch einer Transfusion, welche man auf ihren Befehl mit mir anstellte, brachte meinen Lebensretter, dessen Blut in meine Adern übergeleitet werden sollte, mir näher. Ich lernte ihn kennen und lieben. Wenn diese Neigung ein Verbrechen war, das durch sein, nun mit dem meinigen vereinte Blut in mir doppelte Nahrung fand, so war es von Seiten der Kaiserin, auf deren Befehl diese Operation an mir vollzogen worden, gewiß kein geringeres, denn wie ich später erfahren, das Gelingen der Transfusion war nur ein Glücksfall; die Kaiserin hatte, um ihre Neigung, Ehen zu stiften, in Bezug auf mich nicht aufgeben zu müssen, auch sogar mein Leben geopfert."

Ein Geräusch in einem mit dem Verhörsaal durch eine nicht ganz zugemachte Thür verbundenen Raum unterbrach die Sprechende für einen Moment. Die Herren an der Tafel verriethen eine seltsame Unruhe. Der Pfarrer von Szomolan wies die Gräfin mit der Andeutung, sie möge sich nur auf Das beschränken, was ihre eigene Person beträfe, zurecht, worauf Konstanze ihm antwortete, daß, wenn sie ein treues, wahrhaftes Bild ihres Verhältnisses zu Egon geben solle,

sie auch der Beweggründe, welche auf sie bestimmend wirkten, und der Situation, in der sie, die von der Kaiserin Willen Abhängige, sich befunden, gedenken müsse. Ihr dies verbieten, sei ebenso viel, als ihr befehlen, sich als Verbrecherin zu erklären. Eine Handbewegung des Pfarrherrn lud sie ein, in ihrer Rede fortzufahren. Die Gräfin entsprach dieser Auffoderung und redete weiter:

„Ich will nichts von den Kämpfen erwähnen, die ich damals gegen mich selber führen mußte, um meine sorgsam verschwiegene Neigung zu unterdrücken. Nur Eine Seele weiß davon, meine arme Freundin, Cäcilie von Hallstein, die bei einer Gelegenheit, wo sie mit Egon, der von mir auf immer Abschied nehmen wollte, im Garten des Herrn Grafen Losy überrascht worden war, sich mit wahrhaft edlem Herzen für mich aufopferte, denn die Kaiserin trat sie durch Ueberhäufung von Zorn= und Scheltworten in den Staub der tiefsten Erniedrigung als das verabscheuungswürdigste weibliche Wesen. Sie wußte in jener Stunde nicht, daß die arme von ihr mitleidslos Mishandelte höher als eine Kaiserin vor Gottes Vaterauge stand. Nie habe ich in jenen Tagen an Egon, meinem Retter, ein Geständniß der Neigung meines Herzens zu ihm gemacht, nie hat er ein solches gegen mich ausgespro=

chen, obwol die Liebe zueinander in uns lebte. Ich wurde Graf Erdödy's Gemahlin. Ach, er besaß nichts, was ihn mir angenehm und lieb machen konnte. Er liebte mich, ich weiß es, aber dieser Liebe fehlte das Heiligende, seine wilden Gemüthsneigungen widerten mich an und ich fühlte mich an seiner Seite mitten in allen Vergnügungen, denen er nachjagte, verwaist und wurde schwermüthig. Der Himmel prüfte mich noch schwerer, er zeigte mir ein Glück, indem er mir eine Tochter gab, und wenige Jahre darauf riß er es durch den Tod wieder von meinem Herzen. Ich ward sehr unglücklich, mein Leben wurde mir eine Last. Mein Gemahl vergaß sich zuweilen so weit gegen mich, daß ich ihn bald fürchtete und verabscheute. Von Tiefsinn heimgesucht, kam ich nach Szomolan, Sie, Hochwürdiger, wissen, wie elend und zerstört an Seele und Leib ich damals war, ich wünschte mir den erlösenden Tod. Satt seiner kam Dr. Egon Little nach dem Waldschlosse, von der Kaiserin geschickt, mein ärztlicher Beistand zu sein."

Die Gräfin ließ hier ein kurzes Schweigen eintreten, durch das viele Sprechen wiesen sich ihre Wangen geröthet und ihre Gesichtsmuskeln zitterten in der ungewöhnlichen Erregung; aber eben dies Letztere bewirkte bei ihr eine Erhebung, in der sie wie eine ih-

res Sieges bewußte Rednerin jede Schwäche, jede Anwandlung von Furcht von sich abgewiesen hatte. Die Augen nach oben gerichtet, die Hände über der Brust übereinandergelegt, rief sie laut: „Gott! Allwissender! gib Zeugenschaft für mich, daß ich wahr rede!“ und dann sprach sie voll Eifer weiter: „Dr. Little richtete mich auf, indem er mir ans Herz legte, daß die Kluft zwischen mir und meinem Gemahl durch meine Abneigung gegen ihn vorzüglich bewirkt worden sei, daß es mir möglich werden würde, ihn wiederzugewinnen, wenn ich seinem, des Doctors, Beispiel Folge leiste. Er hatte der Liebe auf immer entsagt und dies in seines sterbenden Wohlthäters, des Paters Hambacher, Hand geschworen. Damals leuchtete der Gedanke, ihm, der so edel vor mir stand, ähnlich zu werden, durch meine Seele, ich glaubte an die Möglichkeit, wieder gutmachen zu können, und gelobte ihm dies.“ Konstanze erzählte nun, wie sie, aus ihrem vermeinten Tode erwachend, von Dr. Little Alles erfahren, was geschehen, und die Ueberzeugung, daß die Kunde ihres Wiedererwachens den Grafen, ihren Gemahl, nur zu einem erneuten Versuche, sich ihrer zu entledigen, treiben werde, die Ursache gewesen sei, daß der Doctor, sie zu retten von dem dann sichern Tode, die Täuschung als das einzige Mittel

ausgeführt habe. Still und zurückgezogen von der Welt hätte ihr ein kleines Dorf an der mährisch-ungarischen Grenze ein Asyl verliehen, und erst die Reise Kaiser Joseph's nach Mährisch-Neustadt sei für sie die Veranlassung geworden, nach Wien zu kommen, das sie mit dem Frühjahr mit einem in einem Nachbarlande gelegenen stillen und ruhigen Ort als ihren künftigen und immerwährenden Aufenthalt habe vertauschen sollen. Sie ließ nun die Erzählung jenes Auftritts mit Dr. de Luigi im Sperl folgen, und als sie mit den Zeichen des sichtbarsten Abscheus davon gesprochen, sagte sie, den um die Tafel Sitzenden die Hand hinhaltend, an deren einem Finger der Trauring sichtbar war, welchen ihr Gemahl ihr, der vermeinten Leiche, abgezogen und im Schreck verloren hatte: „Hier ist das Symbol der Unauflösbarkeit meiner Ehe mit Graf Erdödy. Wie ich es unverletzt an meinem Finger trage, so auch unverletzt bin ich im Geiste sein Weib geblieben. Was geschehen, habe ich ihm verziehen. Könnte ich ihn retten von dem Wahnsinn, mit dem sein Gewissen ihn geschlagen, ich würde es thun mit Freudigkeit des Herzens. Wenn es mir erlaubt ist, einen Wunsch, eine Bitte noch auszusprechen, so sei es die, daß der Kaiserin Majestät straflos meiner Freundin Cäcilie, meinem Diener Toni verzeihen möge,

was Beider Treue zu mir in den Augen der Welt gefehlt hat. Auf mich allein mag sie alle Strafe fallen lassen, ich bin bereit, sie zu tragen. O, liebe Herren, flehet sie in meinem Namen um Gnade für die Beiden an, sie solle nicht des schönen Gebets vergessen: «Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.»"

Kaum hatte Gräfin Konstanze mit diesen Worten ihre lange Rede beendigt, als die Thür zu dem Nebenraume rasch geöffnet wurde und die Kaiserin in dem Saale erschien, begleitet von Gräfin Angelica Trautson und der Priorin des Klosters. Die Herren an der Tafel erhoben sich sogleich beim Eintritt der erhabenen Frau, die auf die vor Erstaunen wie versteinert stehende Konstanze zuging und sprach: „Sie hat mir da ein sauberes Capitel gelesen, Frau Gräfin; aber ich will damit nicht gerade gesagt haben, daß Sie dabei im Unrecht ist. Es ist viel Wahres daran, was Sie mir zur Last gelegt, nur hat Sie vergessen zu bemerken, daß ich allein das Bestreben gehabt habe, Ihr Glück zu gründen. Man muß auch an seinen Feinden das Gute, und wenn's wirklich nur wie ein Sandkörnlein groß wäre, nicht übersehen. Wie mag Sie mir denn das Gedenken an die uns vom Herrn gelehrte menschlich-schöne Bitte empfehlen lassen, wenn

Sie selbst auf mich, die unverschuldet Ihr Unglück veranlaßte, einen Pic hat? «Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern» . . . o, das klingt sehr schön; aber nicht allein sagen muß man's, auch thun. Und darin will ich Ihr mit gutem Beispiel vorangehen, damit Sie eine andere Meinung von mir bekommt. Ich vergebe Ihr — was geschehen ist soll vergessen sein."

„Majestät!" rief Konstanze, überrascht von dem wunderbaren Wechsel der Situation in die Knie sinkend ... „ist es denn möglich, daß das kein Traum ist?!"

„Der Haß gegen mich muß Sie nicht schlecht seccirt und sich tief bei Ihr ins Herz gefressen haben, daß Sie's für'n Traum hält, daß eine Kaiserin Ihr vergeben kann. O nein, meine Liebe, wir kennen unser Paternoster auch, ebenso gut wie Sie, und Sie wird in Zukunft nicht nöthig haben, uns darauf aufmerksam zu machen, was das Vaterunser für Bitten hat. Stehe Sie auf, Frau Gräfin." Damit reichte sie Konstanze die Hand, welche dieselbe mit Inbrunst des Dankes küßte. Die Kaiserin trat an die Tafel und sprach: „Ich hab' zwar nicht die Kanonischen Rechte studirt, Ihr Herren, aber ich denk' doch, ich hab's Rechte getroffen, wenn ich in dem Fall der Gräfin Erdödy ein

von Gott den Fürsten dieser Erde gegebenes Vorrecht, die Gnade, in Anwendung bringe, zumal das Geständniß, welches Dr. de Luigi in seiner letzten Lebensstunde abgelegt hat, die vollkommenste Bestätigung des gegen das Leben der Gräfin gerichteten Giftmordes von Seiten ihres Gemahls geworden ist. Bedauerlich bleibt es, daß des Doctors Aussage durch eintretende Todeskrämpfe insofern unvollständig geblieben, als uns der Name der Person, um derentwillen der Graf sich zu dem Verbrechen an seiner Gemahlin entschloß, nicht zur Kenntniß gekommen ist. Es ist nicht zu ändern, der Graf seines traurigen Wahnsinns wegen zu keiner Verantwortung zu ziehen, Gott selbst hat das Strafamt an ihm vollzogen. Vor so sichtbarem Walten höherer Macht müssen wir uns in Demuth beugen. Aber unsere Pflicht ist es, nach Kräften und Möglichkeit das geschehene Böse zu sühnen. Um dies zu thun, befehle ich der Gräfin Konstanze Erdödy, die Pflege ihres Gemahls zu übernehmen und dadurch den Beweis darzulegen, daß die Ehe ein unauflösbares Sacrament sei."

„Ja, ich will ihn pflegen!" rief Konstanze . . . „mit allen meinen Kräften will ich ihn behüten, vielleicht gelingt es mir, seinen gestörten Geist wieder auf die lichten Bahnen der Vernunft zu leiten. Er soll in

mir die treueste, aufopferndste Freundin finden, die über ihn mit liebendem Herzen wacht. O welche Gnade, kaiserliche Majestät! Gott lohne sie Ihnen hier und jenseits."

„Ich hoffe, Sie wird bei vorkommender Gelegenheit nicht so leicht wieder über Ihre Kaiserin herziehen und eingedenk sein, daß wir uns oft im Ausgang Dessen täuschen, was wir beabsichtigen, sei es auch noch so gut gemeint", entgegnete die erhabene Frau. „Ich hab' manchmal schon erlebt, daß das Gute zum Uebel ausgeschlagen ist. Mit Ihr ist mir's nicht besser gegangen. Doch genug davon. Hier Ihrer Freundin, der Frau Gräfin Trautson, hat Sie viel zu verdanken, ich muß ihr das Zeugniß geben, daß sie Sie wie ein gelernter Advocat gegen mich vertheidigt hat."

Angelica schloß Konstanze mit großer Emphase in die Arme, die Kaiserin redete unterdeß mit dem Pfarrherrn von Szomolan, und sich dann wieder zur Gräfin Erdödy wendend, sagte sie: „Mit dem geistlichen Herrn hier werde ich das Sie Betreffende in Ordnung bringen, solange bleibt Sie hier im Kloster. Am Hofe und in Wien läßt Sie sich nicht sehen. Das erlaube ich nicht. Von hier aus wird Sie, wenn Alles eingeleitet ist, zu Ihrem Gemahl zurückkehren, und ich

erwarte von Ihr, daß Sie Ihr Gelöbniß wahr macht."

„Vor Gott und Ihro kaiserlichen Majestät wiederhole ich es, daß ich den Grafen, meinen Gemahl, mit aller Inbrunst des Herzens pflegen will!" rief Konstanze ... „ach, wie ist Alles so wunderbar gekommen mit mir! Noch fasse ich es kaum. Aus der großen schweren Seelenangst erhoben in das Licht der Vergebung, der Versöhnung, fühle ich mich leicht, als hätte ich Flügel."

„Nun, ich meine, Sie kann Ihrem Grafen gegenüber sich mit allem Fug und Recht an die Bitte: «Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern», erinnern, denn da ist von beiden Seiten zu verzeihen, und da der Graf nicht im Stande dazu sein wird, hat Sie's allein abzumachen."

„O gnadenvolle Kaiserin! lassen Ihro Majestät auch Barmherzigkeit dem Unglücklichen angedeihen, der de Luigi's Blut vergossen! der Professor ..."

„Schweige Sie von dem!" rief die Monarchin finster und streng ... „ich begnadige keinen Mörder und Kirchenschänder. Wird man seiner habhaft, trifft ihn die volle Strafe für seine Verbrechen. Behüte mich Gott, daß ich dem Laufe der Gerechtigkeit durch eine

unzeitige Begnadigung in den Weg treten sollte. Das hieße gegen den allmächtigen Gott sündigen. Daß ich Sie begnadigt habe, geschah deshalb, weil Sie das Verbrechen nicht ersonnen, sondern als eine kranke hinfällige Frau und voller Furcht und Angst im Herzen es geschehen lassen mußte, und weil Sie jetzt, wie Sie es hier gelobt, durch eifrige Pflege Ihres Gemahls büßen will."

„Unterlassen Sie jetzt Ihre Bitte hinsichtlich des Professors, es ist nicht der günstige Augenblick dazu", flüsterte Gräfin Trautson Konstanze zu, und diese verstummte, obwol es ihr tief ins Herz schnitt, den Flüchtling vom Zorn der Kaiserin bedroht zu wissen. Wenn ein unglücklicher Zufall ihn auf österreichischem Grund und Boden in die Gewalt der Monarchin fallen ließ, war er sicher verloren. Dies Bewußtsein trübte das Glück dieser Stunde, in welcher sie so sonderbaren Wechsel ihres Geschicks erlebt hatte. Die Kaiserin übergab der Priorin die Sorge für Gräfin Erdödy. „Es wird ihr nicht schaden, wenn sie einige Bußübungen unter Ihren Augen durchmacht", sagte sie ... „die Buße ist Gott angenehm und dem Christenmenschen der allein wahre Trost."

Somit war das Verhör beendigt. Von der Priorin geleitet, verließ Konstanze den kleinen Saal, nach-

dem die Kaiserin noch mit dem Ausdruck des Wohlwollens sie ermahnt hatte, ihrer Vergangenheit gar nicht mehr zu gedenken, sondern sich ganz in die Stelle einer Wiedergeborenen zu versetzen, die, in ein neues Leben eintretend, auch ein neues und frommes Herz mitbringen müsse. „Ich werd' Sie scharf im Auge behalten, vergesse Sie das nicht, und mache Sie mir Freude, daß ich nicht bereuen muß, Ihre gnädige Kaiserin gewesen zu sein", sprach die erhabene Frau sie entlassend.

Alles hatte sich mit dieser Stunde in Konstanze's Leben verändert, ihre Vergangenheit war hinter ihr geschlossen gleich einem Buche, das durchgelesen nur wenig frohe, desto mehr schmerzliche Erinnerungen geboten hat; vor ihr that sich ein neuer Abschnitt ihres Lebens auf, dessen Inhalt kein ihr Herz zur Freude kräftigender zu sein versprach. Die nächste Veränderung jedoch wirkte wohlthuend auf sie. Sie wurde Bewohnerin einer Zelle, deren Einrichtung zwar ganz den klösterlichen Anstrich trug, aber doch himmelweit von der verschieden war, die sie bisjetzt bewohnt hatte. Sie war freundlich und hell, das Fenster, auf den kleinen Klostergarten gerichtet, vergönnte ihr den Blick nach dem Himmel zu erheben, ohne nothwendig zu haben, einen Tisch zu diesem Zweck heranzurücken.

Auch fand sie hier mehre kleine Bequemlichkeiten. „Sie werden nicht allein hier wohnen, Frau Gräfin", bemerkte die Priorin, auf die beiden in einer durch einen Vorhang verdeckte alkovenartigen Nische stehenden Lagerstätten deutend ... „Ihre Zellengenossin wird auf Befehl Ihro kaiserlichen Majestät bald Ihnen Gesellschaft leisten. Dieser Glockenzug ist dazu bestimmt, die von mir zu Ihrer Bedienung zu wählende Klosterschwester herbeizurufen. Der Zutritt zu mir steht Ihnen zu jeder Stunde offen. Ich verlasse Sie jetzt mit dem Wunsche, daß der Herr Ihnen die Gnade seines Friedens gebe."

Die Priorin hatte noch nicht lange die Zelle verlassen, als in dem Corridor wieder Schritte hörbar wurden, dann that sich die Thür auf und die kleine misgestaltete Cäcilie lief mit einem Freudenschrei in Konstanze's Arme. Die Nonne, in deren Geleit sie hiehergekommen war, kündigte der Letztern nicht nur an, daß Cäcilie Mitbewohnerin ihrer Zelle sein werde, sondern auch, daß sie, Schwester Agathe, von der hochwürdigen Frau Priorin zum Dienst der Frau Gräfin bestimmt sei und daher deren Befehle entgegennehmen werde. Der Abschnitt des neuen Lebens, in den Konstanze jetzt eingetreten war, hatte mit einer ihr Herz durchwärmenden Freude begonnen. Sie

stand nicht allein in dem neuen Leben, die treueste Freundschaft war ihr zur Gefährtin gegeben. Auf dieses Glück hatte sie nicht gehofft, und jetzt fühlte sie sich in dessen Besitz; ihre Augen flossen vor Thränen der Freude über. Erst nachdem der Sturm des großen heftigen Gefühls, das diese Ueberraschung bei Beiden hervorgerufen, sich ein wenig gemindert hatte, gelangten sie zum Austausch Dessen, was sie während der Zeit ihrer Trennung voneinander erlebt hatten. Cäcilie's Schicksal war ein ganz gleiches wie das ihrer Freundin gewesen, nur daß sie mehre male verhört worden war. Als sie vor kurzem von der Nonne wieder zum Verlassen ihrer Zelle aufgefodert worden, habe sie nicht anders geglaubt, als ein abermaliges Verhör erwarte sie — solche Ueberraschung habe sie sich nicht denken können. Konstanze fühlte den Edelmuth der Kaiserin im tiefsten Herzen. „Sie will nicht, daß ich vereinsamen und verarmen soll in meinem neuen Leben", sagte sie und schloß Cäcilie in die Arme mit dem Ausruf: „O meine herzliebe Freundin, nur der Tod soll uns trennen, wir wollen nie voneinander lassen!"

Das Leben, welches Beide im Kloster der Elisabethinerinnen führten, war sehr einförmig. An der Priorin Seite besuchten sie die Kirche, durchwandelten

unter Führung dieser hochwürdigen Frau zuweilen die Krankensäle, da die Nonnen dieses Ordens die Krankenpflege als einen Haupttheil ihres Gelübdes betrachten, und kehrten dann gemeinschaftlich in ihre Zelle zurück. Die Außenwelt wäre ganz von ihnen geschieden gewesen, wenn nicht Gräfin Trautson ihre Einsamkeit durch ein paar Besuche unterbrochen hätte. Wie sehr Konstanze eine Beruhigung über das Schicksal Egon's am Herzen lag, ging aus der an Angelica gerichteten Frage, ob sie nichts gehört habe, daß er vielleicht auf der Flucht ergriffen worden sei, hervor. „Der Kaiserin Majestät hat nichts darüber geäußert", war die Antwort der Gräfin Trautson. „Freilich glaube ich, daß sie kein Wort darüber verlieren wird, da sie diese Angelegenheit den Gerichten besonders übertragen hat, wie sie stets zu thun pflegt, wenn es ihr anliegt, ein Verbrechen bestraft zu sehen. In solchen Fällen spricht sie nie mehr darüber und nur selten kann man aus ihren Aeußerungen abnehmen, daß die Gerechtigkeit ihr Amt in Betreff dieses oder jenes Namens verwaltet habe." Es konnte Angelica unmöglich entgehen, wie tief und schmerzlich der Eindruck dieser auch jede Spur des Trostes vernichtenden Antwort auf Konstanze wirkte, die großen Thränentropfen in ihren Augen bezeugten es. Cäcilie wurde bei diesen Besuchen Ange-

lica's gar nicht beachtet, sie übersah sie ganz und die arme Misgestaltete entzog sich gern dem hoffärtigen Wesen dieser vornehmen Dame, sie brachte die Zeit während deren Besuches auf dem Corridor zu. Konstanze empfand die Verletzung ihrer Freundin, welche, um ihr nicht durch eine Klage darüber wehzuthun, Schweigen beobachtete. Es konnte nicht fehlen, daß von Seiten Konstanze's selbst Veranlassung erfolgte, darüber mit Cäcilie zu sprechen. „Ach, meine liebe, theure Freundin", sagte sie . . . „diese Besuche Angelica's sind keine Erhebung für mich. Ich vermisse die Seele an ihr. War ich früher verblendet, daß ich diesen Mangel, der mir jetzt so sehr auffällt, nicht bemerkte, oder hat mich mein Schicksal zu anspruchsvoll gemacht, daß mir die von ihr bezeugte Theilnahme nicht genügt, mich kalt läßt? ich weiß es nicht. Verzeihe mir's Gott, wenn ich Unrecht thue; aber mir ist es, als sei Vieles übertüncht an Angelica, als lausche hinter ihrem Gesicht noch ein anderes hervor, vor dem ich Schreck empfinde. Und doch sagte die Kaiserin, ich hätte ihr viel zu danken, sie habe mich gegen sie wie ein gelernter Advocat vertheidigt. Die Kaiserin spricht nur Wahrheit . . . und ich muß daher im Irrthum oder, was noch schlimmer ist, zu anmaßend und undankbar geworden sein. Ach gewiß, an mir wird

der Fehler liegen. Mein Geschick hat mich den Freuden der großen Welt entfremdet, ich fühle nichts für sie und daher finde ich mich nicht in Angelica, die aus dieser mir fremd gewordenen Welt in die meine tritt, die so klein, so arm ist. Das Fremde macht mir Angst, sie weiß und kennt das nicht."

Cäcilie konnte diese Ansicht, welche ein Zeugniß von Konstanze's durch und durch edlem Herzen war, nicht theilen. „Nicht etwa, daß ich in ihren Augen nichts bin ... welches Recht hätte ich auch, einen Anspruch, eine Beachtung von ihrer Seite zu fodern? man duldete mich, die arme Verwandte, nur aus Barmherzigkeit in ihres Vaters Hause ... das bringe ich ihr nicht in Anrechnung, wenn es gleich bitter und schmerzhaft für mich ist; aber daß sie ... dir jeden Trost nimmt und statt dich zu erheben durch Theilnahme, nur von den Vorfällen am Hofe der Kaiserin und von den Festlichkeiten dort erzählt, als wollte sie dir absichtlich das Herz schwer machen einer Zukunft gegenüber, die vielleicht deine ganze Standhaftigkeit in Anspruch nehmen wird, das halte ich für lieblos. Würde es nicht unbarmherzig sein, wenn man einem Schwerkranken, der vielleicht seinen gewissen Tod vor Augen sieht, die Freuden und Vergnügungen des Lebens so lebhaft schildern und gleichsam seine Gedan-

ken, sein Herz recht fest an das Leben knüpfen wollte, dem er bald und für immer entsagen muß?"

Konstanze konnte darauf nichts erwidern, sie fühlte, wie sehr Recht Cäcilie hatte, und doch schmerzte es sie, in Angelica nicht mehr die herzenswarme Freundin erblicken zu dürfen, wie sie diese ehemals für eine solche gehalten hatte. Eben diese Erkenntniß von der nicht abzuweisenden Wahrheit in Cäcilie's Bemerkung brachte übrigens Konstanze einen Trost, der bald recht fest in ihrem Herzen wurzelte. Cäcilie war voll der festen Ueberzeugung, daß Egon sich glücklich nach Schlesien geflüchtet habe, „denn wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, hätte die Kaiserin nicht den Ausdruck gebraucht, daß er verhaftet werden solle, wenn man seiner habhaft würde, sie würde in bestimmten Worten von seiner Haft und Strafe gesprochen haben", bewies Cäcilie. Das erschien Konstanze so glaubhaft, besonders da doch ein halber Monat nach Egon's Flucht bis zum Tage des mit ihr angestellten Verhörs vergangen war, daß der Gedanke, als ein sie erfreuender, schnell Wurzel in ihrem Herzen schlug und den Grund zu einer Heiterkeit ihres Geistes legte, welche selbst der Gräfin Trautson bei deren letztem Besuch auffiel, die ihr von Seiten der Kaiserin eröffnete, daß in Bezug auf die Familie Erdödy, welche

sich sehr gesträubt hätte, sie wieder als die Gemahlin des Grafen zu betrachten, Alles ins Gleis gebracht sei, unter der Bedingung, daß Konstanze sich als erbunfähig erkläre, sobald sie nach Szomolan, wohin man ihren Gemahl gebracht, kommen werde. Die Reise dorthin sei mit dem nächsten Tage anzutreten. Um die Anstalten dazu habe sie sich nicht zu kümmern, der Wagen werde sie im Klosterhofe aufnehmen. „Ich finde Sie so heiter, meine Theure; darf ich die Ursache dieser Ihnen so günstig lassenden Veränderung wissen?" fragte Angelica. Konstanze hatte kein Hehl vor ihr. „Sehr recht calculirt, meine liebe Konstanze", pflichtete Gräfin Trautson bei . . . „ich war derselben Ansicht, aber ich liebe es nicht, von Dingen zu sprechen und Hoffnungen zu erregen, die ich nicht verbürgen kann. Jetzt bin ich so glücklich, Ihnen das Resultat meiner ins Geheim deshalb angestellten Recherchen mittheilen zu können."

„Wie? Sie hätten im Stillen Erkundigung eingezogen?" rief Konstanze eifrig.

„Ich begreife nicht, wie das Sie so sehr in Erstaunen zu setzen vermag. Halten Sie mich für so theilnahmlos an Ihrem Geschick? fast scheint es mir so."

Konstanze fühlte sich von diesem Vorwurf so

schwer getroffen, daß sie mit einer Inbrunst von Reue der Gräfin in die Arme fiel und ihr rückhaltlos gestand, wie schwer verletzt sie sich durch die Gleichgültigkeit gefühlt habe, mit der sie sich über die große Sorge um Egon's Schicksal, die ihr, Konstanze's, Herz so sehr belästigt, ausgesprochen habe, daß sie in derselben sogar eine Lieblosigkeit erblickt. „Kleines Närrchen!" lächelte Angelica ... „wollen Sie mir denn nicht das Recht zugestehen, zuweilen ebenso schwach wie Andere und also meiner Stimmung nicht Herr werden zu können? Wenn Sie bedenken, daß an mir, welche den Anfoderungen und Ansprüchen der großen Welt und in dieser der höchsten Kreise entsprechen muß, Manches vorübergeht, was mich herabstimmt oder nachdenkend macht, vielleicht auch mich unangenehm berührt, so werden Sie bei einer billigen Rücksicht gewiß nicht so schnell mit einer Verurtheilung fertig sein, wie dies der Fall gewesen ist. Aber was will ich machen? es ist einmal geschehen und ich glaube das Beste und Einzige, Sie zu strafen, wird eine Vergebung Ihrer an mir begangenen schweren Sünde sein, weil Sie soviel Reue bewiesen."

„O meine liebe, liebe Freundin!" rief Konstanze ... „wie sehr habe ich Sie verkannt! aber Sie sind gütig, Sie sind weit besser als ich, Sie ..."

„Pst! keine Lobeserhebungen, meine Theure", lächelte Gräfin Trautson ... „einer so weichen Seele glaubt man aufs Wort. Nun, ich freue mich, Ihnen die frohe Nachricht sagen zu können, daß der Professor Dr. Little glücklich über die schlesische Grenze gelangt ist. Ein Cavalier, der ihn als unsern Hausarzt kannte, hat ihn auf preußischem Grund und Boden gesehen und gesprochen." Konstanze weinte in der großen Freude, die diese Nachricht wie goldenen blendenden Sonnenschein in ihre Seele leuchten ließ, sie bedeckte Angelica's Hand mit Küssen, die diese ihr mit Gewalt entziehen mußte. „Wer wird denn so außer sich gerathen!" verwies die Letztere ... „fassen Sie sich, meine Beste. Ein Glück für Sie, daß ich es bin, gegen die Sie diese Demonstration des übergroßen Entzückens äußern, Sie könnten sonst sehr leicht in den Verdacht kommen, daß zwischen dem Flüchtling und Ihnen immer noch ein gewisses Verhältniß abwaltete."

„Gewiß, ein Verhältniß, das nur mit meinem Tode enden wird", stimmte Konstanze bei ... „es ist die Hochachtung, die Dankbarkeit, die mir diesen edlen Menschen unvergeßlich machen. Vor solchem Verhältniß darf ich nicht erröthen."

„Nun, lassen wir das", entgegnete Angelica ...

„indem ich Ihnen den Trost gab, daß der Professor jenseit der Grenze sich befindet, glaubte ich von Ihnen unbedingt überzeugt sein zu dürfen, daß Sie zu keiner Zeit, unter keiner Bedingung etwas davon verlauten lassen werden, inwieweit ich Ihnen meine Theilnahme in Bezug auf den Professor bewies. Die Kaiserin ist streng, in gewissen Punkten mehr als hartnäckig, unerbittlich. Die geringste Kenntniß, daß ich, um Ihnen einen Trost mit auf den Weg nach Szomolan zu geben, über den Professor geheime Kundschaft einzog, würde mir von Seiten der Kaiserin ohne weiteres Verbannung vom Hofe, wenn nicht noch Schlimmeres eintragen. Ich glaube mich ohne Furcht Ihrer Discretion überlassen zu können, meine Theure."

Konstanze betheuerte dies und Angelica fuhr fort zu sprechen: „Die Kaiserin fodert als unerläßliche Pflicht von Ihnen, daß Sie allmonatlich ihr Bericht senden über Alles, was Sie in Ihrer neuen Carrière erleben, Gutes oder Schlimmes. Ich soll diesen Befehl Ihnen insinuiren und erlaube mir, Ihnen dabei zu bemerken zu geben, daß die Klugheit Sie bei diesen Berichten leiten muß. Aeußern Sie nie etwas von dem Professor in Ihren Briefen an die Kaiserin. Es gibt Dinge, die man unberührt lassen muß, da-

mit sie mit der Zeit vergessen werden. Die Erinnerung an ihn könnte nur bei der Majestät von Nachtheil für Sie und möglicherweise auch für ihn selber werden."

„O, wir haben uns recht schwer an ihr versündigt", sagte Konstanze nach dem Abschiede von Angelica ... „und ich fühlte mich tief von ihrer Großmuth beschämt. Während wir ungerecht gegen sie waren, handelte sie im Stillen für uns, denn der Gedanke an Egon ist ja unser Beider Eigenthum, und daß wir wissen, er ist gerettet, ist für uns Beide Ein Glück, Ein Trost!" Cäcilie konnte nicht ganz die Freude ihrer Freundin stören. „Sie bedarf ihrer wie die Blume den Sonnenschein", sagte Cäcilie zu sich ... „es wäre grausam, einen bittern Wermuthtropfen in die Lust ihres Herzens fallen zu lassen. Vielleicht bin ich auch wirklich im Irrthum, wenn ich in Angelica's Warnung gleichsam eine zwischen Konstanze's Herz und Egon für immer geworfene Kluft erblicke. Ein so weiches tieffühlendes Herz muß zuletzt doch Kummer um Den empfinden, der für dasselbe verschollen ist. So stark ist sie nicht, ihn vergessen zu können, und welche marternde Pein dann bei dem Gedanken an ihn! Es mag klug sein von Angelica, aber es ist auch hart, sich selbst den Weg der Bitte verschließen zu müssen!"

Am nächsten frühen Morgen rollte ein Reisewagen in den Klosterhof. Welche Ueberraschung für Konstanze und Cäcilie, den Toni wiederzusehen, der ihnen in seiner übergroßen Freude unablässig die Hände küßte, sodaß sie ihn abwehren mußten! „Schauen's, meine gnädige Frau Gräfin", sagte der ehrliche Bursche, ... „bei dem großen Glücke, daß wir wieder beisammen sein, ist auch wieder ein Unglück dabei. Wenn das nicht grad' ein Kloster wär', ich möcht' einen Jodler loslassen von Herzensgrund, denn wenn ich nicht singen kann, bin ich halt nur 'n halber Mensch, die steirische Weis' ist für einen Steirer immerdar seine Lust und Vergnügen. Aber draußen vor der Stadt müssen Ihro gräfliche Gnaden mir schon einen Jodler erlauben, 's Herz muß auch sein Recht haben."

„Frau Gräfin, Sie können sagen, der Himmel ist Ihnen günstig, denn er gab Ihnen liebende Herzen", sprach die Priorin, welche sie zum Wagen hinabbegleitet und die aufrichtige, ungekünstelte Freude Toni's gesehen hatte. „Reisen Sie im Geleite Gottes, er gebe Ihnen Muth und Segen auf Ihrer neuen Lebensbahn. Ich werde mein Gebet mit dem unserer Klosterschwestern vereinen, um für Sie des Himmels Gnade zu erflehen." Nachdem die hochwürdige Klosteroberin noch segnend das Kreuz über sie geschlagen, brachte der

Wagen die Gräfin und ihre Begleiter schnell durch die Straßen vor die Stadt. Der Toni geberdete sich wunderlich, fast wie Einer, der sich in lustiger Gesellschaft einen Rausch angetrunken und dem es bald selig, bald schmerzlich im Herzen ist, denn er lachte zuweilen stillvergnügt in sich hinein, als freute er sich über einen trefflich gelungenen Spaß, bald wurden ihm die Augen feucht, wie wenn ihm die frische, vom Osten her streichende Luft zu scharf sei; aber das war's beim Toni eben nicht, denn seine steirische Natur war an rauhe Luft wohl gewöhnt, seine heimischen Berge standen ja nicht immer von der heißen Sonne beschienen das ganze Jahr hindurch, der Winter streute auf ihre Gigantenhäupter starke Schneelasten aus und dann strich Eiseskälte in die Thäler nieder. Der Toni dachte an Das, was er erlebt, und an seinen Herrn, den Professor, der jetzt als Flüchtling fern weilte, und zwischenhinein in den traurigen Kummer seines ehrlichen Herzens drängte sich wie ein lustiger Sonnenblick die Empfindung des Vergnügens sich jetzt wieder im Freien zu wissen.

Dem armen Burschen war es schlecht gegangen, das Gericht hatte mit ihm wenig Umstände gemacht und ihn in eins jener abscheulichen Gefängnißlöcher gesperrt, wie sie die Humanität damaliger Zeit in

Fülle aufzuweisen hatte. Der Toni glaubte gar nicht mehr ans Tageslicht kommen zu sollen und die Lust zum Jodeln war bei ihm rein verschwunden. Unter andern Umständen würde er monatelang in dieser Lage zugebracht haben, ehe mit ihm ein Verhör angestellt worden wäre, indeß da die Kaiserin die Angelegenheit der Gräfin Konstanze schleunigst zur Untersuchung gebracht wissen wollte, so kam auch ihm diese Beschleunigung zugute, man nahm eiligst seine Aussage zu Protokoll. Die Gleichmäßigkeit der Aussagen Cäcilie's und Toni's wurden zur vollsten Wahrheit durch das von Dr. de Luigi noch in dessen letzter Lebensstunde abgelegte Geständniß erhoben und eben diese Wahrheit war die Ursache, daß die Kaiserin, zu der Einsicht gelangend, wenn auch indirect, aber doch durch die von ihr ausgehende Verheirathung Konstanze's mit Graf Erdödy einen Theil des Geschehenen veranlaßt zu haben, die Gräfin begnadigte, was natürlich die ebenfallsige Begnadigung Cäcilie's und Toni's zur Folge hatte. Diesen unerwartet günstigen Ausgang nicht ahnend, saß der ehrliche Bursche sehr trübselig, an aller Hülfe verzweifelnd, immer noch in seinem Gefängniß, bis der gestrige Abend ihm die gleichsam aus dem Himmel fallende Nachricht seiner Freilassung und zugleich die Weisung brachte, morgen mit Tages-

anbruch seine Gebieterin in seiner frühern Function als Diener nach Szomolan zu begleiten. Seine Habseligkeiten wurden ihm vom Gefängnißwärter eingehändigt und er unter dessen Aufsicht noch vor Tagesanbruch bis an den Klosterhof der Elisabethinerinnen gebracht, wo bald darauf auch der zur Reise für die Gräfin bestimmte Wagen eintraf. Gern hätte Toni noch einmal den Sperl besucht, um vielleicht eine Nachricht über seinen Herrn zu erfahren, aber dies war ihm unmöglich, er mußte Wien verlassen, ohne von Egon's Schicksal etwas Näheres gehört zu haben.

Wie jetzt, als sie die Stadt hinter sich hatten, die Morgenluft sich ihm frisch ans Herz legte und dies gleichsam gekräftigt von dem reinen Hauche, groß und weit wurde, da stimmte er eins seiner steirischen Liedel an mit voller Brust und sang lustig von seinem Sitz neben dem Kutscher herab:

I woaß a scheni Glok'n
De had an'n schen'n Klang;
Und i woaß a schen's Diarnd'l,
De had an'n schen'n Gang.

Ja, der Toni war lustig wie ein Vögelein, das, dem engen Käfig entflogen, seiner lieben grünen Waldheimat zuflattert. Und wie er hörte, daß Egon ge-

rettet jenseit der Grenze Oesterreichs lebe, klatschte er jubelnd in die Hände und rief: „Das ist 'ne Freud'! ui, ich wollt' schon in die Luft fliegen darum. Ich wünsch', daß er so lustig sein möcht' wie ich, und wissen, daß wir wieder allzusamm' sein, die gnädige Frau Gräfin, Fräulein Cäcilie und ich, sein Toni . . . das würd' ihm 'n Vergnügen machen! Was 's Leben schön ist, glaubt kein Mensch, der nicht einmal auf ein paar schlechte Wochentag' im Grab gelegen hat wie ich in dem sacrischen Nest, wo's mich hineingesperrt hatten. Jetzt ist Alles vorbei und jetzt woll'n wir wieder ein Liedel nach dem andern aufhau'n, daß 's 'ne Lust soll sein. Nehmen's die gräflichen Gnaden nicht übel, wenn ich in meiner Freud' nicht bin wie ein Anderer, der's verdrucken kann, wann ihm's Herz überläuft. 's ist halt 'n Unglück mit mir, ich bin als 'n schreiiger Bua auf d' Welt kommen und ich schrei' halt' immer noch — das wird auch nicht anders mit mir, solang ich leb'."

Daß der Toni keine Anlage hatte, seine Gefühle zu maskiren, that sich auf der zwei Tage dauernden Reise besonders kund. Auf der letzten Station vor Szomolan endete indeß diese Belustigung auf dem Bocke, der Pfarrherr von Szomolan erwartete die Gräfin und begleitete sie nach dem Waldschlosse. Dort

waren große Veränderungen vorgegangen, von der frühern Dienerschaft, einschließlich des Castellans befand, sich Niemand mehr da, Gräfin Konstanze erblickte lauter neue, fremde Gesichter. Doch eben diese Maßregel, welche ebenso wol des Grafen wegen, um jede Erinnerung an Früheres von ihm fernzuhalten, als auch aus zarter Rücksichtnahme für die Gräfin, ihr den Aufenthalt nicht von vornherein zur Pein zu machen, geschehen war, erwies sich als sehr praktisch. Die Gräfin sah kein Gesicht ihr begegnen, das von ihrer Vergangenheit zeugte. Diese Vorsorge nahm jedes beängstigende Gefühl von ihrem Herzen, sie durfte nicht erröthen im Angesicht ihrer Diener.

Der Arzt des Grafen begrüßte sie gleich nach ihrer Ankunft auf dem Schlosse, er war eine ehrwürdige Erscheinung, schon in weit vorgerückten Jahren. Er gab ihr ein vollkommenes Bild des Krankheitszustandes ihres Gemahls. „Die gnädige Frau Gräfin können, trotzdem keine Heilung mehr in Aussicht steht, doch des Herrn Grafen Leben noch zu einem vielleicht in der Fiction sehr glücklichen machen, sobald Sie auf die ihn beseelende Idee, daß Sie nicht mehr der Erde angehören, sondern die Erscheinung einer Verstorbenen sind, eingehen. Gelingt es Ihnen, in dieser Eigenschaft sein Vertrauen zu erwerben, so ist es möglich,

daß sein Wahnsinn sein Glück wird. Doch“, fügte er hinzu . . „ist es zu diesem Zweck nöthig, auch den unumgänglich erfoderlichen Aeußerlichkeiten Rechnung zu tragen. Zu diesen gehört, daß Sie fortan sich in die weiße Farbe kleiden. Bisher hat die seine Phantasie ängstende Erscheinung nur in einem grauen Gewande sich ihm dargestellt und die Meinung sich fest bei ihm gesetzt, daß sie im Fegefeuer büßen müsse. Die Veränderung der Farbe dürfte darum wohlthuend auf ihn einwirken, daß sein Wahnsinn, wie auf leuchtenden Schwingen emporgehoben, in eine milde Verklärungsphase tritt.“

Konstanze versprach dem Rathe des erfahrenen Arztes Folge zu leisten, und der nächste Tag wurde dazu bestimmt, diesen Versuch zu beginnen. Der Pfarrherr von Szomolan, der in der letztern Zeit sichtbar des Grafen Zuneigung gewonnen, war bei dem Plan insoweit betheiligt, als er zu Besuch auf Szomolan erscheinen und dem Grafen erzählen sollte, die Gebete der Kirche für die büßende Seele seiner Gemahlin wären erhört worden, man wolle behaupten, die Gräfin im schneeweißen Gewande am Altar gesehen zu haben. Zur Mittagszeit des folgenden Tages begab sich Konstanze im weißen Gewande, wie es verabredet worden, in den kleinen Saal neben

ihrem Wohnzimmer. Das Herz zitterte ihr im Busen vor dem ihrer wartenden Wiedersehen. Endlich nahten Schritte; es war der Arzt, der ihren Gemahl zu einer Bewegung in dem Saal veranlaßt hatte und ihn jetzt geleitete. Sollte das Wiedererblicken seiner Gemahlin von überraschendem nachhaltigen Eindruck auf ihn sein, so mußte es plötzlich geschehen. In einer Nischenvertiefung auf der Seite der Thür, durch die Beide eintraten, verborgen, ward Konstanze so sehr von dem traurigen Anblick des Grafen, der schwach wie ein Greis am Arm des Arztes gestützt nach der Mitte des Saals zuwankte, ergriffen, daß sie aller Geisteskraft bedurfte, um ihre Thränen zurückzuhalten. Die einst so hohe stolze Gestalt war haltlos geworden, gebeugt wie vom schwersten Körperleiden hing sein Oberkörper vor, sein Gang war mühsam, schleppend, die Kraft war aus diesen athletischen jetzt ihm zur Last werdenden Gliedern geschwunden. Sie konnte, da sie ihm im Rücken verborgen stand, sein Gesicht nicht sehen, aber sie hörte seine Stimme, welche hohl und dumpf klang und der deutlichste Beweis war, wie tief im Innern seine Lebenskraft zerstört sei.

Der Arzt hatte die Thür nach seinem Eintritt mit dem Grafen hinter sich abgeschlossen, und auf ein

Zeichen, das er mit der Hand gab, schlüpfte die Gräfin leise an der Wand hin und wartete an der Thür des Augenblicks, wo jener ihren Gemahl zur Rückkehr bewegen werde. Ihr plötzlicher Anblick an der geschlossenen Thür mußte von drastischer Wirkung sein. „Ich will wieder zurück", sagte der Graf . . . „die Ruhe ist wohlthätiger . . . ach, könnte ich nur eine Nacht schlafen! . . . aber das Gespenst läßt nicht ab von mir."

„Es wird aber nun ablassen von Ew. gräflichen Gnaden, da, wie der hochwürdige Pfarrherr sagt, man die hochselige Gräfin im weißen Gewande am Altar in der Kirche gesehen hat", entgegnete der Arzt mit größter Bestimmtheit. Eine kurze Pause folgte, der Graf schien über die so entschieden ausgesprochene Versicherung seines Begleiters nachzudenken, und dann redete er vor sich hin in einzelnen Sätzen, wie Jemand, der einen ihn ganz beherrschenden Gedanken verfolgt und demselben zuweilen unbewußt in der Lebhaftigkeit seiner Phantasie Worte leiht. „Im weißen Gewande . . . nicht mehr im Fegefeuer . . . die Engel tragen weiße Kleider . . . die Engel, die Gott zu den Menschen sandte, waren alle weiß . . . wenn sie weiß zu mir käme . . ." tiefe Athemzüge bekundeten das Schwanken zwischen Hoffen und Zweifel in seinem

gestörten Geiste. Ganz eigenthümlich war die Erscheinung der Religiosität in seinem irren Zustande. Der Glaube, den er in seinen Kindheitstagen eingesogen, der durch sein wildes stürmisches Blut und die Sucht nach den Genüssen der Welt gänzlich bei ihm ausgerottet schien, trat wie ein aus schwerem Kampfe hervorgehender Sieger beherrschend auf und milderte das Grauenhafte seiner geistigen Verwirrung. Er blieb noch eine Weile nachdenkend mitten im Saale stehen, dann schauerte er ein wenig zusammen und sagte: „Sehr kalt hier . . . ich will zurück . . . ach wenn sie weiß käme!“ Gleich darauf schrillte ein Schrei aus seinem Munde, er sank in die Knie. Beim Umwenden nach der Thür hatte er seine Gemahlin erblickt. Der Arzt brachte ihn nicht ohne Mühe auf einen Stuhl, nachdem er der Gräfin ein Zeichen gegeben, sich schnell zu entfernen, um bei dem Geistesirren den Glauben an eine himmlische Erscheinung zu befestigen. Die große Schwäche des Grafen hatte ihm eine Ohnmacht zugezogen, der Arzt rief die Diener herbei und er ward in sein Zimmer gebracht. Als seine Sinne sich von der plötzlichen Ueberraschung, welche so heftigen Eindruck auf ihn hervorgebracht hatte, wieder gesammelt hatten, sah er den Pfarrer an seinem Lager. Dessen Hand krampfhaft ergreifend, erzählte er

ihm, daß seine Gemahlin ihm erschienen im weißen Gewande. Der würdige Geistliche knüpfte daran die Möglichkeit, daß es des Himmels Wille sein könne, diesen zur himmlischen Klarheit erhobenen Geist ihm als Führer durchs Leben zu geben. Geschähe dies, wäre es ein sichtbarer Beweis, daß auch er auf die göttliche Gnade rechnen könne. Diese der seltsamerweise jetzt bei ihm vorherrschenden religiösen Richtung, wenn man eine bei einem geistig Gestörten überwiegende Neigung oder Meinung so bezeichnen darf, ganz entsprechende ihm eingeflößte Idee war, indem sie ihn auf den nähern Umgang mit seiner Gemahlin vorbereitete, vollkommen geeignet, ihn in eine sehr glückliche Stimmung zu versetzen, das heißt, eine bisjetzt seinem Zustande ganz fremde Heiterkeit zu bewirken. Seine so gehobene Einbildungskraft bildete den Gedanken an solche ihm zutheil werden könnende Führung durch ein himmlisches Wesen mit jener geistigen Schnellkraft in sich aus, die einen anziehenden Gegenstand gleichsam im Fluge zum Eigenthum des Denkenden macht. Ehe noch der Abend dieses Tages anbrach, hielt er sich fest überzeugt, morgen werde sein Engel wieder zu ihm kommen, um auf immer bei ihm zu bleiben. Dieser Glaube wies sich von dem günstigsten Einfluß auf ihn, ein ruhiger Schlaf be-

glückte ihn für diese Nacht, und als er am Morgen erwachte, erblickte er die weiße Gestalt seiner Gemahlin neben seinem Lager sitzen, als hätte sie seinen Schlummer bewacht. Jetzt war alle Furcht bei dem Grafen vorüber, der Traum hatte sie ihm in derselben Eigenschaft vorgeführt, wie sein Wahn im Wachen sie sich gedacht, als ihm vom Himmel bestimmte Führerin. „Mein Engel, bist du bei mir!“ rief er . . . „und du bleibst bei mir?“

„Ja“, hauchte die Gräfin leise, mit Mühe die Thränen zurückdrängend, die sein Anblick bei ihr hervorrief. Wie entstellt war das Antlitz dieses den Jahren nach in der Vollkraft stehenden Mannes! die eingefallenen vergelbten Wangen, die tiefliegenden Augen mit den stieren Blicken, das fiebernde unaufhörliche Beben seiner Gesichtsmuskeln zeugten von der tief in sein innerstes Lebensmark eingreifenden Macht der geistigen und körperlichen Krankheit, sein Haar selbst war ergraut.

Von der Stunde an war sein Wahnsinn ein verklärter geworden, die ängstigenden Erscheinungen des Gespenstes seiner Gemahlin gaukelten ihm nicht mehr vor, er glaubte, der Himmel habe ein Wunder gethan und Konstanze's Geist habe, um ihn zu führen, die irdische Gestalt wieder angenommen. Er lebte

scheinbar in diesem Wahne auf, der von Konstanze's Seite mit ängstlicher Vorsicht festgehalten wurde. Er wußte nicht, daß sie wie früher ihre von den seinen getrennten Zimmer wieder bewohnte. Eine ihm verbleibende Scheu hielt ihn fern von ihren Wohngemächern, überhaupt trat er, je mehr sich sein jetzt zur Heiterkeit gehobener Irrsinn ausbildete, den Beziehungen zu seinen gewöhnlichen Umgebungen ferner, immer weniger zeigte er Theilnahme an den Vorgängen im Waldschlosse. Ehe noch ein Jahr verging, hatte ihn der Wahn, einen himmlischen Führer zu haben, aller Verbindung mit der Außenwelt so sehr entrückt, daß er nicht mehr zu wissen schien, er sei der reiche Grundherr Graf Erdödy. Geistig todt für die Welt und alle ihre Aeußerlichkeiten, war er geistig lebendig geworden in dem stillen Glück seines Wahns, der ihn über Alles erhob, selbst über die Erinnerungen an das Vergangene. Konstanze erfüllte ihre Aufgabe, ihn zu pflegen, mit Aufopferung, sie verließ ihn nur des Nachts, und eben diese Treue war es, welche so wunderbar mächtigen Eindruck auf ihn bewirkte. Der Gräfin Briefe an die Kaiserin trugen den Ausdruck der Freude, ihre Buße so schön gedeihen zu sehen. Aber die gebrochene Lebenskraft des Grafen war nicht mehr zu heben. Ohne es selbst

zu gewahren, ward er allmälig schwächer. Er war den Lebensbeziehungen so sehr fremdgeworden, daß der Gedanke an Tod und Ende gänzlich aus seinem immer mehr verengten Ideenkreis entschwunden, ihm fernblieb. Aber Konstanze sah die merklich rasch vorschreitende Auflösung, sie unterließ nichts, was ihn über diese erheben konnte. Es war ein Hinsterben der Kräfte, ein schmerzloses Versiechen des Lebensquells, der hier vor ihren Augen verging, und eben deswegen verdoppelte sie ihren Eifer, ihn auf den Uebergang in ein neues Leben vorzubereiten, nicht in jener allgemeinen Weise, die den Sterbenden ans Ende erinnert, ihn auf ein strenges Gericht nach dem Tode vorbereitet, durch immer sich häufende Andeutungen, wie nahe ihm der letzte Augenblick sei, Angst in seine Seele wirft, nein, Konstanze's Herz und Glaube war zu milder Art, als daß sie sein Glück hätte auf solche Weise stören sollen. Sie machte nur in ihm den Wunsch rege, bald von Licht und Klarheit umflossen unter den Seligen zu wandeln, und der Wunsch gebar in seinem heitern Geiste die Hoffnung, daß das recht bald geschehe. Für ihn war das Scheiden keine Beängstigung mehr, seiner wartete keine Strafe, der Tod erschien ihm in der Gestalt eines himmlischen Boten der Verkündigung. So floß sein ge-

brochenes Leben hin wie ein schönes Gedicht, dessen Ende in unserer Seele ein neues Gedicht, die Freude an unserer Selbstverklärung, wachruft. Als sein letzter Moment gekommen war, blickte er auf und gewahrte Thränen in den Augen seiner über ihn gebeugten Gemahlin. „Mein Engel weint... um wen?" Mit dieser Frage erlosch der noch schwach glimmende Funke seines Lebens. „So habe ich noch keinen Menschen vom Leben scheiden sehen", sagte der neben dem Lager des eben Verstorbenen stehende Pfarrherr nach einer Pause und fügte hinzu: „Frau Gräfin, wenn Bergeslasten von Sünden auf Ihrem Herzen lägen, an diesem Todten hätten Sie des Himmels Verzeihung erworben." Konstanze hielt die erkaltete Hand ihres Gemahls in der ihren, und nach dem reinen Himmel schauend betete sie inbrünstig: „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern." Ein dreimaliges Amen aus des Pfarrers Munde heiligte den Moment des tiefen Ergriffenseins.

Die Pflege, welche sie unermüdlich ihrem Gemahl erwiesen, hatte erschöpfend auf sie gewirkt, sie sah sich genöthigt, noch einige Wochen nach dessen Begräbniß im Waldschlosse zu ihrer Erholung zu verweilen. Es war eine große und schmerzliche Demüthigung für sie, Szomolan nun verlassen zu müssen, aber sie kannte

die Bedingung, unter welcher die Familie Erdödy dem Willen der Kaiserin sich unterworfen hatte; nur zu büßen hatte man ihr erlaubt, und mit dem Augenblick, als diese Buße vorüber war, zerfiel auch jedes Band, welches früher sie an den Namen Erdödy geknüpft hatte. Bisher war ihr die Schwere dieser Bedingung nicht so hart erschienen, jetzt aber, wo sie in volle Kraft trat, empfand sie dieselbe desto schmerzlicher, als das einsame Waldschloß ihr liebgeworden war. Der Wohllaut der Ruhe, der sich hier so vertraut an ihr Herz legte, entsprach der Neigung ihres Gemüths zur Stille, hier blieb sie den Berührungen der Welt fremd. „Wie arm bin ich, Cäcilie! ich habe keine bleibende Stätte und bin eine Ausgestoßene", sagte sie zu ihrer Freundin. „Wenn es wahr ist, daß es Menschen gibt, die mit einem Fluch des Geschicks als Aussteuer für ihr ganzes Leben auf die Welt kommen, so gehöre ich unter diese Beklagenswerthen." Das war ein ebenso trauriger wie furchtbarer Gedanke, den Cäcilie nur mit Mühe bei ihr verbannen konnte, indem sie auf die Möglichkeit verwies, daß in Wien doch vielleicht etwas Näheres über Egon zu erfahren sein dürfte. „Fast scheint es, als müßten Alle, die mich lieben, ihre Zuneigung für mich büßen", entgegnete Konstanze . . . „auch ihn

habe ich in mein unglückliches Geschick verwickelt. Kannst du mich tadeln, daß der Gedanke, eine dem Unglück Geweihte zu sein, alle Hoffnungen mit einemmal aus meiner Seele auslöscht?" Aber die Erinnerung an Egon bewirkte doch allmälig bei ihr eine Erhebung des Gemüths. Ehe sie noch Wien erreicht hatte, vertraute sie Cäcilie, daß sie den Entschluß gefaßt habe, die Kaiserin um Gnade für den Professor anzuflehen. Wie hätte ein solcher Gedanke nicht die freudigste Beistimmung bei Cäcilie finden sollen? er war ja das Gebet ihres Herzens!

III.

Der 24. Januar war als der Geburtstag des Königs von Preußen, Friedrich's II., für dessen beim wiener Hofe accreditirten Gesandten jederzeit eine Veranlassung zu großen Festlichkeiten. Das Gesandtschaftshôtel auf der Wollzeil sah an diesem Tage stets das diplomatische Corps und die hohe Aristokratie in seinen Räumen, die sonst oft bespöttelte preußische Sparsamkeit entfaltete dann den möglichsten Glanz. War dies schon in Zeiten der Fall, wo zwischen Preußen und Oesterreich keine entente cordiale obwaltete, umsomehr mußte es zu erwarten sein im Jahre 1773, wo die vorhergegangene Theilung Polens zwischen beiden Staaten eine Uebereinstimmung bekundete. In Wirklichkeit war die Stellung eines preußischen Gesandten am wiener Hofe auch eine fast total veränderte dadurch geworden; ehemals als ein nothwendiges Uebel angesehen, dem man hin und

wieder Concessionen machen mußte, wollte man nicht den schlimmen Mann in Berlin auf den Hals bekommen, erwies man jetzt dem Vertreter Preußens große Ehre. Ob die Herzen dieselbe günstige Stimmung für Preußen empfanden, blieb dahingestellt, es war genug, daß die Oberfläche spiegelglatt und sonnenhell erschien, an Täuschungen war man auf beiden Seiten gewöhnt. Baron Edelsheim repräsentirte in der That seinen König auf würdige Weise, und Jedermann war in dem Lobe einstimmig, daß die preußische Excellenz hinsichtlich der Bildung und des sogenannten savoir vivre ein vollendeter Hofmann sei, der mit einer angenehmen Persönlichkeit auch die Gabe eines höchst liebenswürdigen Gesellschafters verband.

Es würde zu anderer Zeit sehr aufgefallen sein, wenn der Fürst-Staatskanzler länger als beim Diner anwesend geblieben wäre, für diesmal aber zeigte sein verlängerter Aufenthalt, daß die Beziehungen zwischen beiden Nachbarstaaten außerordentlich intim waren. Man sah ihn in Gesellschaft des preußischen Gesandten Salons und Gemächer durchpromeniren, und Niemand zweifelte, daß die Vereinigung dieser beiden Staatsmänner der wahrhafteste Gradmesser der liebevollen Freundschaft zwischen ihren beiden Regierungen sei. Die Assemblée war glänzend, die vornehme

Damenwelt brillirte im höchsten Schmuck, die Cavaliere entwickelten die heiterste Laune, die möglichste Liebenswürdigkeit. Die zahlreiche Gesellschaft bot ein heiteres angenehmes Bild für das Auge des Zuschauers, obwol auch Gestalten sich dem Blick aufdrängten, welche weniger reizend, ja mitunter sogar lächerlich waren oder wenigstens doch auffallend in ihrem Aeußern sich darstellten. Zu den Letztern gehörten der Geheime Staatsreferendar von Binder und der sächsische Gesandte, Geheimrath von Löben, eine lange kalte Figur, die so ernsten und langsamen Schrittes durch die glänzenden Reihen der Anwesenden wandelte, als sei sie vom Tod beauftragt, die Rolle eines Grabebitters zu spielen. Die Laune des Zufalls hatte hier Beide zusammengewürfelt und ein witziger Damenmund für sie eine Bezeichnung erfunden, welche schnell wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund lief und eine unauslöschliche Heiterkeit bei Allen erweckte. „Petrus und Paulus", damit wußte man, wer gemeint sei, und das Amüsement, das dieser glücklich erfundene Witz ins Leben rief, wurde bald dem Staatsreferendar auffällig, denn wo er nur den Blick hinwendete, begegnete er einem lächelnden Antlitz. Geheimrath von Löben, kalt und nicht so leicht zu einer Bemerkung zu bewegen, wenn sie ihm nicht

unmittelbar in den Weg trat, gewahrte nichts. „Excellenz von Edelsheim haben es sich sehr angelegen sein lassen, diesmal den preußischen Adler in besten Credit zu bringen“, redete er in langsamer Weise, die mit der Eiseskälte seines Wesens vortrefflich harmonirte ... „Alles prächtig ... hm, die preußische Majestät hat auch Ursache, sich soviel als möglich dem Glanze in die Arme zu werfen, damit die vielen andern Odiosa vergessen werden. In Polen schreit man Ach und Weh über die preußische Theilnahme und sind unserm dresdner Hofe die kläglichsten Briefe deshalb zugekommen.“

„Briefe ... so!“ entgegnete der Staatsreferendar zerstreut, denn die Ahnung, Stichblatt einer Lächerlichkeit zu sein, die man auf ihn in Anwendung brachte, war ihm sehr unangenehm.

„Briefe ... jawohl, Briefe, mein Herr Baron“, bestätigte der Geheimrath. „Man handelte unter dem Titel, einen Cordon gegen die in Polen wüthende Pest zum Schutz der preußischen Länder ziehen zu wollen, aufs grausamste gegen die Polen. Die preußischen Truppen erschienen auf polnischem Grund und Boden und überließen sich daselbst den gröbsten Brutalitäten. Auf Befehl ihres Königs wurden die waffenfähigen Polenjünglinge dem preußischen Heere ein-

verleibt, die Töchter mußten von ihren Aeltern mit Geld, Vieh und Geräth nach Vorschrift ausgesteuert werden und wurden dann in preußischen Landen an Männer, welche sie verlangten, verheirathet. Lebensmittel aller Art, Vieh, Pferde, Getreide ward den unglücklichen Einwohnern ohne weiters weggenommen, und Tausende von Familien mußten den heimatlichen Boden Polens verlassen, um in Pommern und in der Mark ein anderes Vaterland sich anweisen zu lassen. Die Majestät von Preußen scheint die Lehre, die unsere sächsischen Soldaten nach Gefangennahme der Armee am Fuße des Liliensteins Allerhöchstderselben gaben, daß nicht im Rocke, sondern im Herzen der Patriotismus stecke, vergessen zu haben."

Obwol diese Erzählung des Geheimraths vorzüglich nur der großen und tiefen Abneigung der Sachsen gegen die Preußen einen Ausdruck lieh, so konnte sie doch zugleich als eine neue Art Lobeserhebung für Oesterreich betrachtet werden; denn wenn auch Oesterreich hinsichtlich seines Antheils bei der Theilung Polens auf derselben Stufe der Gewaltthat stand wie Preußen und Rußland, so waren doch keine derartigen Brutalitäten gegen die armen polnischen Einwohner von Seiten der österreichischen Soldateska verübt worden wie die erwähnten von Seiten der Preußen.

Nun folgte längeres Schweigen zwischen Beiden, sie schritten weiter durch die anstoßenden Gemächer, überall fand der Staatsreferendar dasselbe Lächeln, das seinen Blicken bisher begegnet war. Es ward ihm fatal. „Ich werde Platz nehmen, ich fühle mich müde“, sagte er, in ein Canapé sich niederlassend, der Geheimrath that das Nämliche, für diesen Abend schien er der Schatten Binder's geworden zu sein. Nach einer langen Weile fühlte sich der Letztere von der sächsischen Excellenz ein wenig angestoßen. „Auch eine kleine heimliche Sünde“, flüsterte der Geheimrath ihm zu.

„Was meinen Excellenz damit?“

„Sehen Sie dort Gräfin Trautson, neben ihr der junge Mann ... ein Graf Paradeis, ein Böhme ... hm, das ist die Sünde, die ich meine. Der gute Trautson, denke ich, hat vollkommen Ursache zur siebenten Bitte: Erlöse uns von dem Uebel.“

„Was Sie sagen! Excellenz meinen eine geheime Liaison?“

Der Geheimrath nickte und lehnte sich dann ins Canapé zurück. Des Staatsreferendars welkes Gesicht erlitt auf einen Augenblick eine kleine Veränderung, es war als husche ein Freudenstrahl über dasselbe, aber eben nur auf die Dauer einiger flüchtigen

Sekunden; dann lehnte auch er sich zurück und beobachtete Schweigen, das er endlich mit der Bemerkung brach: „Trautson ist im Grunde nicht zu beklagen, er war stark verblendet, als er diese Partie schloß. Er jetzt ein Funfziger, seine Gemahlin noch nicht Dreißig, lebhaft, den Vergnügungen ergeben... nun, es ist nicht zu verwundern.“

„Sie ist sehr unvorsichtig oder sehr verliebt... hm, ich weiß es nicht genau, ich habe noch nie Profession von dieser Leidenschaft gemacht, mein Blut ist ein besonders ruhiges, worüber ich sehr froh bin, denn eine Neigung solcher Art würde meine Ordnung geniren... ich lasse mich auch nie gern dupiren.“

„Ganz meine Ansicht“, stimmte der Staatsreferendar bei. Wieder folgte eine längere Pause, von dem Baron zuletzt mit den Worten gelöst: „Unvorsichtig, sagten Excellenz? wie ist das möglich bei einer so klugen Dame?“

„Hm, ich weiß es nicht, wie? aber es ist nicht nur möglich, es ist gewiß.“

„Ah!... freilich, wenn in Excellenz Gegenwart sich...“

„Nicht doch, so war es nicht... was denken Sie, Herr Staatsreferendar, in *meiner* Gegenwart! nein, nein. Ich weiß selbst nicht, wie ich zu der Bemer-

kung kam, ich combinire in diesem Artikel sonst nie, vorgestern Abend passirte es mir zum ersten mal in meinem Leben."

„Das ist interessant", entgegnete Jener ... „aber ich fürchte, Excellenz werden sich doch am Ende getäuscht haben, eben wegen der Unbekanntschaft mit derlei Wahrnehmungen."

Der Geheimrath schien mit sich selber zurathe zu gehen, dann sagte er im Ton voller Gleichgültigkeit: „Besuche seit Anfang dieser Wintersaison auch das Trautson'sche Haus ... sehr angenehm dort ... keine gêne ... alte Herren auch zu finden ... conveniren mir besonders. Vorgestern schien es mir, als bemerkte ich einen Blickwechsel zwischen der Frau Gräfin Trautson und dem jungen Paradeis, es störte mich nicht ... warum auch? aber merkwürdig, ich machte dieselbe Bemerkung noch ein mal, ganz unabsichtlich. Hm! die Gräfin verlor sich in eins der Cabinete linker Hand, ich sah nach Paradeis hin, er folgte nach einer Weile in derselben Richtung. Da ich nichts zu thun hatte, promenirte ich auch nach. Die Cabinete im Trautson'schen Hause sind alle mit Decken belegt, sehr weiches Gehen, unhörbar. Die Gesellschaft war klein, hielt sich im Salon zusammen, in den Cabineten folglich kein Mensch. Komme aus

einem ins andere, höre dann im vierten oder fünften sprechen, trete, die Thür öffnend, auf die Schwelle, zog mich aber schnell zurück, Gräfin Trautson und Graf Paradeis conversirten halblaut miteinander, hatten mich jedoch nicht gesehen. Ich ging in eins der vordern Zimmer zurück, nahm da Platz unter einer Laube neben einer Amorstatue, war neugierig, ob sie zusammen in den Salon zurückpassiren würden. Nein, nur Graf Paradeis allein . . . hm, war mir sonderbar . . . wo blieb die Gräfin? da sie nicht kam, ging auch ich nach dem Salon. Da war sie schon, also auf einem andern Wege zurückpassirt . . . warum? mir erschien es pikant. Ihnen nicht?"

Der Staatsreferendar meinte, darin beruhe noch kein Beweis, zumal er sich erinnere, daß ein junger böhmischer Graf, wenn er nicht ganz irre, ein Paradeis, der Sohn eines dem Strafgericht der Kaiserin im Jahre 1742 Entflohenen, um die Aufnahme in den österreichischen Staatsdienst supplicire und vielleicht, da Gräfin Trautson als in besonderer Gunst der Kaiserin bekannt sei, um deren Beistand zu diesem Zweck sich bemühe. „Kann auch sein . . . wie gesagt, in diesem Artikel verstehe ich nicht zu combiniren", stimmte die sächsische Excellenz bei und trieb das bekannte geistreiche Spiel, die Daumen seiner beiden nachlässig im

Schoose ruhenden Hände umeinanderzudrehen. Der Staatsreferendar hing ebenfalls schweigend seinen Gedanken nach. Er hatte der Gräfin Revanche gegen sie zu nehmen versichert und es gab keine Gelegenheit, dies nun zehnjährige Versprechen zur Wahrheit zu machen. Die Dame war unantastbar. Sein Egoismus fühlte sich dadurch empfindlich beleidigt. Er war kein rachsüchtiger Charakter, aber er hatte für das Renommée, durch seine Manier in carikirenden Vergleichen pikant und gefürchtet zu sein, eine zu große Vorliebe gewonnen, als daß es ihm nicht Verdruß bereitet haben sollte, eine einzige Person und namentlich eine, die ihn dupirt hatte, außer allem Bereich seiner stacheligen Bemerkungen zu wissen. So wenig Behagen er an des Geheimraths von Löben gesellschaftlichem Umgang fand, so war es ihm doch für jetzt sehr angenehm, durch ihn auf eine Spur geleitet worden zu sein, auf der es ihm vielleicht möglich würde, sein Versprechen gegen die Gräfin zu erfüllen. Er war weit entfernt von dem Glauben, daß sie die Tugend in Person und mithin keine verwundbare Stelle an ihr zu finden sei, aber er war auch der festen Ueberzeugung, die Gräfin verstehe es besser als eine der andern vornehmen Damen, sich vor den Blicken der Welt zu verhüllen, und diese ihr zuerkannte

Kunst hatte ihr die Gnade der Kaiserin in so hohem Grade erworben, daß sie sich des ganzen Vertrauens derselben bewußt sein konnte. Es lag für ihn ein gewisser pikanter Reiz in dem Gedanken, dieser so klugen Dame Gegner zu sein und sich das Vergnügen zu bereiten, ihr sein Versprechen wahr gemacht zu haben. Zu diesem Zweck mußte eine Intrigue eingeleitet und Graf Paradeis selbst in diese verwickelt werden. Sein Nachdenken über das Wie? wurde durch den Eintritt des Fürsten Kaunitz an der Seite des preußischen Gesandten unterbrochen. „Sie hier, Baron?“ fragte der Erstere ... „ich habe Sie heute Abend noch nicht gesehen. Se. Excellenz hat uns ein Festin bereitet, welches uns zu dem lebhaftesten Dank verpflichtet und uns daran erinnert, die freundnachbarlichen Gesinnungen zwischen Preußen und Oesterreich stets als Ziel unserer größten Fürsorge betrachten zu müssen. Ich wünsche, Herr Minister, daß Sie Sr. Majestät, Ihrem allergnädigsten Herrn und König, diese meine Gesinnungen mit dem Ausdruck meiner unbegrenztesten Hochachtung und Verehrung zu vermelden die Gewogenheit haben.“

„Ich rechne mir es als ein Glück an, Sr. Majestät dem Könige, meinem allergnädigsten Herrn, diese von Ew. Durchlaucht ausgesprochenen Gesinnungen

referiren zu dürfen, als ein um so höheres Glück, da Se. Majestät keinen Wunsch lebhafter in ihrem Herzen nährten als eben den, die eine zeitlang durch unglückliche Misverständnisse getrennte innige Freundschaft zwischen Oesterreich und Preußen zur vollsten Geltung erhoben zu sehen und in dieser Beziehung allein auf Ew. Durchlaucht hohe Weisheit und Vortrefflichkeit Höchstdero edeln Herzens ihre Hoffnung bauten", antwortete Herr von Edelsheim, sich tief vor dem Fürsten verneigend. Beide Staatsmänner würden vielleicht noch mehre dergleichen anziehende und schmeichelhafte Redensarten gewechselt haben, wenn nicht aus dem Salon ein starker Tusch erschollen wäre. „Se. Majestät, der Kaiser! gestatten Ew. Durchlaucht, daß ich den erhabenen Herrn empfange", redete der preußische Gesandte, mit einer abermaligen Verbeugung sich entfernend, auch der Geheimrath von Löben folgte ihm. Der Fürst und der Staatsreferendar befanden sich, da Alles eilig nach dem Salon sich zog, in wenigen Secunden allein. Kaunitz erhob das große ruhige Auge auf Binder und sagte leise: „Man muß leise und vorsichtig auftreten in der bewußten Sache mit dem pfälzer Hofe. In Berlin hat man die bairische Thronfolge bereits als Ziel möglicher Combinationen ins Auge gefaßt, und ich irre

nicht, daß man hier unsere Politika belauscht. Der Gesandte ließ nur eine leise Andeutung fallen, sie war genug für mich. Unsere Maßregeln müssen einer vorzüglich vorsichtigen Leitung genießen, wollen wir uns nicht das Spiel verderben lassen; die Preußen raffiniren auf Alles und man kann ihnen eine scharfe Logik nicht ableugnen. Es wird daher nöthig sein, uns vom Inhalt der berliner Depeschen in Kenntniß zu setzen."

„Ew. Durchlaucht Befehl ist hinreichend", antwortete der Staatsreferendar ebenso leise.

Die Gedanken, welche den Fürsten in diesem Augenblick beschäftigten und sich bei tiefen Denkern, wie er, lediglich nur auf die vorangegangene Anregung beziehen konnten, riefen auf Kaunitz' Stirn einige Runzeln hervor. Sein blendend weißer Teint, diese besondere Auszeichnung seines Gesichts, ließ jedoch diesen äußern Ausdruck großer geistiger Bewegung nicht unangenehm erscheinen, in solchen Augenblicken tiefen Sinnens, wo er zuweilen, um jede Aeußerlichkeit von sich abzuhalten, die Augen zu schließen pflegte, glich die Ansicht seines Hauptes, wenn man sich die ungeheure Perücke wegdachte, der des schönen Wachsbildes eines Weisen; kein Zug dieses ernsten und doch zugleich milden Antlitzes bewegte sich, es war eine

tiefe feierliche Ruhe darüber ausgegossen. Die rasch emporgeblühte Größe Preußens beschäftigte ihn öfters, und jetzt besonders. Endlich gab er seinem Denken Worte: „Hundert Jahre braucht der Himmel, um einen großen Geist für die Wiederherstellung einer Monarchie zu bilden, dann ruht er hundert Jahre, dies macht mich zittern für die österreichische Monarchie, wenn ich nicht mehr sein werde.“ Mit diesem Ausspruch, der das unbestreitbarste Zeugniß des übermächtigen Egoismus ablegte, in dem sein ganzes Wesen aufgegangen war, verließ er das Zimmer, gefolgt von seinem alten Freunde, dem Staatsreferendar. Beide begaben sich nach dem Salon.

Die Ankunft des Kaisers Joseph hatte daselbst bedeutende Bewegung hervorgebracht, man formirte sich schnell in Reihen, um den Mitregenten Maria Theresia's zu begrüßen, der, in großer Uniform, von dem preußischen Gesandten zu einem für ihn in Thronform bereiteten erhöhten, von einem rothsammetnen Baldachin überwölbten Sessel geleitet worden war. Der Kaiser nahm nur für wenige Augenblicke diesen erhöhten Standpunkt ein, um die Gesellschaft von demselben zu begrüßen, dann sagte er freundlich: „Mein Herr Gesandter, ich habe der Pflicht als Kaiser genügt und beanspruche nun die jedem andern Gaste bei Ihrem

schönen Fest zustehende Freiheit, mich nach meiner Manier zu vergnügen. An guter Unterhaltung wird es mir nicht fehlen, ich sehe ja so viele bekannte Gesichter hier, die mir eine recht heitere Stunde versprechen.“ Dies sprechend stieg er die paar Stufen von der Estrade herab, und der kleine Damenkreis, der fast allabendlich, wenn er in Wien anwesend war, sich seines Besuchs erfreute und aus den Damen, Gräfin Burghausen, Gräfin Wallenstein-Leitomischl, Gräfin Thun-Klösterle, Gräfin Windischgrätz und Fürstin Liechtenstein, bestand, empfing vor Allen seine Huldigung. Zu dieser Elite der vornehmen Damenwelt Wiens gehörte auch Fräulein von Groschlag, die spätere als Gräfin Pergen bekannte Gemahlin des Polizeiministers. Diese hocharistokratischen Frauen vereinten in sich die schönsten Vorzüge geistiger und körperlicher Schönheit und zeichneten sich durch Frauentugend aus, weshalb es kein Wunder war, daß der das Edle liebende Kaiser sich in ihrer Gesellschaft wohlfühlte. Er unterließ nie, ihnen seine Dankbarkeit für die ihm gewährten schönen Stunden ihrer geisterfrischenden und nie an Mangel des Wechsels leidenden Unterhaltung zu bezeigen, und die herzliche Weise, in welcher dies geschah, legte auch zugleich die hohe Ehrfurcht, die er für sie hegte, an den Tag.

Da der Kaiser es nicht liebte, wenn sein Erscheinen die gesellschaftliche Lust störte, so begann, nachdem er noch einige andere Damen und Cavaliere begrüßt hatte, der von ihm mit der Gemahlin des preußischen Gesandten eröffnete Ball. Joseph, weniger für den Tanz eingenommen als seine erhabene Mutter, vergnügte sich nach Beendigung der Polonaise auf seine Weise, das heißt, er suchte sich seine Leute und promenirte in den Nebenzimmern. Er fand den Fürsten-Staatskanzler in einem derselben in Unterhaltung mit mehren Damen. „Durchlaucht haben das Rechte erwählt", scherzte der Kaiser ... „wir dürfen nie vergessen, daß es für uns ein großer Nachtheil ist, wenn wir uns des Einflusses der Frauen entziehen. Ich habe es gern, wenn Männer von Ew. Durchlaucht geistiger Größe solches Beispiel geben, es wirkt fort und führt die zuweilen etwas sterile männliche Natur auf die Bahn der Veredelung." Der Fürst nickte nach seiner gewöhnlichen Weise ein wenig mit dem Kopfe und sagte mit jener wahrhaften Liebenswürdigkeit, welche ihn in Damengesellschaften so sehr auszeichnete, daß man wohlthuend dadurch geschmeichelt, seine zuweilen sogar unangenehmen Eigenheiten vergaß: „Ich war immer Derjenige, der die Frauen mit demselben Gefühl des

Vergnügens schätzte wie die warmen und leuchtenden Sonnenstrahlen."

„Durchlaucht, ich streiche die Segel", antwortete der Kaiser lächelnd . . . „es ist mir schlechterdings unmöglich, den Damen ein Compliment zu machen, welches das Ihrige an Feinheit überträfe. Von welchem Stern müßte ich die Strahlen leihen, um ihnen eine Krone der Huldigung zu weben, da Ew. Durchlaucht mir bereits in Hinsicht der Sonne zuvorgekommen sind?" Der Kaiser bemerkte Gräfin Trautson und ein feines Erröthen auf ihren Wangen. Er deutete es richtig als eine sie beschämende Erinnerung, und es that seinem edeln Herzen leid, sie von dieser Nachwirkung geängstet zu sehen. Im Verlauf einer kurzen Unterhaltung wendete er sich wie gelegentlich zu ihr und sagte leise: „Madame, ich wünsche, daß Sie mir Anlaß geben möchten, Ihnen meine Hochachtung zu zollen."

„Kaiserliche Majestät, diese Güte verwirrt mich."

„Nein, das soll sie nicht, ist gar nicht meine Absicht", entgegnete Joseph . . . „im Gegentheil, ich wünsche Sie zu überzeugen, daß ich die Selbsterhebung zu würdigen weiß, und Ihnen daher meinen Dank für das durch Sie mir gewordene schöne Bewußtsein, ein edles Frauenherz sich selbst wiederge-

wonnen zu haben, ausspreche. Und bin ich nicht vollkommen berechtigt dazu, Madame? freuen wir uns nicht des Aufglühens eines schönen Sonnentages nach vorhergegangenen trüben Tagen? Ach, unser Geist, unser Herz sind zuweilen in gleichem Fall, und wir sind glücklich, wenn sie nicht durch Schatten verhüllt sind, sondern lauter und rein im Strahle des innern heiligen Lichtes der Tugend glänzen. Sie werden in mir stets Ihren kaiserlichen Freund finden." Nicht nur der Sinn, sondern auch der milde Ton, in welchem der Kaiser dies sprach, trieben eine höhere Glut auf die Wangen der Gräfin, welche indeß nicht von Joseph bemerkt wurde, da der Feldmarschall Graf Lascy, sein Special, zu ihm trat und ihm mittheilte, daß Baronesse Edelsheim ein jeu d'esprit arrangirt habe, bei welchem seine Gegenwart besonders erfreulich sein werde. „Gut, gut, mein lieber Lascy ... der Kaiser darf bei derlei Vergnügungen nicht fehlen", scherzte Joseph. „Nun, wir wollen dahin gehen, der Frau Baronesse für den glücklichen Gedanken in Person unsern Dank abstatten. Ach unser ganzes Leben ist ein immerwährendes jeu d'esprit und darum muß man auch dies Spiel wie eine hübsche kleine Copie eines großen Originals von Meisterhand hochschätzen. Gehen wir." Mit einem freundlichen Kopfnicken gegen

die Gräfin Trautson und einigen Grüßen an Kaunitz und die Damen entfernte sich der Kaiser in Lascy's Begleitung. Der Fürst mochte bemerkt haben, daß der Kaiser sehr freundlich mit Gräfin Trautson gesprochen, vielleicht hatte dies seine Neugierde erregt. Obwol er die Gräfin schon jahrelang kannte, so hatte er doch noch nie ein Wort mit ihr gewechselt, aus der einfachen Ursache, weil er jede nähere Berührung mit Personen scheute, denen er wenig Verstand zutraute. Unter dieser Kategorie stand Graf Trautson bei ihm, welche Ansicht er natürlich auch auf dessen Gemahlin ausdehnte, denn es erschien ihm ganz unmöglich, daß eine Frau Geist besitzen könne, deren Mann geistlos sei. Indem er eine Unterhaltung mit der Gräfin anknüpfte, machte er vielleicht nur den Versuch, sich mehr in der Annahme dieser bei ihm eingewurzelten Ansicht zu bestätigen und die Ueberzeugung in sich aufzunehmen, daß der Kaiser im Bezug auf die Frauen weniger von gleicher Voraussetzung ausgehe. Indeß er sah sich überrascht, in der Gräfin eine Frau von Esprit zu finden. „Madame", sagte er . . . „ich bin aufrichtig genug, Ihnen meine Bewunderung zu erkennen zu geben aus dem einfachen Grunde, weil ich nicht für möglich hielt, daß Graf Trautson so glücklich sei, eine Dame seine

Gemahlin zu nennen, welche meines Erachtens nach ihn geistig so sehr überragt."

„Ew. Durchlaucht machen mir ein Compliment, das, verdient zu haben, so wenig besagt", antwortete die Gräfin lächelnd.

„O, ich sollte doch meinen, Madame", entgegnete der Fürst galant . . . „und ich bitte, meine Bewunderung nicht als eine bloße Artigkeit, sondern als eine aufrichtige Meinung zu nehmen, besonders da sie zugleich mit dem Bedauern verknüpft ist, daß Sie zuweilen die Unzuträglichkeit ungleicher geistiger Begabung in Bezug auf den Grafen, Ihren Gemahl, werden empfinden müssen."

„Es gab ein Auskunftsmittel, Durchlaucht, welches mir treffliche Dienste leistete."

„Sie machen mich neugierig . . . ein Auskunftsmittel! welches?"

„Ich brachte den diplomatischen Grundsatz, zu beobachten und das Résumé meiner Beobachtungen für meinen Vortheil zu benutzen, in Anwendung. Indem ich von den Schwächen und Mängeln des Grafen mir ein klares Bild verschaffte, erlangte ich das Vergnügen, dieselben beherrschen zu können. Freilich ein sehr kleines Vergnügen, aber für die Sphäre einer Frau in meinen Verhältnissen immer ein Gewinn."

„Also diplomatisch sind Sie zu Werke gegangen?“ scherzte der Staatskanzler . . . „aber Sie haben vollkommen Recht. Beobachten ist der Grund aller Diplomatie, die Politik des Staats wie des Hauses kann nur allein dadurch bestehen. Aus Beobachtungen ziehen wir Erfahrungen und entwerfen Schlüsse für eine Reihenfolge möglicher Chancen. Ah, wie schade, daß Sie eine Dame sind! Sie würden auf diplomatischer Laufbahn Vieles leisten.“

„Ew. Durchlaucht Aufrichtigkeit machte mir vorhin ein Compliment, welches ich als nicht viel besagend bezeichnete. Ich erwarte, daß Ihre Gerechtigkeitsliebe mir gestatten wird, ebenso aufrichtig Ihnen entgegenzusetzen, daß Politik und Diplomatie weiblicher Natur sind und sehr ungerechterweise als den Männern von Hause aus angehörend betrachtet werden.“

„Ich bitte um den Beweis, Madame.“

„Wenn Politik der geltend gewordene Ausdruck für die Wissenschaft und Kunst des gesellschaftlichen Lebens ist, so gebührt den Frauen allein die Ehre, deren Erfinder und Begründer zu sein, denn sie sahen sich schon zur Zeit des Nomadenlebens der Völker darauf hingewiesen, die Schwäche ihres Geschlechts durch klugbenutzte Beobachtungen und Erfahrungen gegen die rohe Kraft und den anmaßenden Willen

ihrer Männer zu schützen und diese in Bezug auf das Familienwesen geneigt zu machen, auch ihnen eine Einmischung in dasselbe zu gestatten. Was nicht gutwillig ihnen gewährt wurde, mußte auf dem Wege der List errungen werden, und so wurde die Schwäche die Herrin der Gewalt. Die Politik ist also weiblicher Natur, eine Erfahrungswissenschaft, deren Grundsatz es ist, jeden Vortheil zu erspähen und zu benutzen. Die Geschichte liefert den sichersten Beweis, wie weibliche Feinheit zu allen Zeiten den Sieg gefeiert, und ich behaupte nicht zu viel, wenn ich sage, die Politik und das weibliche Geschlecht sind identisch miteinander, jede Frau hat die Anlage dazu und der Staat würde oft größere Vortheile erringen, wenn Frauen mit politischen Missionen betraut würden. In ihrer Stellung den Männern gegenüber sind sie von jeher geborene Diplomatinnen, denn im Unterhandeln, im Drehen und Wenden der Angelegenheiten besitzen die Frauen jene unleugbare Elasticität, die allein den Umständen Rechnung zu tragen versteht, und deren Mangel selbst den hochgebildetsten Mann zu irrigen Voraussetzungen, zu falschen Ansichten, zu einem hartnäckigen Festhalten seiner Meinung und seines Willens, wenn die Umstände Schmiegsamkeit, ja oft sogar Aufgeben seiner Ideen für den Augenblick erheischen, verleitet."

Der Fürst hatte aufmerksam zugehört und sein Gesicht wies jene väterliche Miene, wie er sie seinen Freunden zu zeigen pflegte, ein sicherer Beweis, daß er sich in besonders günstiger Stimmung befand. „Madame", sagte er . . . „das Urtheil einiger Touristen, welche die hocharistokratischen Gesellschaftscirkel Wiens kennen zu lernen Gelegenheit fanden, lautet im Ganzen nicht allzu schmeichelhaft für unsere hiesige Damenwelt; indeß diese Herren haben nicht das Vergnügen genossen, Zuhörer von Ihnen zu sein, sie würden sonst in Hinsicht der höhern geistigen Entwickelungsfähigkeit der wiener Damen eines Andern belehrt worden sein. Empfangen Sie den Ausdruck meiner Hochachtung. Ich bin überzeugt, daß die Fürstin Clary sich sehr glücklich fühlen würde, Sie zuweilen in dem kleinen Damenkreise meines Hauses zu sehen." Es war unmöglich, daß der Fürst eine höhere Anerkennung und zugleich ein schmeichelhafteres Compliment als das in diesen Worten enthaltene aussprechen konnte, und die Gräfin hatte somit die volle Berechtigung, in den nächsten Tagen einer Einladung von Seiten der Fürstin Clary entgegenzusehen. Als der Staatskanzler sich von ihr verabschiedet hatte, was von seiner Seite mit einer ungewöhnlich galanten, das heißt tiefen Verbeugung geschah, bemerkte Gräfin

Trautson, daß die Blicke der noch im Zimmer Befindlichen mit Erstaunen auf sie gerichtet waren. Sie wußte recht gut, daß dies Erstaunen nichts weniger als ein Zeichen großer Theilnahme an der ihr soeben gewordenen Auszeichnung sei, und wollte sich daher entfernen, um sich nicht zum Gegenstand einer erheuchelten Freundlichkeit zu machen, als Gräfin Philippi, die vormalige Oberhofmeisterin der jungen Erzherzoge und Erzherzoginnen, eine Dame, deren Stolz sich zuweilen sehr verletzend äußerte und welche gleichwol als überaus neidisch beim ganzen Hofe bekannt war, sich ihr näherte und mit Emphase rief: „Ihre Glücksprogressen sind erstaunlich, Frau Gräfin. Bei Ihro Majestäten der Kaiserin und dem Kaiser in besten Gnaden angeschrieben, haben Sie auch das Vergnügen, von unserer allmächtigen Durchlaucht fêtirt zu werden. Durchlaucht sahen nach der Conversation mit Ihnen sehr zufrieden aus, obwol dieser Herr, wie man weiß, sehr scrupulös zu sein pflegt. Darf man wissen, mit welchem Gegenstand Ihro Gnaden den durchlauchtigsten Herrn so besonders zu contentiren verstanden? vorausgesetzt, daß es kein Geheimniß betrifft.“

„O meine theure Gräfin“, entgegnete Angelica lächelnd . . . „ich muß Sie aufmerksam machen, daß man bei einigem Nachdenken gewiß nicht auf die Idee

kommen wird, Geheimnisse in so zahlreicher Umgebung wie hier zu verhandeln, und da es also nichts Geheimes war, glaube ich Ihrem Wunsche, den Gegenstand unserer Unterhaltung kennen zu lernen, auch entsprechen zu können."

„Wirklich?"

„Se. Durchlaucht behauptete, die Frauen hätten keine Anlage zur Politik, da deren Hauptfehler die Neugier sei. Um die Ehre unsers Geschlechts zu vertheidigen, entgegnete ich, daß nur Frauen von wenig Geist und mangelhafter Erziehung sich dieses Fehlers schuldig machen könnten. Se. Durchlaucht prophezeiten mir halb im Ernst, halb im Scherz, daß mir, ehe ich noch dies Zimmer verlassen haben würde, die Wahrheit seiner Behauptung als unleugbar erschienen sein werde. Weiter war es nichts, Ihro Gnaden, aber es war immerhin genug zu einer recht angenehmen Unterhaltung." Während Gräfin Philippi diese in lächelnder Manier ertheilte Zurechtweisung durch ein tiefes Schamroth, als von ihr verstanden, bekundete, schlüpfte Gräfin Angelica aus dem Zimmer, vor dessen Eingang sie ihren Gemahl in Gesellschaft mehrer Cavaliere fand und sich in liebenswürdiger schäkernder Weise an seinen Arm hing. Man wollte nach dem Salon zurück, wo die junge oder vielmehr jüngere

vornehme Welt mit dem Tanze sich belustigte; indeß der Entschluß, sich in diesen Strudel des Vergnügens zu begeben, wurde schnell umgeändert, als ihnen zwei Herren, den Staatsreferendar von Binder wie einen Gefangenen in ihrer Mitte führend, in den Weg traten. Der eine dieser Herren war der Graf Herberstein, ein Cavalier in mittlern Jahren, der dem alten Adel seines Hauses in einem angenehmen Dahinleben am Hofe Ehre zu machen suchte und seinen höchsten Wunsch in der Bekleidung eines Gesandtschaftspostens, der ihm auch bereits zugesagt war, erfüllt sah, indem man ihn nach Stockholm schickte. „Kommen Sie mit uns, Messieurs“, rief Herberstein ... „wir können uns bedeutendes Amüsement versprechen. Baronesse von Edelsheim hat für die nicht tanzenden Damen und Cavaliere ein köstliches jeu d'esprit arrangirt. Witz auf Witz, Scherz auf Scherz ... o wir werden viel zu lachen haben. Gnädige Frau Gräfin, haben Sie die Gewogenheit, die Herren durch Ihren Ausspruch zu bestimmen. Indem wir uns des Herrn Geheimen Staatsreferendars bemächtigten, glauben wir das Möglichste zur Erhöhung des Vergnügens gethan zu haben. Er wird das Schatzkästlein seiner Sarkasmen zu unser Aller Bestem aufthun.“

„Ich überlasse meinem Gemahl die Entscheidung“,

antwortete Gräfin Trautson lächelnd. „Und Sie, Graf, werden nicht Nein sagen, hoffe ich“, lachte Herberstein. „Einer liebenswürdigen Gemahlin gegenüber, die Ihnen so artig Ihr Eheherrnrecht zugesteht, müssen Sie eine noch artigere Concession machen und unsern pikanten Seelenfreund, dem Herrn Geheimen Staatsreferendar, gegenüber, können Sie gar nicht anders, als mit uns umdrehen und jeu d'esprit genießen.“

„Freilich, freilich, ich sehe das ein“, entgegnete Trautson in demselben heitern Ton ... „es sind zwei Verpflichtungen, denen ich mich nicht entziehen kann und auch nicht will. Gut, charmiren wir uns au jeu d'esprit, die Baronesse soll derlei besonders gut zu arrangiren verstehen, sagt man. Aber Ihnen, Herr Geheimer Staatsreferendar, werde ich dann ein jeu de la guerre erklären. Warum wissen Sie meinen Salon nicht zu finden? ich bitte um Aufklärung, Herr Baron, warum?“

„Aufklärung?“ entgegnete der Staatsreferendar mit einer Verbeugung ... „Herr Graf, es thut mir leid, Ihnen zu einer solchen erst dann verhelfen zu können, wenn ich das Vergnügen haben werde, die Beschaffenheit Ihres Kopfes zu kennen.“

„Meines Kopfes? ... ah, das ist stark.“

„Aufklärung, Herr Graf, ist gleichbedeutend mit Feuersbrunst, weil die meisten Leute über die eine wie über die andere erschrecken und in beiden Fällen erschrecklichen Lärm schlagen. Darum sieht man jetzt so viele feuerfeste und massive Köpfe und ganze große Gesellschaften sind mit Brandgiebeln versehen. Ueberlasse nun dem Herrn Grafen die Wahl, ob Hochdero Kopf als massiv oder als leichte Waare zu betrachten sein dürfte."

Trautson schien anfänglich über die Antwort verlegen; als er aber in der Umgebenden Mienen den mühsam unterdrückten Anflug des Lachens erblickte, rief er: „Ah, dieser Geheime Staatsreferendar ist ein officieller Bösewicht. Wie ich mich auch über die mir gestellte Wahl erklären mag, bin ich doch in beiden Fällen im Nachtheil. Er ist pikant wie eine scharfe Sauce, die zum haut-goût gehört, und welche man des Anstandes wegen stillschweigend hinunterschluckt, um nur auch zu den Liebhabern von haut-goût gerechnet zu werden."

Der Baron verneigte sich mit den Worten: „Gratulire, Herr Graf, diese Bemerkung war gut, schade nur, daß Sie eine Sauce zu Hülfe nehmen mußten, um sie mir serviren zu können. Ich bin kein Liebhaber von Saucen, liebe das Trockene, es scheint mir dauerhafter."

„Nun, nun, Herr Baron, Jeder hat seine Eigenheit. Aber nicht Eins ins Andere zu verwickeln, ich hoffe Sie zuweilen in meinem Salon zu sehen.“

„Und ich vereinige dieselbe Bitte mit der Einladung, die mein Gemahl soeben ausgesprochen, Herr Geheimer Staatsreferendar“, fügte Gräfin Trautson bei.

„So vieler Güte zu widerstreben wäre undankbar“, entgegnete Binder ... „ich werde von dieser mir so schätzbaren Gnade Gebrauch machen.“ Es entging ihm nicht, daß die Gräfin eine große Ueberraschung wies. Deren Gemahl hatte eine solche Bemerkung nicht gemacht und war von der Zusage des Staatsreferendars sehr erfreut. „Auf Wort, auf Wort ... Sie kommen. Oh, Sie sollen an mir einen Schüler finden, das Pikante darf nicht aussterben. Ich werde es Ihnen ablernen, mein Herr, geben Sie Acht.“

„Sie werden kein besonderes Studium deshalb durchzumachen haben, Herr Graf. Die ganze Kunst, pikant zu sein, beschränkt sich auf die einfache Regel, die Begriffe zu verwechseln.“

„Wie das?“

„Sie hören vielleicht von der Liebe der Vernunft sprechen, nun so drehen Sie es um und sprechen von

der Vernunft der Liebe, das ist pikant, weil die Vernunft in der Regel mit der Liebe nichts zu schaffen hat. Oder wünschen Sie eine Wahrheit zu sagen, die Ihnen Niemand bestreiten kann, so dürften Sie nur, wenn man zum Beispiel von der Dummheit des Glücks spräche, von dem Glück der Dummheit reden, und man wird Ihnen bereitwillig zugestehen, daß Sie etwas sehr Wahres gesagt haben. Es wird Ew. gräflichen Gnaden leicht werden."

Es schien nicht, als hätte der Graf die Pointe in dieser Anweisung herausgefunden, er lachte ungemein und man ging dem Gemach zu, in welchem Baronesse von Edelsheim, die Gemahlin des preußischen Gesandten, das schon erwähnte jeu d'esprit arrangirt hatte, was damals sehr beliebt war. Das Gemach stellte ein Bosquet vor, dessen Hälfte in der Tiefe durch mehre Reihen im Halbkreis gestellter rothsammetner Sessel den Damen, die diese Sitze einnahmen, ausschließlich vorbehalten war, die andere Hälfte blieb den Cavalieren zur Disposition. Man wußte, der Kaiser liebte dies Spiel, das ihn in den Häusern der Damen, die er allabendlich besuchte, fast immer vergnügte, da es seinen Namen „jeu d'esprit" wirklich entsprach und ein Geistesspiel war. Man gab Räthsel auf, machte Gelegenheitsreime oder stellte

Fragen, die heitere Antworten hervorrufen mußten. Da Kaiser Joseph Feind jedes Kartenspiels oder ähnlicher Vergnügen war, so bot ihm dies Spiel eine angenehme Unterhaltung, besonders da man durch treffende schlagende Witzworte oder Wortspiele gegenseitig zu excelliren sich bestrebte. Während der Salon der Schauplatz der Lust der jungen Welt war, hatten sich hier die Damen von reiferm Alter eingefunden und die Cavaliere gehörten gleichfalls bereits der höhern Altersstufe an. Beim Eintritt war Gräfin Trautson wie zufällig von der Seite ihres Gemahls getrennt worden. Als er sich nach ihr umsah, erblickte er sie im Gespräch mit dem Staatsreferendar. „Mein Herr", sagte sie leise zu dem Baron ... „Ihr Entschluß, unsern Salon zu besuchen, hat mich überrascht, ich erwartete diese Zusage nicht von Ihnen und aus eben diesem Grunde glaube ich, daß Sie irgendeinen Plan zur Ausführung bringen wollen."

„Madame verstehen zu schmeicheln", antwortete der Staatsreferendar ... „aber Sie haben Recht, Consequenz ist allerdings eine ebenso große Tugend als irgendeine andere Bestrebung, sich im öffentlichen Credit zu halten, und ich glaube, wir sind daher auf gleicher Stufe."

„Baron, gäbe es kein Mittel, zwischen uns eine

Aussöhnung zu vermitteln?“ fragte die Gräfin nach einer Pause.

„O ja, meine Gnädige, es steht ganz in Ihrer Hand, diesen Ausgleich zu bewerkstelligen.“

„Sprechen Sie, wie?“

„Man hat mich damals, als ich im Garten Ihres verstorbenen Herrn Vaters die Theseusfahrt auf Ihren Betrieb arrangirt hatte und das Ziel derselben, mir unbewußt, nichts weiter als die Befriedigung einer sehr unedeln Rache von Ihnen war, einen boshaften Menschen genannt, man hat mich von verschiedenen Seiten sogar der Gemeinheit beschuldigt. Es mag sein, daß man ein Recht zu derlei Bezüchtigungen meines Charakters in meinem Hange, die Thorheiten der mich Umgebenden zu carikiren, zu finden glaubte. Nun, ich schwieg dazu. Niemand erfuhr, daß ich von Ihnen dupirt worden. Madame, Sie profitirten damals von meinem Schweigen, Sie profitirten auch, als der Kaiserin Majestät die arme unglückliche Person, die mit dem spätern Professor Little damals in dem Rondel überrascht wurde, mit den härtesten Vorwürfen überhäufte und förmlich in den Staub demüthigte, wie der verstorbene Pater Hambacher mir erzählt hat, dessen Pflegling ja eben auch, wie die Bedauernswürdige, der Kaiserin Härte erfuhr — ver-

zichten Sie jetzt auf Ihr Versteckthalten von damals, machen Sie bekannt, daß Sie die Urheberin jener obscönen Belustigung der Gesellschaft waren, und wir sind quitt."

„Sie scherzen, Baron! Jetzt nach fast zehn Jahren soll ich ein solches Geständniß ablegen, jetzt, wo Niemand mehr sich an damals erinnert?"

„Frau Gräfin, ich erinnere mich daran, das ist genug, und man wird staunen, daß ich schwieg, wo ich Sie der Verachtung hätte preisgeben können. Die Form zu erfinden, unter der Sie dies Geständniß ablegen wollen, überlasse ich Ihnen. Ich denke, das ist großmüthig."

„Ich danke Ihnen, mein Herr, lassen wir es bei der Revanche, die Sie, gegen mich zu suchen, mir schriftlich zusicherten", entgegnete die Gräfin. Der Staatsreferendar verneigte sich und trat in das Zimmer. Gräfin Trautson fühlte sich sehr misgestimmt, sie konnte sich eines sie überkommenden bangen Gefühls nicht erwehren, die ihr von Seiten des Staatsreferendars drohende Revanche trug etwas Unheimliches an sich, das selbst in ihren heitersten Stunden sich geltend machte. Sie würde ein großes Opfer nicht gescheut haben, ihn für sich zu gewinnen, aber was er verlangte, konnte sie um ihrer selbst willen nicht

erfüllen. Die nächste Folge eines solchen Geständnisses würde die Ungnade der Kaiserin gewesen, der Zutritt an den Hof würde ihr sogleich verschlossen worden sein und die Verachtung von Seiten der Gesellschaft hätte nicht ausbleiben können. Der Baron foderte ebenso viel als Selbstvernichtung von ihr. Von einem so festen Charakter wie der seine mußte sie erwarten, daß seine Zusage, ihren Salon zu besuchen, mit irgendeiner Aussicht, zu seinem Ziele zu gelangen, in Verbindung stand, und der Gedanke, daß er glücklicher als bisher in seinem Bestreben sein könne, machte sie beben. Gräfin Trautson hatte bei Hofe eine feste Stellung errungen, indem sie die Lehre ihrer Mutter von der Nothwendigkeit des Scheins zur Basis ihres Lebens gemacht hatte. Nur gegen sich allein war sie wahr, die Welt sah in ihr jedoch eine Andere, selbst ihr eheliches Verhältniß unterlag dem Truge. Das wahre Glück blieb ihr fremd, denn wie hätte solches auf dem Boden der Heuchelei gedeihen können! Nur der Stolz war ihr Abgott, der Ehrgeiz, und zu deren Befriedigung raffinirte ihr kluger Geist immerwährend neu und sie konnte sagen, er habe für ihre Geheimnisse, für ihre wahren Empfindungen einen so dichten Schleier gewebt, daß keines Andern Blick denselben zu durchdringen vermochte. In dieser Si-

cherheit wurde sie durch die Erinnerung an die drohende Revanche des Staatsreferendars aufs unangenehmste gestört, sie legte ihr die Pflicht auf, sorgfältig auf ihrer Hut zu sein, aber vor allen Dingen jetzt ihre Misstimmung zu verbergen.

Im Zimmer drinnen wurde laut gelacht. Die Baronesse von Edelsheim hatte den Cavalieren als Thema aufgegeben, der Damenwelt ein historisches Compliment zu machen. Der Kaiser ging mit dem besten Beispiel voran und erinnerte an Semiramis, deren Ruhm jetzt nach Jahrtausenden noch im Gedächtniß lebe. Die Cavaliere folgten und das historische Capitel wurde nach allen Seiten hin ausgebeutet; Graf Trautson, an dem eben die Reihe war, als seine Gemahlin eintrat, wußte sich zu keiner andern historischen Reminiscenz zu erheben, als daß er der That Delila's an Simson gedachte. Natürlich lachte man, da der Graf in seiner Herzensangst nicht bedacht hatte, daß es für die Damenwelt eben keine besondere Schmeichelei sei, sie an eine Scene zu erinnern, die Alles, nur kein Lob für sie war. Feldmarschall Graf Lascy fügte die Bemerkung bei, ob das Haarelassen denn dem Herrn Grafen immer so lebhaft vorschwebe?

Vielleicht würde Trautson sich zum Gegenstand eines neues Gelächters gemacht haben, wenn Kaiser

Joseph die Gemahlin desselben und deren von Indignation über den Spott, den der Graf durch seine Stupidität auch auf sie häufte, brennende Wangen bemerkend, nicht sogleich ihr entgegengetreten und sie zu dem für seine eigene Person bereitstehenden Stuhl geleitet hätte. Dies Zeichen der Huld drückte im Nu jedes Lächeln nieder, die Meisten fühlten das Edle in der Handlungsweise des Kaisers, und um die Aufmerksamkeit des kleinen Cirkels schnell auf etwas Anderes zu lenken, sagte er: „Ich bemerke da den Herrn Staatsreferendar und glaube, er wird unter allen historisch zu nennenden Complimenten für die Damenwelt gewiß das treffendste finden. Nun, Herr Geheimer Staatsreferendar, wir warten darauf.“

„Majestät, ich kann mich unglücklicherweise nur auf eins besinnen, aber es ist das urälteste, und der es aussprach, war Gott selber“, antwortete Binder.

„Da ist es also eine große Wahrheit“, entgegnete der Kaiser. „Desto besser, wir dürfen uns demnach im voraus mit dem Inhalt dieses echt historischen Compliments einverstanden erklären.“

Ein leises Kopfnicken des Sprechenden foderte den Baron zur Rede auf, und dieser begann: „Im 19. Capitel des ersten Buch Mose steht geschrieben: denn

wie der Mensch — ich erlaube mir zu bemerken, daß damals der Mensch Adam sich noch im ledigen Zustande befand — allerlei lebendige Thiere nennen würde, so sollten sie heißen. Darin liegt das Compliment wie ein Kern in seiner Schale. Gott würde nicht nöthig gehabt haben, Adam zu dieser mühevollen Arbeit aufzufodern, wenn er nicht im voraus gewußt hätte, daß mit Eva der Widerspruchsgeist in die Welt käme. Hätte es nicht leicht geschehen können, daß Eva einen Löwen als Eichhörnchen, ein Roß als Katze bezeichnet haben wollte, wenn sie schon gelebt hätte! und welche Unordnungen dann auf der Erde! Daraus geht hervor, daß Gott der Herr schon wußte, wie Adam und seine Herren Enkel und Urenkel dereinst die Damenwelt zu respectiren haben würden."

Eine Pause folgte auf dieses biblische Citat, Alle beobachteten ein peinliches Schweigen, da man bemerkte, daß der Kaiser ernst blieb. Eine Handbewegung des Kaisers foderte die Baronesse von Edelsheim auf, dem so seltsamen Compliment des Staatsreferendars eine Entgegnung folgen zu lassen. Diese Dame war schnell dazu bereit, sie erhob sich von ihrem Sessel und sprach: „Wir Damen sind dem Herrn Geheimen Staatsreferendar von Herzen dankbar für die uns zum besten gegebene Erläuterung seiner nicht

über die Schöpfungsperiode vorgeschrittenen theologischen Studien und müssen nur bedauern, daß seine Auseinandersetzung nicht mit der Gesinnungsweise übereinstimmt, welche den gütigen Schöpfer in allen seinen Werken so besonders leitete. Wir glauben vielmehr, daß er in der That durch das Adam übertragene mühevolle Geschäft, jeglichem Thier einen Namen zu geben, nur demselben andeuten wollte, wie die Frauen von ihm und — um mit dem Herrn Geheimen Staatsreferendar zu sprechen — von seinen Herren Enkeln und Urenkeln angesehen werden sollten, als Kleinode nämlich, die zur Verherrlichung des großen Ganzen bestimmt sind; denn die Erschaffung der Eva schloß die Reihe seiner Schöpfungen, ein Beweis, daß sie die Krone derselben war, weil man erst den Juwel fassen kann, wenn Ring und Zarge bereits fertig sind. Der Anfang jeder Production, welchen Namen sie auch haben möge, ist jederzeit das Unfertige, das Rohe, und der Herr Geheime Staatsreferendar wird mir seinen theologischen Studien zufolge Recht geben, daß sogar das Unkraut, wie Dornen und dergleichen, schon vorhanden war, ehe Eva erschaffen wurde."

Ein lebhaftes Applaus belohnte die Baronesse für diese Wendung, welche dem Geheimen Staatsreferen-

dar eine vollkommene moralische Niederlage bereitete. Der Kaiser lächelte, und nachdem er fortgehend die Gesellschaft begrüßt hatte, sagte er zu Binder: „Es thut mir leid, Urheber dieses Sie treffenden unangenehmen Eclats geworden zu sein; aber ich konnte nicht ahnen, daß Ihre biblischen Studien Sie zu solch' einem Misverständniß verleitet haben könnten.“ Der Feldmarschall Lascy, der dem Kaiser folgte, klopfte in seiner treuherzigen Weise dem Baron auf die Schulter und rief lachend: „Denkt an den Siebenjährigen Krieg, Geheimer Staatsreferendar, und verliert die Courage nicht. Der preußische Fritze hat uns Oesterreichern manchmal das Camisol ausgeklopft, aber es gab auch wieder schöne Gelegenheiten, wo wir ihm das Maß nahmen. Das geht einmal so im Kriege.“

Die Entfernung des Kaisers führte auch das Ende des jeu d'esprit herbei. Trautson, der seiner Gemahlin den Arm gereicht hatte, äußerte, zu dem Staatsreferendar tretend: „Wir sind Beide abgefallen, liebster Baron, und das ist ein Trost für mich, daß gerade Sie mein Unglücksgefährte sind. Aber das muß man sagen, die Frau Baronesse versteht's, verteufelt pikant zu sein. Nicht wahr, mein Schatz?“ Gräfin Angelica beantwortete die an sie gerichtete Frage mit einem Lächeln und antwortete: „Sie hat ganz nach derselben

einfachen Regel gehandelt, die der Herr Geheime Staatsreferendar Ihnen vor kurzem empfahl, ich meine die Verwechselung der Begriffe.“ Der Geheime Staatsreferendar sah sich bald zu der Ueberzeugung gedrängt, daß er für die übrige Dauer des Festes unnöthig geworden sei, denn wohin sein Blick auch fiel, bemerkte er ein schlechtverborgenes Lächeln auf den Gesichtern. Derselbe Damenmund, der für ihn und den sächsischen Geheimrath von Löben zur Ergötzlichkeit Aller die Bezeichnung „Petrus und Paulus“ erfunden, hatte abermals eine solche für ihn in Umlauf gebracht. Die Damen flüsterten sich untereinander zu: „Petrus hat den Herrn verleugnet.“ Als passende Gelegenheit, sich von einem Schauplatz zurückzuziehen, wo er ein Fiasco dieser Art erlebt hatte, diente ihm die Entfernung des Kaisers und dessen Begleiter vom Balle. Baronesse von Edelsheim empfing von Seiten der hier befindlichen Damen die lauteste Anerkennung, man zollte ihr die allgemeinste Huldigung.

Während das jeu d'esprit für diesmal so unerwartet den Damen zu einem Siege über einen „Belial“ und „wahrhafte Hornisse am Kaiserhofe“, wie Gräfin Saurau den Staatsreferendar bezeichnete, verhalf, fand in dem Arbeitszimmer des preußischen Gesandten auch ein Geistesspiel, nur von anderer Art,

statt. Baron Edelsheim und Graf Königsfeld, der Gesandte Kurbaierns, hielten eine kurze geheime Besprechung. Diese beiden Repräsentanten verschiedener Staaten sahen sich durch die geheimen Machinationen des wiener Hofes zu einer Allianz gedrängt, welche lediglich in der Wichtigkeit des Einflusses Preußens auf die Verhältnisse der deutschen Staaten zueinander beruhte. Königsfeld, eine große stämmige, breitschulterige Gestalt mit fleischigem Gesicht, lehnte, die Arme über der Brust verschränkt und den linken Fuß über den rechten gelegt, an der Seite des Schreibpultes seines diplomatischen Collegen, welcher in lebhafter Erklärung begriffen vor ihm stand. „Ich meine, Ew. Excellenz müssen einen geheimen Kobold in der wiener Burg haben, der Sie mit derlei Details versorgt", redete Königsfeld . . . „das sind ja Alles Dinge, die nur im Zimmer der Kaiserin, des Kaisers oder des Fürsten-Staatskanzlers Jemand zu Ohr gekommen sein können, ich begreife nicht, wie Sie zur Kenntniß derselben gelangt sind . . . scheint fast unglaublich."

„Lassen sich der Herr Graf das nicht anfechten", entgegnete Edelsheim . . . „genug, daß ich im Besitz dieser Notizen bin. Ich glaube, Sie, Herr Graf, werden durch persönliches Interesse sich bewogen fühlen, Ihre Mitwirkung mir zuzusagen. Es ist sehr un-

wahrscheinlich, daß Oesterreich, wenn es seinen Plan, Kurbaiern an sich zu reißen, gelingen sieht, sich besonders angeregt fühlen dürfte, dessen Staatsdiener zu hohen Aemtern zu poussiren. Es hat Ueberfluß an Praktikanten, die es für den Fall die beste Gelegenheit hat unterzubringen. Ich würde nicht gewagt haben, Sie, mein Herr Graf, zu einer Mitwirkung gegen das österreichische Project aufzufodern, wenn nicht einestheils die aufrichtige Hochachtung für Sie, anderntheils die Ueberzeugung mich bestimmt hätte, daß Sie dem Rechte und zugleich dem Kurstaate Baiern einen wesentlichen Dienst dadurch erweisen. Ich darf Sie nicht erst aufmerksam machen, wie von Seiten Sr. Majestät des Königs von Preußen durchaus kein anderes Interesse in dieser Angelegenheit obwaltet, als der österreichischen Machtvergrößerung einen Damm in den Weg zu werfen; Oesterreich, durch Baierns Besitz verstärkt, würde befehlend in Deutschland auftreten, es würde dann den Arm nach Würtemberg und Baden ausstrecken, Baiern würde allgemach im österreichischen Ländercomplex eine Stellung wie die Provinz Mähren oder die nur nominell bestehenden Königreiche Böhmen und Ungarn einnehmen, seine Selbständigkeit wäre für immer hin. Sie, mein Herr Graf, begehen kein Unrecht gegen

Ihren Herrn, den Kurfürsten, wenn Sie die Zukunft des Staates Baiern ins Auge fassen, es ist sogar Ihre Pflicht. Stirbt der kinderlose Herr, ist Baiern, im Falle die Descendenz nicht vorher geordnet worden, ein Spiel der entfesselten Leidenschaften und dürfte leicht zum Schauplatz blutiger Kämpfe werden. Oesterreichs geheime Machinationen gehen darauf, den nächsten rechtmäßigen Erben, Karl Theodor von der Pfalz, zur Entsagung zu bewegen; unser Interesse erfodert es, diese Machinationen zunichte zu machen. Man erspart dadurch einen Krieg. Geben Sie mir nun Ihre Ansicht, Herr Graf.“

„Die meinige stimmt bis auf den einzigen Punkt, betreffend den die Kurwürde und somit auch den Besitz Baierns rechtlich beanspruchenden Karl Theodor von der Pfalz ganz mit der Ew. Excellenz überein“, antwortete der Graf. „Es scheint mir zweifelhaft, welchem Herrn Baiern sich lieber zuwenden solle, dem Pfälzer oder dem Oesterreicher. Bezüglich des Letztern hätte es mindestens etwas zu erwarten, einen starken Schutz, von dem Pfälzer jedoch nichts als eine rasende Vergeudung seiner Finanzen. Mein Herr, man muß in der Pfalz gewesen sein und sich mit eigenen Augen von der schändlichen Wirthschaft daselbst überzeugt haben, um Baiern als das unglücklichste Land

zu beklagen, wenn es in Karl Theodor's Hände fiele. In der Pfalz ist Alles feil, Alles für Geld zu haben. Die Anwartschaften werden bis auf den dritten Amtsnachfolger hinaus verkauft, Minister, Maitressen und ihre ungemein zahlreichen Kinder treiben den schamlosesten Handel mit Aemtern, Titeln und Pfarrstellen. Das Sybaritenthum steht dort in vollster Blüte. Der Adel, Jesuiten, Schauspieler, Opernsänger und Dichterlinge feiern ihr goldenes Zeitalter. Daß dieser lustige, einem Conterfei von Sodom oder Gomorrha gleichende Hof kein Segen für Baiern sein würde, versteht sich von selbst. Und noch Eins, Excellenz, Ihre Glaubensgenossen, die Protestanten, leben dort unter eisernem Druck . . ."

„In Oesterreich etwa nicht, Herr Graf?" unterbrach Edelsheim den Sprechenden. „O, mein Herr Graf, wir dürfen einen kleinen Schmerz nicht scheuen, wenn es gilt, das körperliche Wohl des Ganzen soviel als möglich zu erhöhen. Das Ganze ist die Hauptsache. Fragen Sie doch in Oesterreich nach, unter welcher hohen Steuerlast das Volk seufzt. Und jetzt ist Friede, nach dem Tode der Kaiserin ist bei des Kaisers unruhigem, sich überstürzendem Geiste Krieg vorauszusehen ... welche Finanznoth dann! und Baiern würde sie mittragen müssen. Sr. Majestät des Kö-

nigs von Preußen hohe Weisheit beabsichtigt nicht, dem bairischen Kurstaate einen Fürsten aufzubringen, der sein eigenes Land auf das unwürdigste verwaltet, aber es gibt vorderhand keinen andern Weg, der österreichischen Cabale entgegenzutreten, als auf das Recht Karl Theodor's sich zu steifen. Sind seine Kinder etwa thronfähig? nein, noch in keinem europäischen Staate sind die Abkömmlinge von Maitressen als mit den in rechtlicher Ehe Erzeugten auf einer und derselben Stufe stehend anerkannt worden. Und, mein Herr Graf, darf der Staatsmann außer Acht lassen, daß der nächste Agnat dieses pfälzer Kurfürsten der Herzog von Zweibrücken ist?"

„Ah, der kleine Zweibrücken ... es ist wahr, er gehört dazu und sein Recht nach Karl Theodor's Tode stände in mehr als schwieriger Frage."

„Nun also? man muß bei Zeiten interveniren, um eine Reihe von Verlegenheiten mit Einem kräftigen Schlage aus dem Wege zu schaffen", redete Herr von Edelsheim. „Indem wir für Karl Theodor's vollgültiges Recht mit aller Schärfe der Diplomatie in die Schranken treten, heben wir des Zweibrückeners gutes Erbrecht zugleich zur Geltung. Und Sie haben ja Ursache, dies zu wünschen, da zwei Ihrer Herren Söhne am herzoglichen Hofe bereits bedeutende Stellen bekleiden."

Der preußische Gesandte fühlte in der Abneigung des Grafen gegen Karl Theodor von Pfalzbaiern und der scheinbaren Vergeßlichkeit bezüglich des zweibrückener Herzogs deutlich heraus, daß man von Seiten Oesterreichs Königsfeld bereits Aussichten eröffnet habe, seine beiden, an dem kleinen Hofe des letztgenannten Herzogs für jetzt Stellen bekleidenden Söhne in den österreichischen Staatsdienst übergehen zu sehen, sobald nämlich der Plan gelänge, Kurbaiern nach dem Tode seines jetzigen kinderlosen Regenten mit Oesterreich zu vereinigen. Excellenz von Edelsheim erkannte es demnach als unabweisliche Aufgabe, dem Grafen Mistrauen gegen die österreichischen Versprechungen einzuflößen, was in der That nicht leicht war, da eine Menge hochstehender Männer im kaiserlichen Staatsdienste Fremde waren. Graf Königsfeld, etwas schwerfälliger Natur, schien indeß doch zu begreifen, daß es besser sei, zu laviren, wenn Beides, mit dem Strom und gegen den Strom zu schwimmen, kein besonders günstiges Resultat in Aussicht stelle, und gab an Herrn von Edelsheim die Zusage, ihn gelegentlich von den in Beziehung auf die geheimen Verhandlungen Oesterreichs mit Karl Theodor, soweit ihm diese zu Wissen kämen, sich ereignenden Fort- oder Rückschritte zu unterrichten.

„Mein Herr Graf, Sie wissen, daß ein Augenblick nur dazu gehört, eine große, gänzlich unserer Berechnung fernliegende Umgestaltung der Dinge zu bewirken. Denken Sie sich die sehr leicht eintretende Möglichkeit, daß Karl Theodor, der das erste Anrecht auf die kurbairische Erbfolge hat, noch eher mit Tode abgehen kann, wie der Kurfürst, Ihr gnädigster Herr, als der Letzte seiner Linie, die Augen schließt, dann wäre der zweibrückener Herzog der unbestrittene Erbe. Sie selbst würden in diesem Falle wünschen, sich um der Zukunft Ihrer Herren Söhne willen nicht so sehr den österreichischen Bestrebungen angeschlossen zu haben, denn es liegt am Tage, daß dann die jetzt noch kleine Beamtenwelt des Zweibrückeners im Kurstaate die höchsten Aemter unter sich vertheilen werde. Nun wägen Sie auch die Ihnen von Oesterreich angebotenen scheinbaren Vortheile dagegen ab und fügen Sie noch die sichere Ueberzeugung hinzu, daß Preußen unter keinen Umständen die Vergrößerung Oesterreichs durch Baiern dulden wird und ein Krieg deshalb in gewissester Aussicht steht, so wird Ihnen die Entscheidung, auf welcher Seite ein sicheres Calcül sich bietet, sich von selbst aufdrängen." Nach dieser Besprechung verließen Beide das Arbeitszimmer Edelsheim's und Jeder gelangte auf einem andern Wege in den

Salon zurück, wo die Tanzlust die junge Welt der hohen Aristokratie mit allen Banden ihres süßen Zaubers gefesselt hielt.

Das der Geburtstagsfeier Sr. Majestät von Preußen von dessen Gesandten gewidmete Fest hatte die verschiedensten Folgen, die erst in späterer Zeit zur Aeußerung gelangten. Es erweckte nicht wenig Staunen bei Hofe, als man erfuhr, daß Gräfin Trautson eine intime Freundin der Fürstin Clary geworden sei, denn sie besuchte oft die Réunions derselben und man bemerkte, daß der Fürst-Staatskanzler sich dann alle mal ausgezeichnet huldvoll gegen sie benahm, was bei einem Mann von so ernstem Charakter als Zeichen galt, wie sehr die Gräfin bezüglich der Geistesbildung dem durchlauchtigsten Herrn anziehend erscheine. Ganz im Zusammenhange damit stehend wies sich der Besuch des Geheimen Staatsreferendars im Trautson'schen Salon und die Bemerkung, daß der Baron sich in seiner Manier der carikirenden Vergleiche etwas zu mäßigen bestrebe, fiel fast Allen auf und man sagte lachend, wenn Binder und der Geheimrath von Löben, Beide ganz eigenthümliche Figuren, unter der Gesellschaft im Trautson'schen Salon nebeneinander, die Hände auf den Rücken gelegt, promenirten: „Paulus hat den Petrus bekehrt und zahm gemacht."

Unter den Vorkommnissen, die Niemandem als dem Geheimen Staatsreferendar auffielen, da er die Veranlassung dazu kannte, gehörte der Eintritt des jungen böhmischen Grafen Paradeis als Volontair in die Staatskanzlei des Fürsten. Wer hätte in dieser Beförderung eine Folge der Fürsprache der Gräfin Trautson beim Fürsten herausgefunden? nur der Staatsreferendar erkannte das Motiv derselben, und Geheimrath von Löben, der kalte, schattenartige Diplomat, schüttelte sein Haupt mechanisch und brachte die treffende Bemerkung zum Vorschein, daß die Cotillonpolitik viele Chancen für sich habe, wie das Beispiel zeige.

Die Gräfin schien jedoch zum Verdruß des Staatsreferendars unantastbar zu sein, es zeigte sich für ihn keine Möglichkeit, irgendwie eine sichere Spur eines mehr als bloße Begünstigung andeutenden nähern Verhältnisses zwischen ihr und dem jungen Grafen Paradeis zu entdecken, bis er plötzlich — Monate waren seit dem Festabend bei der Excellenz von Edelsheim vorübergegangen — mit der unerwarteten Nachricht jenes schon früher erwähnten Eclats zwischen dem Grafen Trautson und dem jungen Grafen Paradeis überrascht wurde. Es war in der That das Unerhörteste, was in so hohem Kreise geschehen konnte,

daß Trautson den Grafen Paradeis durch seine Lakaien aus dem Hause bringen ließ. Die Gräfin war durch das rücksichtlose Benehmen ihres Gemahls mitentehrt, ein Bruch zwischen Beiden entstanden, dessen unausbleibliche Folge nur Trennung Beider sein konnte. Der Graf trug auch wirklich auf Ehescheidung an. Man hielt die Gräfin für unrettbar verloren, und man hatte sich arg getäuscht. Fester als je stand sie bei der Kaiserin in Gunst. Was die Gutenberg derselben referirte und in Bezug auf Hoffräulein von Möllart, die deshalb von Maria Theresia scharf ins Verhör genommen wurde, sich als vollkommen wahr herausstellte, denn die Möllart hatte ausgesagt, daß der junge Graf Paradeis ihr unabläßig den Hof gemacht, und Gräfin Trautson noch am Tage vor dem Abend, an dem das Eclat geschehen, ihr vorgestellt habe, wie glücklich sie den Grafen Paradeis durch ein Zeichen ihrer Gunst machen könne, war ganz geeignet, Angelica in den Augen der Kaiserin als ein Opfer der Verblendung und Brutalität ihres Gemahls erscheinen zu lassen, was natürlich nur für die Gräfin von Vortheil sein konnte; denn wenn auch der Schein vorderhand an ihr haftete, sie sei eine Schuldige und dürfe als solche nicht mehr vor der Monarchin erscheinen, so war dies doch eben nur Schein, Gräfin Trautson erfreute sich

des Bewußtseins der unveränderten, ja noch in höherm Grade ihr zutheil gewordenen Gnade ihrer Gebieterin.

Wie der ganze Hof sich hinsichtlich dieser Angelegenheit in großer Täuschung befand, so auch der Geheime Staatsreferendar, trotzdem er lange Jahre hindurch ein im Stillen alle Vorkommnisse betrachtender und abwägender Hofmann war. Deshalb erregte die gelegentliche Aeußerung des Fürsten: „Die bairischen Dinge werden nun für uns eine andere Physiognomie annehmen, Gräfin Trautson übernimmt persönlich eine desfallsige Agentur in München", sein höchstes Erstaunen. Mit Mühe beobachtete der Baron jenes dem Fürsten gegenüber als unabweichbare Norm bestehende schweigende Hinnehmen dessen jeweiliger Aeußerungen, die in dem oft sehr wirren politischen Getriebe als plötzlich aufzuckende und schnell wieder verschwindende Blitze gelten konnten. Es würde sehr unschicklich gewesen sein, diese Aeußerung, welche ein mehr als seltsames Licht über die jetzige Situation der Gräfin Trautson warf, zum Anknüpfungspunkt für Fragen zu machen, weswegen der Staatsreferendar nur mit einem stummen Kopfnicken dieselbe als verstanden bezeichnete; aber diese nun erst ins Stadium des Geheimnisses tretende Angelegenheit beschäftigte ihn außerordentlich. Hatte die Kaiserin Kenntniß von

der von Kaunitz kurz angedeuteten politischen Mission der Gräfin? Dachte er sich das große Herz der erhabenen Frau und Alles was unmittelbar mit der von ihr bezeigten Ungnade gegen Gräfin Trautson zusammenhing: die Audienz ihres Gemahls bei der Kaiserin und sein schnelles Verlassen Wiens, die gleichfalls an Graf Paradeis erfolgte Weisung, sich schleunigst in seine Heimat Böhmen zu begeben, der Möglichkeit gegenüber, daß ihr der Plan einer diplomatischen Agentur der Gräfin bekannt sei, so erschien ihm diese Annahme gar nicht denkbar. Dann wäre ja Alles nur ein Spiel gewesen, aber eins der außergewöhnlichsten Art, die Kaiserin hätte in dem Falle ihre Ansichten von Frauenehre selbst verleugnet.

Nach vielem Hin- und Hersinnen glaubte er endlich das Rechte gefunden zu haben. Der Fürst allein konnte Urheber dieses Planes sein, und Gräfin Trautson, am Kaiserhofe unmöglich geworden, war jedenfalls um so bereitwilliger darauf eingegangen, als sie dadurch das Mittel zu erhalten glaubte, der Kaiserin Gnade wiederzugewinnen. Als Politiker scheute der Fürst nichts, was ihm von Wirkung in seinen derartigen Bestrebungen zu sein versprach. Er hatte die Gräfin zuweilen als die klügste Dame am wiener Hofe bezeichnet, und in dieser Aeußerung basirte dem-

zufolge auch sein Entwurf, die Klugheit dieser Dame zu nützen. Dies Calcül war logisch. Obwol der im Trautson'schen Hause stattgefundene Eclat nur Privatangelegenheit war, so konnte doch fest darauf gerechnet werden, daß der bairische Gesandte, Graf Königsfeld, diese Novellette aus der Chronique scandaleuse des wiener Hofes ausführlich nach München berichtet haben werde. Solchen pikanten Stoff wies kein Gesandter damaliger Zeit von der Hand, und es war vorauszusehen, daß man dort, wo man die unliebsamen politischen Pläne Oesterreichs mehr als blos ahnte, die bei der Kaiserin in Ungnade gefallene Gräfin wohl aufnehmen werde. Ihrer Klugheit eröffnete sich auf diese Weise ein Schauplatz geheimer Thätigkeit, wie sie für des Fürsten Pläne nur erwünscht sein konnte. Im Uebrigen besaß auch der Fürst im Punkte der Galanterie zu viel Freisinnigkeit, um einer geistvollen Dame, welche unglücklich genug war, Gemahlin eines geistlosen Mannes zu sein, eine Liaison mit einem jungen feurigen Cavalier als Verbrechen anzurechnen. Den stärksten Beweis indeß, daß die Kaiserin außer aller Kenntniß der von der Gräfin anzutretenden neuen Laufbahn sich befinde, glaubte der Geheime Staatsreferendar in dem Umstande zu finden, daß die nach Wien gekommene Gräfin Erdödy kaum drei Tage

lang im Trautson'schen Hause, wo sie abgestiegen war, verblieb. Wie der ganze Hof, so vermuthete auch er, daß die schnelle Wohnungsveränderung der Gräfin Erdödy lediglich auf Weisung der Kaiserin geschehen sei, denn deren Ungnade gegen die Trautson fand darin einen sehr schlagenden Ausdruck.

In der That war dies auch der Fall gewesen, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß von Seiten der Kaiserin die Täuschung des Hofes über die Angelegenheit der Gräfin Trautson vollkommen gemacht werden sollte und auch wirklich wurde. Gräfin Konstanze, ohne alle Kenntniß, wie sehr die Verstellungskunst sich den Schein der Wahrheit anzueignen vermöge, erschloß ihrer so scheinbar unglücklichen Freundin Angelica ein Herz voll inniger Theilnahme, und der Befehl der Kaiserin, eine andere Wohnung zu beziehen, Angelica zu meiden, erweckte bei ihr großen Schmerz; aber sie, deren Loos von der Entscheidung der Monarchin abhing, konnte und durfte dieser Weisung nicht widerstreben.

„Meine gute Angelica", sagte sie kurz vorher, ehe sie in den Wagen stieg, der sie zur Audienz nach Schönbrunn brachte . . . „ich will bei der kaiserlichen Majestät für Sie sprechen. Es ist ja nicht möglich, daß Jemand das mit besserm Rechte kann als ich, die in ihrer Ehe so schwere und große Prüfun-

gen erfahren und ertragen hat. Wer nicht unglücklich gewesen ist, kann auch nicht davon reden; aber ich kann's. Es ist ein trauriges Vorrecht, was ich mit vielem Gram und Leid errungen habe; aber jetzt bin ich fast stolz darauf; denn wenn die Kaiserin sagen wollte: Wer gibt Ihr denn den Auftrag, für die Gräfin Trautson das Wort zu führen und sich zu deren Advocaten zu machen? würde ich antworten: Das Unglück, kaiserliche Majestät, denn wenn auch nicht in gleichem Falle, so doch in einem sehr ähnlichen, wie ich gewesen bin und soviel darin gelitten habe, ist meine arme Freundin jetzt. Der Schein ist ein gar böser Feind und es ist ihm eine große Freude, gute liebe Herzen mit seinen schwarzen Schatten zu verhüllen, daß sie der Welt als schlimm erscheinen und es doch nicht sind. O, lassen Sie nur mich machen, meine theure Angelica, recht aus voller Seele will ich zu der kaiserlichen Majestät reden, und wenn nur eins meiner Worte als ein gutes Samenkorn bei ihr auf fruchtbaren Boden fällt, da ist ja schon viel, sehr viel geholfen."

Angelica stand vor ihr, den Blick unverwandt auf sie gerichtet.

„Was ist Ihnen, meine liebe, theure Freundin? warum sehen Sie mich so starr an?" fragte Konstanze verwundert.

„Mir ist nichts", antwortete jene und schloß die Fragende heftig in ihre Arme. Daß Angelica von einer großen Bewegung ergriffen sei, sah Konstanze, aber sie war viel zu unerfahren, um nur entfernt zu der Ahnung zu gelangen, daß in dem Herzen der Gräfin Trautson eine Empfindung der Scham mit einem male lebendig geworden sei. War auch der edle Theil ihres Herzens tief versunken in dem unseligen Getriebe wohlgehüteter Heuchelei und künstlich verborgener Leidenschaft, so war sie doch nicht abgestumpft gegen bessere Regungen, und eine solche war es, die jetzt unwillkürlich sie beherrschte. Nicht Vorwürfe oder Strafe hätten das stolze Herz Angelica's zu einem Gefühl der Reue, als unerbittliche versteckte Feindin gegen Konstanze gehandelt und deren Lebensglück vergiftet zu haben, erheben können, die Erkenntniß der Herzensgüte, des Edelmuths Derer, welcher sie soviel Böses bereitet hatte, war es, die Das vermochte.

In tiefste Trauer gekleidet trat Gräfin Erdödy in das Wohngemach der Kaiserin ein. Schöne Frauen lieben die schwarze Kleidung, da diese vorzüglich schlankgebauten Gestalten den Anhauch des Leichten, Aetherischen und dem Gesicht den Ausdruck der Empfindsamkeit leiht. Selbst ein unschönes Frauenantlitz wird

durch diese Trauerfarbe gehoben, und Züge des tiefen Grames, deren Anblick uns vielleicht durch die Wahl einer andersfarbigen Kleidungen widerlich erscheinen würden, finden in derselben gewissermaßen eine versöhnende Harmonie. Gräfin Konstanze, der der Genuß der gesunden Waldluft nach dem Tode ihres Gemahls die bei seiner Pflege gebleichten Wangen wieder schwach geröthet hatte, wußte nicht, daß eben dies blasse Roth im Verein mit dem tiefen Schwarz ihres Kleides sie so schön machte, daß die Kaiserin erstaunt sie lange ansah, ehe sie diese anredete. Der offene, seelenvolle Blick, die leicht gerötheten Wangen des schöngeformten Antlitzes und die Trauerkleidung ließen die schlanke, anmuthige Gestalt Konstanze's wie verklärt erscheinen.

„Sehe ich Sie wieder, meine liebe Erdödy! es g'freut mich, g'freut mich recht sehr", hob die Kaiserin an, ihr die Hand zum Kusse reichend. „Wie Sie da vor mir steht, möcht' ich sagen, Sie sei viel schöner geworden, als Sie früher gewesen . . . nun, schlag' Sie nur nicht gleich die Augen nieder, das ist kein Lob, sondern eine Wahrheit. 's ist curios, daß Sie sich trotz allen Leids so wohl conservirt hat; aber es mag so sein, daß Das, was dem Einen Gift ist, dem Andern zur Gesundheit dient . . . mit Ihr

wenigstens muß es der Fall sein. Mich findet Sie heruntergekommen, ich mein' damit nicht grad' das Fleisch und Blut, denn es könnt' nicht schaden, wenn das bei mir nicht so zur Ueberfülle werden möcht', daß ich nicht zuletzt gar eine faule Person werde, der jeder Schritt zu viel ist, das mein' ich nicht, nein, nur daß ich mich manchmal ertapp', wie's nicht mehr so recht fort will mit mir. Na, 's ist einmal nicht anders, die Bäum' gehen ein und die Menschen sind halt' auch vom lieben Herrgott gepflanzte Bäum', nur daß sie nicht auf einem Fleck fürs ganze Leben zu stehen brauchen. Ist denn Ihre Reis' von Szomolan her gut abgelaufen?

Konstanze referirte, und es war ihr sehr lieb, daß sie am Schlusse ihres Berichts erwähnen konnte, sie sei im Trautson'schen Hause abgestiegen.

„Bei der Gräfin wohnt Sie?“ rief die Kaiserin ... „bei der kann Sie nicht bleiben, meine Gute, es hat seine Ursachen.“

Konstanze benutzte den Augenblick, um ihre Freundin zu vertheidigen. Die Kaiserin hörte ihr aufmerksam zu, und wenn Konstanze Grund hatte, über etwas zu erstaunen, so war es der gänzliche Mangel von Zorn, der sonst, wenn das Herz der erhabenen Frau von irgendetwas so unangenehm erregt war, wie dies

doch hinsichtlich der Ungnade gegen die Gräfin Trautson der Fall sein mußte, sich an der Kaiserin kundgab. „An Ihr hat die Trautson eine Freundin, wie's wol keine zweite mehr finden möcht'", sprach die erhabene Frau . . . „aber ich sag' halt mit dem Pilatus: «Was geschehen ist, ist geschehen», und weil das nun einmal nicht anders ist, so incommodir' Sie sich nicht mit der Fortsetzung Ihrer Fürsprach'." Und wie sie sah, daß Konstanze's Miene Betrübniß ausdrückte, weil ihr das Wort genommen war, klopfte sie ihr freundlich auf die Wange und sprach gütig: „Gräm' Sie sich nicht, daß ich Ihr einen Riegel vorgeschoben hab' wegen der Trautson, ich hab' schon meine guten Gründ' dazu, und da 's der Gräfin vorderhand nicht gerad' ans Leben geht, so tröste Sie sich und Ihr gutes Herz. Später einmal wird Sie's erfahren, warum das Alles hat so sein und bleiben müssen, wie's jetzt ist. Jetzt kein Wort mehr von der Sach'."

Somit war dieser Gegenstand beseitigt, denn wie hätte Konstanze trotz des Verbots der erhabenen Frau noch weiter diese Angelegenheit in Anregung zu halten sich gewagt! Obwol die Reden der Kaiserin gar nichts von einer Wiederkehr ihrer Gnade für Angelica enthielten, so glaubte Konstanze sich doch berechtigt, aus ihrer Freundlichkeit die Hoffnung zu schöpfen, daß die Un-

gnade gar nicht so tiefen Grund bei ihr gefaßt, denn im andern Falle hätte sie gewiß einen Ausdruck von Zorn oder Aerger gezeigt.

„Sie hat Ihren Grafen mit einer bewunderungswürdigen Sorgfalt gepflegt“, redete die erhabene Frau weiter . . . „das g'freut mich von Ihr, Sie ist meiner Gnade werth gewesen. Was denkt Sie denn jetzt von Ihrer Zukunft? Sei Sie ganz offen gegen mich. Sie ist eine junge interessante Wittib und 's wird Ihr Niemand verdenken, wenn Sie wieder ein Heirathsgelüst' hätt'. Red' Sie doch!“

Konstanze beobachtete ein kurzes Schweigen, dann entgegnete sie: „Gestatten Ihro Majestät Allergnädigst mir, Das zu sagen, was ich darüber denke und fühle?“

„Ei freilich, meine Gute, sag' Sie nur Alles dreist heraus. Was mir nicht gefällt, werd' ich Ihr schon zu erkennen geben, ich bin gerad' nicht so blöd' in den Sachen. Und schau' Sie, meine liebe Konstanz', wir sind Beide einander jetzt nähergerückt, denn wir sind Frauen, Witwen. Bei Ihr freilich ist's was Anderes, wenn Sie zu einer zweiten Ehe schreiten wollt', das wär' gar nichts Verwunderbares, aber ich als Kaiserin hätt' das nie gekonnt und auch nicht gemacht, denn meinen «liebsten Kaiser» hätt' ich doch nimmer

in einem andern Mannsbild wiedergefunden. Also red' Sie, ich warte darauf."

„Kaiserliche Majestät, ich fühle keine Neigung in mir, ein zweites Eheband zu schließen", hob Konstanze an. „Ich hab' alle Anfoderungen meiner durch den Tod getrennten Ehe mit Graf Erdödy erfüllt, mein Wunsch ist alleinzustehen, denn ich glaube nicht glücklicher durch eine abermalige Heirath werden zu können als ich bin. Ich habe jetzt Frieden errungen. Lassen Ihro Majestät mir diesen Frieden als mein unveräußerliches Eigenthum, ich habe ihn mit vielem Leid erkauft."

„Werd' Sie mir nicht kleinmüthig darum", warnte die Kaiserin ... „Sie kommt mir vor, wie eine jener Blumen, die bei der geringsten Berührung ihren Kelch schließen; Sie ist auch eine solche Sensible. Den Grafen, Ihren verstorbenen Gemahl, hat Sie nicht geliebt, das hat Sie selbst gesagt, als Sie damals bei den Elisabethinerinnen mir so aufrichtig den Text gelesen hat ... nun, nun, meine Liebe, erschrecke Sie nicht, daß ich Das erwähne, das ist nur beiläufig und nicht bös gemeint ... also könnt's doch sein, daß Sie bei Gelegenheit zu andern Gedanken kommt. Nicht etwa, daß ich Ihr einen zweiten Gemahl aufschwatzen will. Behüt' mich Gott, ich denk' nicht daran;

aber ich mein', Sie wird doch vielleicht Einen finden, der Ihr gefällt. Jetzt freilich bleibt's vorderhand bei Seite."

„Majestät", hob Konstanze an . . . „ich bin zu wenig zum Glücke geboren, als einen zweiten Gemahl mit mir ins Unglück stürzen zu wollen. Mir hat das Leben nichts gebracht, als Entsagung Dessen, was ich geliebt habe, und keiner Derer, die mir nahestanden, kann sich eines Sonnenstrahls des Glücks rühmen, welches unter andren Umständen ihnen gewiß zutheil geworden wäre, denn sie verdienten glücklich zu sein. O, meine allergnädigste Kaiserin, ist es nicht schon ein Unglück, daß keine liebende Mutter mich gepflegt hat? Eine Waise stand ich allein in der Welt, nur Fremde warteten meiner, der warme, beseligende Hauch der Mutterliebe blieb mir fremd — gewiß, ich habe oft in meinem Gebet den Himmel gefragt: «Warum mußte ich das Glück entbehren, von einem Mutterherzen geliebt zu werden?»"

Die Kaiserin war sichtlich gerührt, Konstanze bemerkte das wohl; indeß da sie keine Ahnung des Motivs dieser Empfindung bei der erhabenen Frau hatte und nur glaubte, daß dieselbe von der Erinnerung, daß auch sie einst in früher Kindheit eine mutterlose Waise gewesen, ergriffen sei, fuhr sie fort: „Gibt es

ein größeres Unglück, als nicht einmal eine Erinnerung an seine Aeltern als Aussteuer für das Leben zu haben wie ich? Nichts als ihr Name ist auf mich gekommen, aber kein Segen ihrer Liebe. Wer waren sie? Graf und Gräfin von Barlaimont. Weiter weiß ich nichts. O mein Gott, wie wenig ist dieser Name! das Kind des Bettlers ist glücklicher, wenn es in Tagen des Kummers zurückdenken kann an seine Aeltern — ich habe diesen Trost nie kennen gelernt, mich hat kein Vater, keine Mutter an ihr Herz geschlossen."

Die Kaiserin ergriff unwillkürlich ihre Hand und zog sie zu sich in ihre Arme: „Denke Sie sich, Sie läge am Herzen Ihrer Mutter", rief sie... „Sie ist ja mein Pflegkind, und wär' nicht der seltsame Zustand Ihrer Geistesverhüllung gewesen, Sie hätt' auch nicht so alleingestanden. Ihre Mutter ist 'ne brave Frau gewesen, vor der ich jetzt noch Respect hab', und Sie weiß, daß ich was auf Frauenehre halte, denn die muß meines Sinnes nach wie ein blauer wolkenloser Himmel so rein sein. In dem Punkte bin ich streng, ich lass' mich nicht narren. Was Ihren Vater betrifft, nun, da will ich nicht sagen, daß er als Vater ein schlechter Mann gewesen, nein, im Gegentheil, ich glaub', er war ein rechtschaf-

sener Mann, denn Ihre Mutter hat ihn sehr geliebt, aber im Staate hat er nichts getaugt, rebellische Gesinnungen hat er im Kopf geführt, und eben weil die ihm nicht durchgingen und er darüber starb, ist Ihre Mutter in so großes Unglück gekommen und vor Kummer bei Ihrer Geburt, meine Liebe, gestorben. Mir hat's recht leid gethan um sie."

Konstanze küßte kniend der Kaiserin Hand und dankte ihr für die ihrer Mutter erwiesene Theilnahme und ehrenvolle Erinnerung nach so langen Jahren. „Wenn der Dank Ihr Ernst ist, meine Liebe, dann muß Sie auch ihn lebendig werden lassen, ich mein', Sie darf da kein Hehl vor mir haben, was Sie wünscht, was Sie will. Stell' Sie sich vor, ich sei Ihre Mutter, zu der hätte Sie gewiß ein recht aufrichtiges Herz."

„Ja, Majestät, ich will so denken und sprechen als redete ich zu meiner Mutter Herzen", antwortete die Gräfin und gestand, daß sie zwei Wünsche hege, die sie recht sehr bekümmerten.

„Nun, lasse Sie hören."

Konstanze sagte, daß sie den Aufenthalt im Waldschloß von Szomolan so liebgewonnen, daß sie daselbst zu leben wünsche. Sie habe den Wunsch aber unterdrückt in Rücksicht auf die Verwandten ihres Ge-

mahls. Die Kaiserin entgegnete ihr, daß sie darin sehr recht gethan, denn die Herren von Erdödy wären keine so bereitwilligen gütigen Naturen und würden ihr eher eine Demüthigung bereitet als ein ihrem Wunsche entsprechendes Zugeständniß gemacht haben. „Diese magyarischen Herren thun sehr empfindlich, wenn's ihre Ehr' betrifft; aber nicht weniger empfindlich sind sie auch für den Reichthum“, bemerkte die erhabene Frau. „Ich kenn' sie genau und behaupte, daß den Herren von Erdödy nichts mehr zupaß gekommen ist, als daß Sie nicht im Sarge gefunden wurde, denn wär' das der Fall gewesen, hätt's ja möglich sein können, daß der Graf von der Unhaltbarkeit seines Wahns, Sie wandle als Geist in Ihrer frühern körperlichen Gestalt umher, überzeugt, wieder gesund worden wär' und am End' gar noch zum zweiten male sich verheirathet hätt'. Das fette Erbe wär' dann der hungrigen Verwandtschaft sobald nicht, oder am End' gar nicht in die Hände gefallen, wenn vom Grafen Leibeserben hinterlassen worden wären. Jetzt habens' freilich gethan, als hätt' Das, was geschehen, sie aufs äußerste empört, und ich hab' meine liebe Noth mit ihnen gehabt, daß sie Raison annahmen und unter der Bedingung Ihrer Erbunfähigkeitserklärung Ihr die Rückkehr zu Ihrem Gemahl gestatteten;

aber mich machen's nicht scheuch, ich kenn' schon meine Leut', und eben deswegen verspreche ich Ihr auch, weil Sie durchaus Lust hat, eine Einsiedlerin zu werden, die Herren von Erdödy dahin zu bewegen, daß sie Ihr das Waldschloß als Residenz oder Witwensitz einräumen. Ich hab' schon einige kleine Mittelchen, die harten ungarischen Köpf' weich zu machen. Was ist denn nun Ihr zweiter Wunsch?"

Konstanze zögerte, demselben Worte zu leihen. Mit soviel Muth im Herzen sie auch diesen Wunsch genährt hatte, jetzt mangelte er ihr, vor der Kaiserin den letztern auszusprechen. „Hat Sie sich denn auf etwas so Gefährliches pikirt, daß Sie mit der Sprach' sich nicht herausgetraut?" fragte die erhabene Frau erstaunt.

„Ach, ich fürchte den Zorn Ihrer Majestät."

„Oho, das klingt nicht sauber, meine Gute; aber sag' Sie's nur, ich hab' mich ja vorhin zu Ihrer Mutter erklärt, und da muß Sie schon Vertrauen zu mir haben. Hab' Sie keine Bang' vor mir, mein liebes Konstanzerl, ich bin keine schlimme Mutter und weiß aus Erfahrung, daß man den Kindern Manches zugut' halten muß!"

Diese Worte, der Ausdruck des herzlichsten Wohlwollens, verfehlten bei Konstanze ihre Wirkung nicht.

„O meine gütige, liebevolle Mutter!“ rief sie, vor ihr niedersinkend, . . . „geben Sie mir den Trost der Gnade für den Professor Little. Daß er um meinetwillen leiden muß, raubt mir den Frieden meiner Seele. Erbarmen sich Ihro Majestät seiner, spenden Sie ihm Vergebung!“ Den Saum des Kleides der Kaiserin an ihre Lippen drückend, harrte sie auf eine Entgegnung. Es erfolgte keine. Bestürzt warf sie den Blick empor und erblickte die erhabene Frau die Augen nach oben gerichtet wie im Nachsinnen stehend; ein strenger Ernst überlagerte ihre Züge. Konstanze bebte bei dieser Wahrnehmung, ihre Bitte glaubte sie als vergeblich betrachten zu müssen, deshalb erschrak sie fast, als sie die Kaiserin im mildesten Ton zu sich sprechen hörte: „Ich habe kein Recht, Ihrer Fürsprach' zu zürnen . . . stehe Sie auf, Konstanze.“

Das waren Worte, die mit einem male die schon Verzagende mit Glück überschütteten. Jetzt war ihr innigster Wunsch erfüllt, denn da die Kaiserin nicht der Bitte zürnte, wie hätte sie da die erbetene Gnade verweigern sollen! „O Majestät! Mutter! das nimmt alle Angst von meiner Seele!“ rief sie freudig . . . „der allmächtige Gott vergelte Ihnen diese Barmherzigkeit durch viele Tausend Freuden, ich kann's nicht anders als durch Worte des Dankes.“

„Stehe Sie nur auf, meine Liebe, und sei Sie nicht so gar stürmisch, denn der größten Süßigkeit ist zuweilen doch auch ein recht bitterer Tropfen beigemischt", sprach die Kaiserin, und da sie den plötzlichen Schreck, den diese Aeußerung auf die Gräfin Erdödy hervorbrachte, gewahrte, fügte sie im gütigen Ton hinzu: „Nehme Sie das nicht so, als möcht' ich nicht Gnad' vor Recht ergehen lassen. Nein, nein, das glaub' Sie nicht, es gibt auch Dinge, die eine Kaiserin respectiren muß, und unter die Ding' gehört auch Ihre Bitt'. Sie versteht nicht, was ich damit meine, nun, das schad't gerad' nicht, sei Sie nur recht unverzagt deshalb. Aber ich weiß nicht, wie ich den Professor begnadigen könnt'. Er ist ein ganz verlorener Mensch, bei dem am End' meine Gnad' gar nicht haftet."

„Verloren ist er?" fragte Konstanze bebend.

„Ja, verloren ist er für Erd' und Himmel, das ist eben das Allerschlimmst'. Denke Sie sich, meine Gute, er ist ein Ketzer geworden, ein Lutherischer, drüben in Schlesien."

Konstanze stieß einen Laut des Entsetzens aus.

„Nicht wahr, das ist das Allerschlimmst'?" fragte die erhabene Frau ... „mich hat's auch hart angefaßt. Was kann ich aber dabei thun? In Schlesien

kann ich nicht eingreifen, da ist jetzt die Ketzerei concessionirt, früher war's freilich anders."

„Wenn er nur herüberzubringen wäre", meinte Konstanze . . . „mein Gott, es wäre ja schrecklich, wenn er in alle Ewigkeit hinein verloren sein sollte."

„Mit Gewalt ist nichts auszurichten", entgegnete die Kaiserin . . . „man müßte es mit List versuchen. Ueberlasse Sie mir die Sach', ich werd' suchen, was und wie's zu machen ist. 's ist mir auch ein harter Gedank', daß wieder ein' Seel' fürs Himmelreich verloren bleiben sollt'. Und ich glaub', daß meine Gnad' nur erst dann bei ihm angebracht sein wird, wann er wieder von der Ketzerei losgerissen ist. Ach, das ist die Zeit, von der der Herr Jesus prophezeit hat, daß seiner Kirche Gefahren drohen! Kann's eine größere geben, als daß der Protestantismus wie ein brüllender Löwe am Mittag umhergeht und seine Beute sucht? Was an mir ist, will ich thun, um dem Ungethüm sie zu entreißen." Die Audienz hatte eine Wendung genommen, welche zufolge der Bigotterie der Kaiserin diese zur größten Lebhaftigkeit aneiferte, sodaß auch Konstanze von der Angst um Egon's Seelenheil mächtig berührt wurde. Die ursprünglich edeln Charaktere der Kaiserin sowol als Konstanze's wurden von dem Schatten jener starren

Religiosität getrübt, der feindlich das Bessere, die Erkenntniß von ihnen fernhielt, wie nicht die Art des Glaubens, sondern die Art, denselben segnend ins Leben überzutragen, allein geltend sei vor Gott. Trotz der großen Tugenden Maria Theresia's würde sie, um ein Jahrhundert früher geboren, des blutigen zweiten Ferdinand treueste Nachfolgerin im Punkte des Glaubenshasses geworden sein. Nur ihre Zeit und die weiter vorgeschrittene Bildung hielt sie in den nöthigen Schranken und zwang sie, ihre Bigotterie zu mäßigen, nachdem der Siebenjährige Krieg, in seinem innersten Grunde von Seiten Oesterreichs und Frankreichs ein vermäntelter Religionskrieg, dem erstern Staate nichts als schwere Opfer gekostet und dem andern keine Ehre, vielmehr Schande eingetragen hatte. Das Loos der Protestanten Oesterreichs unter Maria Theresia war kein beneidenswerthes. Nichts war mehr im Stande, die Kaiserin ganz für Jemand zu gewinnen, als wenn sie bemerkte, daß hinsichtlich der Religionsansichten derselbe mit ihr übereinstimmte, daher sprach auch der Schreck, welchen Konstanze bei der Nachricht vom Glaubenswechsel Egon's äußerte, besonders zu ihrem Herzen, und sie überhäufte sie mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit. Zufällig richtete sich ihr Blick auf ein Blatt Papier auf ihrem Pult.

Es enthielt die Rubriken ihrer für diesen Tag festgesetzten Geschäfte und Beschäftigungen. Sie las halblaut: „Die Conferenz in der Staatskanzlei und meinen alten Stockel besuchen.“ Dem aufs Klingelzeichen eintretenden Lakai ward die Weisung, die Carrosse vorfahren zu lassen, und Konstanze erhielt die Auffoderung, sie nach Wien in die Burg zu begleiten. „Dort ist Jemand, der sich gar sehr freuen wird, Sie bei sich zu sehen, mein alter ehrlicher Stockel, der Sie ja im Sperl kennen gelernt hat und der jetzt auf seinem letzten Lager liegt, denn ich glaub' nicht, daß die gute Seel' davonkommt“, sagte die Kaiserin und klingelte ihrer diensthabenden Kammerfrau, der Gutenberg, um ihre „Guarderob'“ in Ordnung zu bringen, das heißt, eine jener großen Hauben sich aufsetzen zu lassen, die, ihre eigene Erfindung, ein wahrhafter kleiner babylonischer Thurmbau genannt zu werden verdiente und unter den österreichischen Adelsdamen und wohlhabenden Bürgerfrauen zahlreiche Nachahmerinnen gefunden hatte. So geringfügig auch dieser Gegenstand der Erfindung zu sein schien und nur der Eitelkeit angehörte, so hatte er doch etwas für sich, denn in ihm basirte sich der Drang nach einer Emancipation von den Moden Frankreichs und Englands, welche damals schon ziemlich tonangebend

in Deutschland sich eingebürgert hatten, und was die französische Mode sich zu kleiden anbelangt, am wiener Hofe durch den Gemahl Maria Theresia's, des lothringischen Franz, zur Geltung gekommen war und die steife spanische Grandezza mit Gewalt verdrängt hatte. „Schau Sie, Frau Josepha, da ist wieder eine junge Wittib, die nicht mehr in den heiligen Ehestand hineinwill", sagte die Kaiserin zur Gutenberg, auf Gräfin Erdödy deutend ... „was sagt Sie dazu?"

Die Gutenberg, in allen Dingen mit den Ansichten ihrer erhabenen Gebieterin übereinstimmend und besonders darum von derselben geliebt, weil sie im religiösen Punkt, der zeitlebens bei der Kaiserin die größte Geltung genoß, ein wahres Muster von Demuth und Frömmigkeit war, antwortete: „O, meine herzliebste allergnädigste Majestät, ich kann solchen Entschluß nur loben. Es ist zwar erlaubt von Seiten unserer heiligen Kirche, daß nach einer durch den Tod getrennten Ehe eine Wiederverheirathung stattfinden kann, und das mag gewiß recht gut sein, denn wenn die Frau in einer Hauswirthschaft fehlt, ist's, wenn vornehmlich unerzogene Kinder vorhanden und des Mannes Geschäft außerhalb ist, als ob der Segen nicht heimisch wär' im Hause; aber ich hätt' doch nach meines lieben seligen Eheherrn Tode keinen Andern

mehr heirathen mögen, weil ..." da Frau Gutenberg in ihrer Rede stockte, sagte die Kaiserin gutmüthig: „Nur weiter, Frau Josepherl, mach' Sie keine Station beim Reden; wenn man einmal im Wagen sitzt, muß auch fortgefahren werden. Ich weiß schon, was kommen wird, aber die Gräfin weiß noch nichts davon und möcht's doch auch hören."

„Ich hab' den närrischen Gedanken, daß, weil wir nach dem Tode hier auf Erden uns jenseits Alle wiederfinden, es eine erschreckliche Verwirrung sein muß, wenn ein Mann drei oder vier Weiber, oder ein Weib mehre Männer haben soll. Wo möcht' denn da Friede und Liebe bleiben? Wer soll's denn auseinanderwirren? das ist ja ganz unmöglich, weil alle Theile Recht haben. Wär's nicht grad' wie beim Großtürken? Ich mein', wer's nicht ganz nöthig hat, der heirath' ja nicht zum zweiten male, er erspart sich ein großes Aergerniß im Himmel, und dann auch ist die zweite Lieb' nie, was die erste ist. Wenn auch 's Herz nicht alt wird, aber in der Jugend liebt man doch anders, da wächst die Lieb' ins Herz hinein, daß 's eine Freude ist, eine zweite Lieb' kann nimmer solche Wurzel schlagen — oder die erste Lieb' war ein traurig Gewächs, und dann ist der Boden für die zweite schon verdorben."

So irdisch und körperlich die Ansicht der Frau Gutenberg vom jenseitigen Wiedersehen und Leben auch war, so wies doch ihre Auseinandersetzung derselben und vorzüglich die Schlußbemerkung, welch ein Fonds von Liebe und Treue in dem Herzen dieser Frau ruhte. Die Kaiserin sah Gräfin Erdödy bedeutsam an und bemerkte: „Sie, meine liebe Konstanz', wird für Ihr Theil auch 'was in der Philosophie meiner Frau Josepherl finden und wenn's nur das End' von deren Lied wär'."

Die „Guarderob'" war in Vollständigkeit gebracht und die Kaiserin begab sich, gefolgt von Konstanze, der Frau Gutenberg und dem ihrer in der Vorkammer harrenden kleinen Dienste, auf den Arm des diensthabenden Oberkammerherrn gestützt, nach dem Wagen. Ihre körperliche Schwerfälligkeit machte ihr das Gehen bereits zur Anstrengung, weshalb ihre Bewegungen auch den Stempel der Bedächtigkeit trugen, was für die lebenslang an Raschheit gewöhnte erhabene Frau sicher ein sehr peinliches Gefühl war. Die Vorreiter sprengten davon, die Läufer mit ihren Stäben hingen sich an den hintern von drei Lakaien bestandenen Auftritt des kaiserlichen Sechsgespanns, um bei Erreichung der Linie herabspringend ihre Function zu beginnen. Die Equipagen mit dem kai=

serlichen Dienste folgten, ihnen schloß sich der Wagen der Gräfin Erdödy an. Die damalige Zeit liebte den Prunk beim Erscheinen fürstlicher Personen, und eben deswegen war die Art und Weise des Kaisers Joseph II. zu reisen oder auszufahren, was ohne Aufsehen in einer offenen grünlackirten Chaise mit zwei englischen Pferden bespannt, geschah, ein auffälliger Contrast gegen die bisherige Gewohnheit, Fürsten nur umgeben von Glanz und Pracht zu sehen. Die Kaiserin, seine erhabene Mutter, hielt jedoch die alte Sitte fest, sie würde es sich als einen großen Verstoß und schweren Vorwurf angerechnet haben, wenn sie etwas an dem mit ihrem öffentlichen Erscheinen bisher unzertrennbar gewesenen Pomp geändert hätte: sie glaubte auch in den geringfügigsten Kleinigkeiten die Erhabenheit der Monarchin zeigen zu müssen.

Als die Wagenreihe in der Burg angekommen war, fand sich der kleine Irrthum, daß die angesagte Conferenz in der Staatskanzlei der Kaiserin als um eine halbe Stunde früher zusammentretend gemeldet worden war. Die Kaiserin nahm dies Versehen ohne irgendeine Rüge hin und sagte lächelnd zu ihrer Oberhofmeisterin: „Da muß man ganz mäuschenstill sein, der Fürst wird seine großen Perucken noch nicht in Ordnung haben, und so das nicht erst geschehen

ist, möcht's eine schlechte Conferenz geben. O ich kenn' den Herrn schon, seine erschreckliche Perucken ist auch eine Staatsangelegenheit, und ich möcht' wetten, daß, wenn er hören sollt', ich läg' im Sterben, er erst dies Ungeheuer nach allen Regeln der Kunst sich aufsetzen und pudern lassen würde, ehe er sich zu mir begäbe; aber" ... fügte sie mit wohlwollendem jedoch ernstem Ton hinzu: „ich bitt' den Herrgott immer, er mög' für mein liebes Oesterreich den Kaunitz und seine Perucken noch recht lange am Leben erhalten." Die Kaiserin hatte scherzend eine Prophezeiung ausgesprochen, die sich später auch wirklich erfüllte. An ihrem Sterbetage ließ der Fürst auch nicht ein Haarbreit von den Umständlichkeiten nach, die stets mit dem Aufsetzen seiner Lockenperücke und deren sorgfältiger Einpuderung im „Puderstübel" verbunden waren, ehe er sich zu seiner vom Leben scheidenden Monarchin begab.

Gräfin Erdödy wurde zur Kaiserin gerufen, welche die Zeit bis zum Beginn der Staatsconferenz mit dem Besuch bei ihrem alten Stockel ausfüllen wollte. Dergleichen Besuche der erhabenen Frau bei Personen, die ihr liebgewesen und von Krankheit befallen waren, gehörten keineswegs zu den Seltenheiten in der wiener Hofburg, es war der menschlich-schöne

Ausdruck der herzlichen Theilnahme für Alles, was sie liebte, sie vereinte in solchen Stunden die ihr angeborene Herzensgüte, das echtweibliche Gefühl der Sorge mit der Erhabenheit ihrer Würde. Nur von der Gutenberg und ein paar Haiducken begleitet, die den Armstuhl trugen, mittels dessen die Kaiserin das beschwerliche Steigen der Treppen vermied, durchwanderte sie die Corridore, sich auf den Arm Konstanze's stützend. Der alte Stockel hatte sein Logement im vierten Geschoß, und die Kaiserin, die schweren dicken Schweißtropfen auf den Stirnen der sie tragenden Haiducken erblickend, sagte gutmüthig: „Wenn mein alter Stockel wieder gesund werden möcht', muß er herunter zu ebener Erd'. Da oben lass' ich ihn nicht, das alte Mannel hätt' sonst eine Tagereis' zu machen in sein Quartier... 's ist ja, als ob man in den Himmel steigen wollt'."

Die Aufwartefrau, die den Kranken verpflegte, riß die Thüren auf und schrie ins Zimmer hin: „Herr Stockel, die kaiserliche Majestät kommen zu Besuch bei Ihm."

„Schrei Sie doch nicht so!" verwies die Kaiserin... „wenn der Stockel todt wär', er müßt's hören, wie Sie ihm zubrüllt. Ich muß sagen, daß die Strapazirmenscher an meinem Hofe prächtige

Lungen haben, und wenn das für Sie auch eine große Freud' sein mag, so ist's doch ein Leid für mein Ohr, wenn ich Sie öfter hören sollt'." Die Bezeichnung, mit welcher die erhabene Frau die Aufwärterin belegte, war keineswegs beschimpfend, sondern an den deutschen Höfen damals und bis in die zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts für die untere weibliche Hofbedienung allgemein, nur mit den nöthigen Veränderungen ihrer verschiedenen Functionen, gebräuchlich. Es fiel Niemand, selbst den Hochgebildetsten nicht ein, einen Anstoß an dieser Bezeichnung zu nehmen, man kannte keine andere und die Personen verloren in Keines Auge an ihrem Werthe.

Beim alten Stockel drinn war eine alte Frau in vorgerückten Jahren zum Besuch, die sich in größter Ehrerbietung und unter immerwährenden Knixen vom Bett des kranken Greises in aller Eile in einen Winkel retirirte, und als die Kaiserin eingetreten war, aus der Stube zu schlüpfen beabsichtigte.

„Bleib' Sie", befahl die erhabene Frau, diese Absicht bemerkend ... „vor mir hat Sie nicht Ursach' davonzulaufen, ich komm' nicht, um meinem guten alten Stockel seine Freunde zu verscheuchen." War schon diese gnädige Aeußerung von so großer Einwirkung auf die Frau, so vervollständigte der

Anblick der in tiefe Trauer gekleideten Gräfin Erdödy deren Ueberraschung noch weit mehr, wie in den Boden gewurzelt blieb sie auf der Stelle stehen. Der Contrast des Wiedersehens zwischen ihr und der Gräfin war auch in der That ein fast wunderbarer und sie würde an Täuschung geglaubt haben, wenn die Gräfin durch ein freundliches Kopfnicken nicht bekundet hätte, daß auch sie sie erkenne. Frau Emerentia Speilgruber hatte vollkommenes Recht zu erstaunen, wenn sie an den Morgen sich erinnerte, an welchem die Gräfin durch einen Gerichtsbeamten im dichtverhüllten Wagen abgeholt worden war. Jetzt fand sie sie an der Seite der Kaiserin wieder!

„Wie geht's Ihm denn, mein guter Stockel?“ fragte die Monarchin, ans Lager ihres greisen Dieners tretend, der sich mühevoll aufgerichtet und mit schwacher Stimme antwortete: „Ach, meine herzliebste gnädigste kaiserliche Majestät . . . Frau Renzel, geb' Sie der kaiserlichen Majestät doch einen Sessel . . . es geht halt schwach, ich dank' tausend mal . . . nein, Frau Renzel, den Sessel dort, den nicht, da ist kein Ueberzug darüber . . . ach, kaiserliche Majestät, ein Junggesell in meinem Zustand ist gar schlimm daran, ich . . .“

„Nun, mein lieber Stockel, ich möcht' behaupten,

daß Er eigentlich ein Altgesell sei, schau' Er sich nur im Spiegel an, da wird Er sehen, daß ich Recht hab'. Aber lieb ist mir's, daß Er zur Einsicht gekommen, daß, wenn Er Seine Selige noch hätt', die Ihn nach Kräften pflegen würde, mit Fremden ist's halt immer eine andere Sach'."

Ob Stockel mit der Kaiserin in diesem Punkte einverstanden war, blieb unentschieden, da er schwieg und erst nach Verlauf von ein paar Secunden sagte: „Das ist eine haushohe Freud' für mich, meine allergnädigste kaiserliche Majestät vor meinem End' noch zu sehen und Allerhöchstderselben aussprechen zu können, wie ich den Tod, denn der läßt mich nun einmal nicht aus, das ist schon sicher, gar nicht 'n Bisserl fürcht', denn ich beschließ' ein Leben, das mir viel Gutes gebracht, und daß kaiserliche Majestät mich so hoch noch auf meinem letzten Lager ehren und so große Freud' mir alten Mann erzeigen, ist halt das Best', was mir noch zuletzt hat geschehen können. Ich seh's für 'ne große Gnad' Gottes an. Frau Renzel, sag' Sie's ja Ihrem Sohn, dem Poldel, was mir noch für'n Glück zutheil geworden ist, er soll's mit in sein Einnahmbuch schreiben, damit's nie vergessen wird. Einen bessern Einnahmeposten gibt's nicht alle Täg' einzuzeichnen. Das ist ein wahr-

haftes kaiserliches Gnadengeschenk, das ich mitnehm' auf die große Reis'."

Die erhabene Monarchin war sichtbar von diesem ungekünstelten Ausdruck der Dankbarkeit ihres alten Dieners gerührt. „Lob' Er mich nicht so sehr, Stockel", entgegnete sie ... „ich freu' mich, daß mein Besuch Ihn so glücklich macht, Er hat's auch um mich verdient, Er war ein treuer Mann in Seinem Dienst. Ich hab' da eine Bekanntschaft von Ihm mitgebracht, auf die Er vielleicht vergessen hat. Schau' Er einmal die schwarze Dam' hier an. Kennt Er sie?"

Stockel's Augen schienen sehr blöde geworden zu sein, denn er fuhr nach mehrmaligem Anblicken der Dame mit dem Tuche über die Augen und antwortete: „Ich weiß nicht ... das ist mir ein bekanntes gutes Gesicht, das ich ... Frau Renzel, steh' Sie mir doch bei ... ich bin ein alter Dibeldapp, der wie im Traum dareinschaut ... kennt Sie etwa die schwarze Dam'?"

„Nun freilich, ich kenn' sie", rief die Sperlwirthin, die Furcht vor der Kaiserin Gegenwart ganz vergessend ... „das ist ja unsere liebe Frau Konstanzerl, die bei mir im Sperl monatelang gewohnt hat, wie noch die selige Mam' lebte."

„Die Frau Konstanzerl!" wiederholte Stockel und

fuhr nach einer Pause fort zu sprechen: „damals war's recht traurig mit ihr . . . ich hab' wol manchmal an sie gedacht, hab' nicht geglaubt, daß ich sie je wiedersehen würde . . . die Großmam' hat noch in ihrer Todesstunde von ihr geredet . . . hat sie recht lieb gehabt, die Großmam'."

„Ja, das ist wahr, Mam' Veronica hat immer von der Frau Konstanzerl gesprochen", stimmte die Sperlwirthin bei . . . „und auf die Seel' hat sie mir's gebunden, ihr den besten Theil ihrer kleinen Hinterlassenschaft zu übergeben, wenn sie nämlich noch leben möchte. Der heiligen Mutter sei's gedankt, jetzt kann ich's, das Erb' kommt in der Frau Konstanzerl Hand."

„Ein Erbe für mich von der guten alten Großmam'?" fragte die Gräfin, und die Kaiserin verlangte zu wissen, wer die Frau hier wäre. Konstanze berichtete sie, und die erhabene Frau sagte scherzend: „Nun, meine liebe Gräfin, da kommt Sie ja ganz unerwartet zu einer Erbschaft. Ich gratulire Ihr dazu. In was besteht denn dies Erbtheil?"

Frau Emerentia wollte erst nicht mit der Sprache heraus, aber dies Zögern eben pikirte die Kaiserin so sehr, daß sie ihr befahl, zu antworten, denn das Zaudern sähe ja fast wie das Verheimlichen einer

staatsgefährlichen Sache aus. „Ach Jesus, Maria und Joseph!“ rief Frau Speilgruber . . . „bei uns im Sperl gibt's keine Staatsgefahr, da sind die Leut' alle brav, und mein' selige Mam' ist schier an die Neunzig alt geworden als eine rechtschaffene Wittib von ihrem verstorbenen Mann, dessen Tochter ich bin. Ich hab' nicht mit der Sprach' herausgewollt, weil . . . weil ich die allergnädigste kaiserliche Majestät nicht harb machen wollte; jetzt aber muß ich reden, kaiserliche Majestät haben's befohlen.“ Frau Speilgruber hatte wol, ungewöhnt und eingeschüchtert von der Begegnung mit der Kaiserin, anfänglich allen Muth verloren, aber sobald sie nur ein wenig in Wärme gerieth, fand sich ihr resolutes Wesen schnell wieder und sie erzählte in Kürze, wie einst vor dreißig Jahren ihre Milchschwester, die Gräfin Hanna Wrtby, welche hier in der Hofburg an den Folgen einer plötzlichen Niederkunft gestorben sei, im Sperl gewohnt und die Großmam' Veronica als einziges Andenken an diese ihre gute und unglückliche Herrin deren und ihres Gemahls Bildniß in kleiner Medaillonform behalten und auf ihrem Todbett' noch gewünscht habe, daß sie der Frau Konstanzerl als eine Erinnerung an sie eingehändigt werden möchten, denn sie wisse noch recht gut, wie der Frau Konstanzerl die beiden Porträts so sehr

gefallen und sie manchmal sie lange betrachtet und gesagt habe: „Wenn ich sie eine Weile lang angeschaut habe, ist mir's, als würden sie lebendig und träten zu mir wie liebe Freunde. Weh und wohl wird mir's dabei in der Seele, ich möchte weinen, und doch auch ist die Freude in mir wieder zu groß . . . 's geht wie ein stilles und doch beseligendes Leid von diesen Bildern aus auf mich über, ich meine die Lebenden gekannt zu haben, und doch seh ich sie hier zum ersten male. Ist's nicht wunderbar?" Und da Frau Speilgruber einmal im Zuge war, so erwähnte sie auch des Professors Dr. Little, der die Bilder mit demselben Vergnügen wie Frau Konstanzerl jederzeit betrachtet habe. Und darin bestände die Hinterlassenschaft der Mam' Veronica an die Gräfin; eine Staatsgefahr sei dabei gar nicht im Spiele.

Der Eindruck, den die sehr resolut erzählte Geschichte auf die Kaiserin machte, war überraschend genug. Sie saß auf dem von der Sperlwirthin auf Stockel's Anregung ihr präsentirten Stuhl und ihr auf den Busen herabgeneigtes Gesicht deutete ein sehr ernstes Nachdenken an. Tiefes Schweigen herrschte in der Stube. Endlich erhob sich die erhabene Frau, ihr Blick überflog die in dem Raum mit ihr sich befindenden Personen und haftete mit einem ganz unge-

wöhnlichen Ausdruck von Güte und Schmerz auf der Gräfin. „Meine liebe Konstanze!“ sagte sie, ihr die Hand zum Kusse reichend . . . „schlage Sie das Erbe nicht aus . . . man muß die Liebe festhalten, wo sie uns in den Weg tritt, des Schlimmen gibt's leider ohnehin genug.“ Wenig Minuten später verließ sie mit Konstanze den alten Stockel. Als sie schon auf der Schwelle stand, wendete sie sich noch einmal nach der Frau Speilgruber um und sagte gnädig: „Braucht Sie einmal meinen Beistand oder möcht' Sie gern' was an mich bringen, da weiß Sie ja, wo ich zu finden bin, melde Sie sich nur bei der Frau Josepha Gutenberg. Ich werd' Ihr eine gnädige Kaiserin sein.“

Nachdem die erhabene Frau mit der Gräfin und der Gutenberg das Zimmer verlassen hatte, beobachteten der alte Stockel und Frau Renzel ein tiefes feierliches Schweigen. Der Greis war im tiefsten Herzen von der Huld seiner Gebieterin gerührt, hielt die Hände über der Bettdecke wie zum Gebet gefaltet und hob endlich an: „Im Buche Sirach steht geschrieben: «Wenn des Königs Angesicht freundlich ist, das ist Leben! und seine Gnade ist wie ein Abendregen.» Das ist mir so geworden, auf meinem Lebensabend ist wie ein sanfter Regen die Gnade meiner

guten Herrin gekommen, und ich danke dem allmächtigen Gott für so große Freud', die ich mit hinübernehm' ins Himmelreich. Geb' Sie mir die Hand, Frau Renzel, Sie hat mir viele gute Bissen und manch' Flaschel Ofener vorgesetzt in den dreißig Jahren, wo wir uns kennen, dafür ist Sie meine Erbin, und wenn's auch kein groß Hab' und Gut ist, was ich Ihr hinterlasse, ich denk' aber doch, Sie wird sagen, der alte Stockel war ein rechtschaffener Freund und ein ehrlicher Diener seiner guten kaiserlichen Majestät, und den Sperl und seine Leut' hat er herzlieb gehabt."

Die Sperlwirthin befand sich ebenfalls in einer ganz besondern Stimmung, wie solche in der Regel nicht alle Tage in und bei ihr heimisch war. Sie fuhr sich mit dem Aermel über die Augen und sagte: „Herr Stockel, auf Seine Hinterlassenschaft habe ich keine Speculation gehabt, der Sperl ist schon ein guter Versorger für seine Leut', das weiß Er. Will Er Seine Sach' heut' noch andern Leuten vererben, die 's nöthiger brauchen als ich und meine Familie, thue Er's, wir sind nicht harb darum und werden an Ihn als an einen lieben guten Freund unsers Hauses denken. Aber ein Erbstück bitte ich mir aus. Wenn ich das nicht kriegen sollt', ich möcht' mit Ihm kein

Wörtel reden, wenn wir uns im Himmel wiedersehen. Den Stuhl hier, auf dem die kaiserliche Majestät gesessen, den will ich allein haben, im Putzstübel soll er stehen im Sperl und der Poldel soll, wenn ich lange nicht mehr sein werde, an hohen Festtagen seine Buben vor den Stuhl führen und sagen: «Schaut's, Kinder, hier hat die Frau Kaiserin, unser Marie Theresel, darauf gesessen, als eure Großmam' ihr 'n ordentlich Wörtel geplauscht hat. Denkt's d'ran, Buben, daß eure Großmam' ein Weibsbild war, das mit Majestäten grad' so wie ich mit euch verkehren konnt', habt Respect vor der Kaiserin Majestät und vor der Großmam'.» Der Sessel soll für'n Sperl ein Zierrath sein und eine heilige Reliquie, solange noch Eins von den Speilgruberischen lebt."

„Amen!" stimmte Stockel bei. Das war seine letzte Freude im Leben gewesen, denn wenige Tage darauf ging er heim. Als die Kaiserin diese Nachricht empfing, sagte sie: „So fällt Einer um den Andern weg und Niemand sieht deshalb eine Lücke. Was ist denn unser Leben, daß wir auf unsere Kraft stolz sein möchten? Die Lichter verlöschen, der Tag geht aus ... ich möcht' nicht, daß Die, so nach mir kommen, sich an mich nur erinnern wie an ein erloschenes Licht, oder an einen zu Ende gegangenen

Tag, die Beide auch keine Spur ihres Daseins hinterlassen haben.“

Die erhabene Frau war nicht so egoistisch versunken, daß ihr die Wahrnehmung unfühlbar geblieben wäre, wie auch ihr Herz und ihre Kraft sich zum Abend neige; aber sie war glücklich genug, mit Freude auf die in ihrem Sohne Joseph ihrem lieben Oesterreich aufgehende Morgenröthe blicken zu können. Freilich stimmte sie nicht in allen Dingen mit ihm, denn ihr Geist lag zu fest geschmiedet in den Banden vieler Vorurtheile, während der seine frei ausstrahlte, fern jeder Beengung; aber wußte sie doch, daß im Grunde des Herzens sein Sinn und der ihre gleich waren. Eine große Versöhnung hatte die früher oft weit auseinandergehenden Ansichten von Mutter und Sohn wieder einander genähert; die Aufhebung der Jesuiten, welche bei dem tiefreligiösen Sinn der Kaiserin als ein Wunder erschien, bot diese Vermittelung.

Für alle denkenden Leute in Oesterreich war die Nachricht eine Freudenbotschaft, denn mit dem Abfall des geistigen Hemmschuhs, den die bisher mütterlich gepflegte heilige Gesellschaft jedem Aufschwung zu freier Forschung und Emancipirung vom Schlendrian des Alten angelegt hatte, war ja Oesterreich im

Sprunge um ein Jahrhundert vorwärtsgeeilt, und der Gedanke allein war schon eine Erhebung, eine Kräftigung; aber freilich gab's auch viele Tausende in demselben Oesterreich, die schweren Aerger über diese wohlthätige Maßregel im Herzen trugen und im Stillen allen Denen fluchten, welche beigetragen zu dem Entschluß der sonst so frommen Kaiserin, einen Feind aus dem Staate zu bannen, der Unkraut unter den Weizen säete und die gute Frucht verdarb. Der Haß traf den Kaiser Joseph und Kaunitz, denn von ihnen wußte man, daß sie Gegner aller Pfaffenherrschaft und Verdummung des Volkes, auch die scheinbar schuldloseste Clausel eines stillschweigend zur Geltung sich erhobenen Concordats mit Rom ausmerzen würden, sobald die Kaiserin die Augen geschlossen. Und es brütete eine finstere Partei Haß und Rache gegen Die, welche dem Lichte Eingang zu verschaffen, den Geistern Erlösung von der abscheulichsten Knechtschaft zu bringen versuchten.

Bei dieser Partei galt der Ausspruch des Kaisers Joseph II. nicht, der von den Jesuiten sagte: „Noch ehe sie in Deutschland bekannt geworden, war die Religion eine Glückseligkeitslehre der Völker; sie haben sie zum empörenden Bild umgeschaffen, zum Gegenstand ihres Ehrgeizes und zum Deckmantel ihrer Ent-

würfe herabgewürdigt. Ein Institut, das die schwärmerische Einbildungskraft eines spanischen Veteranen in einer der südlichen Gegenden Europas entwarf, das eine Universalherrschaft über den menschlichen Geist zu erwerben gesucht und in diesem Gesichtspunkte Alles dem infallibeln Senat des Laterans unterwerfen wollte, mußte ein unseliges Geschenk für die Enkel Tuisco's sein." Und in dem Hasse gegen Joseph, der das mehr als weltlich gewordene Apostolat der römischen Kirche in Schranken bannte, begründen sich die vielen bittern Erfahrungen, die in den letzten Tagen seines wirkungsreichen Lebens auf ihn einströmten: die Kirche war sein geheimer Feind.

Nichts konnte mehr die üble Stimmung erhöhen, als die der Handlungsweise des österreichischen Hofes schnurstracks entgegenstehende des Preußenkönigs, Friedrich II., der die Jesuiten in seinen Staaten beibehielt und von ihnen sagte, er habe nie bessere Priester als sie gefunden. Diese Anerkennung von Seiten eines, wie er sich selbst bezeichnete, „in die Classe der Ketzer" gehörenden Königs, mußte von Einfluß sein und den Haß tiefere Wurzeln schlagen lassen, obwol gegen die Mitglieder der heiligen Gesellschaft in Oesterreich auf das mildeste verfahren, sie nicht wie aus den strengkatholischen Staaten des Südwestens von Eu-

ropa mit Schimpf und Schande und unter thätlichen Mishandlungen verjagt wurden.

Während der Haß im Stillen sein Haupt erhob, nachdem die Kaiserin den Erlaß zur Aufhebung der frommen Väter hatte veröffentlichen lassen, wanderte Joseph mit einem kleinen, aber auserlesenen Gefolge über Ungarn und Siebenbürgen nach dem durch die Theilung Polens an Oesterreich gefallenen Königreich Galizien. Welche Bilder der tiefsten Versunkenheit und geistigen wie materiellen Elends der auf der untersten Stufe der Civilisation stehenden Völker jener großen Provinzen traten dort vor seinen Blick und erschreckten sein Herz! Geknechtete Landleute warfen sich zu seinen Füßen nieder und flehten um Schutz gegen die Tyrannei ihrer übermächtigen Herren, demüthig bittend nahten sich ihm die von der Verfolgungssucht der katholischen Geistlichkeit arg mishandelten Protestanten, und obwol er half, soviel er konnte, so empfand er doch, daß Alles nur halb gethan sei, solange er nicht der unumschränkte Herr und Regent des Ganzen sei; die Grenzen seines Thuns waren zu eng für sein wohlwollendes Herz, das Leitband, an welchem seine kaiserliche Mutter, durch die jeder Neuerung und Verbesserung abholde Partei getrieben, seinen raschen Geist, sein ehrliches menschen-

freundliches Wollen in Zügel hielt, wurde ihm nur zu fühlbar, und wo er Liebe säete, wucherte auch der Haß gegen ihn üppig auf; unter den höhern Ständen entstanden ihm in den genannten Ländern ebenso viele Feinde, als er solche bei seiner Reise in Böhmen erworben, wo das arme fast verhungernde Volk ihn, der es sättigte und die reichen Grundherren zwang, die wohlgefüllten Getreidespeicher, aus denen sie um hohe Summen den armen Hungernden verkauft hatten, für billigen Preis zu öffnen, aller Orten anbetete. So bereitete sich gegen ihn eine Revolution der höhern Stände vor, die allerdings nicht in tobenden Ausbrüchen ihr Dasein verrieth, aber allmälig eine wohlverschlungene Kette von Feinden durch ganz Oesterreich bildete.

Die Kaiserin ahnte nichts davon, sie lebte ruhig in Schönbrunn, theils an der sich in vielleicht naher Zukunft eröffnenden schönen Acquisition Baierns für Oesterreich sich ergötzend, theils den laufenden Geschäften oder den kleinen Einzeldingen und Privatangelegenheiten in ihrer Nähe lebend. Zu diesen letztern gehörte auch die Sorge für Gräfin Konstanze, die fast alle Tage in Schönbrunn sich einfand. Einen Tag nach dem Besuch der Kaiserin bei ihrem alten Stockel fuhr Gräfin Erdödy mit Cäcilie und dem

Toni nach dem Sperl, dem Hause, an dem sich für sie nicht nur schöne, sondern auch sehr traurige Erinnerungen knüpften. Der Toni war so zerknirscht, als sie in den weiträumigen Hof des Sperls einfuhren, daß er zu der beim Aussteigen von ihm unterstützten Gräfin sagte: „Ach, gräfliche Gnaden, ich lass' gern einen Jodler los, 's Herz wird frisch dabei und ich möcht' alle mal vor Lust Sprüng' machen; aber wie ich das Haus hier anschau, ist mir die Kehl' wie zugeschnürt, ich könnt' keinen gesunden Ton herausbringen, denn ich denk' an meinen guten Herrn, den Professor. Ob ich ihn im Leben wol wiederseh'! das ist hard, wenn man Einen lieb hat und nicht weiß wie's ihm geht."

Für Konstanze wie für Cäcilie war das Wiedersehen des Sperls von nicht minder schmerzlichem Eindruck, der nur von der aufrichtigen ungekünstelten Freude der Speilgruber'schen Familie gemildert wurde. Frau Renzel fand sich oft gedrungen, eine Standrede zu halten, um ihrem Gefühl Luft zu machen. „Glaubt nicht etwa, daß unser Sperl ein ordinär' Wirthshaus ist . . . behüt's Gott! . . . der Sperl hat auch seine Ehr' und Reputation, da haben Gräfinnen gewohnt, die um kein Haar geringer sind als andere beim Kaiserhof, denn vom Sperl aus sind's direct zur Kaiserin

gefahren . . . das will was sagen! . . . und der Sperl ist bei der kaiserlichen Majestät in einem guten Ruf, ich selber . . . schaut's mich an! . . . hab' mit der allergnädigsten Frau Kaiserin geredet wie eine Bürgersfrau zur andern . . . und Connexionen hat der Sperl auch in der Burg, deren er sich nicht schämen darf, der Herr Stockel ist sein Freund, und ich mein', wann dem der Tod die Augen zudrückt, wird er noch im Herzen ein «Lebe wohl, Sperl!» sagen. O, wir können stolz auf unsern Sperl sein, denn von ihm weiß die Burg, die Kaiserin und der Kaiser, aber ob's von einem Goldenen Lampel, von einem Weißen Roß und einem Schwarzen Adler in der Taborstraßen nur ein Stäubel wissen, das ist eine Frag'!"

Mit seltsamem Gefühl betraten die Gräfin und Cäcilie das Gemach, das sie auf die Dauer von Monaten vor ein paar Jahren bewohnt hatten; und auf Konstanze's Wunsch ließ Frau Speilgruber sie hier allein. Da war freilich viel verändert, ganz andere Möbel waren hereingesetzt worden, und jetzt wies der Blick in den Garten hinaus das sommerliche Laub der Bäume, damals, wie sie hier wohnten, war der Winter Regent gewesen. Wie verabredet erwähnten weder Konstanze noch deren Freundin Dessen, was sie hier erlebt; aber mächtiger hätten ihre Empfindungen

auch nicht sein können, wenn sie auch gegenseitig durch Worte ihre Erinnerungen unterstützt haben würden. Tiefe feierliche Stille herrschte zwischen ihnen, dann erhob sich Konstanze und ergriff Cäcilie's Hand. „Wir wollen gehen", sagte sie. In Beider Augen glänzte es feucht, das war der heilige Thau des Herzens, den die Gegenwart dem Andenken entschwundener Tage der Vergangenheit widmete.

Frau Speilgruber war unterdeß im Putzstübel gewesen, und wie sie heraus auf den Gang traten, rief sie ihnen zu, hereinzukommen. Hier war Alles unverändert geblieben, wie es gestanden hatte vor zwei Jahren und auch zur Zeit, wo die unglückliche Gräfin Hanna Wrtby hier gewohnt hatte. Die alte Gehäuseuhr führte wie ehedem noch ihr Wächteramt und maß mit gleichstarkem Pendelschlage die schnell entfliehende Zeit. Frau Speilgruber überreichte aus dem aufgezogenen Commodenschub der Gräfin die beiden Medaillonporträts des Grafen von Wrtby und seiner Gemahlin. „Die gute Großmam' hat nichts Anderes gehabt und weil gräfliche Gnaden damals die Bilder so gern gesehen, hat sie vermeint, Ihnen eine Freud' damit zu machen", sagte die Sperlwirthin. „Wenn's die Porträts anschauen, denken's auch ein wenig an den Sperl", fuhr sie fort zu sprechen . . . „wissen ja,

daß hier Leut' wohnen, die, wenn auch nicht von großer Herkunft und von Stand sind, doch rechtschaffene Herzen und Sie lieb haben." Das war so ehrlich und treuherzig aus der Seele herausgeredet, daß Konstanze ihr die Hand mit der Versicherung reichte, der Sperl und seine braven Bewohner würden nie von ihr vergessen werden, denn in ihrem Leben bilde die Zeit, die sie hier verlebt, einen wichtigen Abschnitt. Dann verließen sie das Putzstübel.

Frau Renzel erzählte, daß ihr der Poldel, ihr Sohn, versprochen habe, solange er lebe, soll das Putzstübel in demselben Stand gehalten werden, wie's jetzt noch sei. Für seine Buben freilich könne er nichts zusagen. „Da hat der Poldel auch Recht", bekräftigte die Sperlwirthin das Versprechen desselben . . . „wer kann für seine Kinder stehen? Auf meinen Seppel bin ich auch früher eine stolze Mutter gewesen und hab' ordentlich Respect vor dem Malefizbuben gehabt, wenn er mit einem Schober Bücher aus der lateinischen Schul' kommen ist. Das wird einmal ein Weltweiser, hab' ich gedacht; von sieben wissen's nur, der Seppel wird der acht' werden. O Jesus, Maria und Joseph, ich bin sauber ausgezahlt worden für den Hochmuth. Ein Nichtsnutz ist er geworden, ein Doctor, dem's kein Hündle mehr in die Cur gaben, weil's da gewiß wuß-

ten, daß es hin war. Und seit er auf den Kopf gefallen ist, nämlich damals, wo ... nun, gräfliche Gnaden wissen schon, an jenem schlimmen Abend, wo Sie bald darauf den Sperl verließen ... seit der Zeit ist der Seppel ein Frachter geworden, der neben den Pferden herschlendert und «Hoti» schreit. Ich frag' jeden Menschen, was hilft ihm nun das Lateinische und seine Doctorei?" Auch von dem Herrn von Starkow redete die Speilgruber, der ein außerordentlich Glück gemacht, denn die Kaiserin hätte ihn zum Offizier in der Arcierenleibgarde ernannt, und er habe wol dann und wann, wie die Großmam' noch gelebt, den Sperl besucht, aber seit der Zeit hätte er sich nicht mehr sehen lassen. Das wußte Gräfin Konstanze schon, der Toni hatte diese Neuigkeit auskundschaftet, aber mit ihm gesprochen hatte sie noch nicht, und das lag ihr an, weil sie hoffte, von ihm etwas über seinen Freund, den Professor, zu erfahren. Wie sie den Sperl verließen, rief ihnen Frau Renzel noch in den Wagen nach: „Vergessen gräfliche Gnaden das Wiederkommen nicht, wir sind ja alte Bekannte."

Die Kaiserin betrachtete die ihr von der Gräfin Erdödy zur Ansicht überreichten beiden Wrtby'schen Porträts mit sichtbarem Ernste. Da sie nur Gräfin Hanna hatte kennen lernen, vermochte sie auch nur über

die Aehnlichkeit deren Bildes mit dem dahingeschiedenen Original zu urtheilen. Freilich war das Aussehen der Gräfin Hanna, als sie ehemals in der Audienz vor der Kaiserin erschienen war, ein von Kummer und Gram entstelltes, wogegen das Portrait sie in blühender Schönheit darstellte, aber Gesicht und Grundzüge waren dieselben, die Aehnlichkeit wies sich zu auffallend, als daß sie hätte übersehen werden können. „Die Bilder hebe Sie ja wohl auf", empfahl die Kaiserin ihr ... „Manches hat einen Werth für uns, an den wir nicht im entferntesten denken. Ich halt's für ein besonderes Glück, daß Sie sie gerad' bekommen mußte ... ja, ja, Gottes Fügungen sind wunderbar und wir Menschen können nichts als in Demuth unser Haupt vor ihm beugen." Gräfin Erdödy verstand den Sinn der Worte der Kaiserin nicht, und die erhabene Frau um eine Erklärung zu bitten, würde wenig Schicklichkeit verrathen haben, da dieselbe das Gespräch schnell auf einen andern Gegenstand wendete.

Konstanze's Wunsch, mit dem Gardelieutenant Freiherrn von Starkow zu sprechen, wurde ihr durch Toni's Vermittelung erfüllt; aber sie erfuhr anfänglich nichts besonders Neues über Egon. Herr von Starkow erzählte ihr, daß auch er einer Untersuchung

unterworfen, aber bald entlassen worden sei, da ihm doch kein Verbrechen habe daraus gemacht werden können, Freundschaft mit dem Professor gehalten zu haben. „Er dankt Ihnen seine Rettung, wie mir Toni erzählt hat", entgegnete die Gräfin . . . „und ich glaubte, Sie würden vielleicht Kenntniß seines jetzigen Aufenthalts haben."

Lieutenant von Starkow fragte, ob nicht die Kaiserin Majestät, welcher doch mehr Mittel als ihm zu Gebote ständen, Nachrichten einzuziehen, ihr über des Professors jetzigen Aufenthalt etwas gesagt habe? Die Gräfin erklärte, daß Das, was sie von derselben erfahren, sie sehr beängstige, sie gedachte des Religionswechsels Egon's. Wie sehr der Gedanke sie beunruhige, sprach sich in ihren Worten und Blicken aus. Eine Thräne perlte an ihren Wimpern. „Ach, mein Herr, ist es nicht schrecklich zu wissen, von Dem auf ewig geschieden zu sein, an den uns zu erinnern wir für eine Tugend unsers Herzens erachten müssen?!" rief sie.

Der Lieutenant blieb schweigend; Konstanze schien schmerzlich von dieser Theilnahmlosigkeit berührt. Sie sagte mit vorwurfsvollem Ton: „Gewiß, er muß sich recht arm und verlassen gefühlt haben im fremden Lande, daß er sich durch diesen traurigen Schritt hat

Freunde suchen wollen, weil sein Freund seiner in der Heimat vergessen konnte, weil Alles, was er hier geliebt hatte, für ihn verscholl."

Herr von Starkow trat ihr näher. „Gräfliche Gnaden, ich habe ihn ebenso wenig vergessen, als Sie dies gethan haben", sagte er. „Daß ich Ihnen gegenüber Schweigen beobachtete, geht aus der einfachen Ursache hervor, weil ich Ihre Gesinnungen nicht kannte, und es wohl möglich sein konnte, daß im Laufe der Zeit durch Verhältnisse bestimmt, diese sich geändert hatten. Dies ist nicht der Fall und ich stehe nicht an, in der festen Hoffnung, daß die Kaiserin und Niemand von Ihnen erfahre, wo und wie Egon Little lebt, Ihnen zu sagen, daß zwischen ihm und mir ein natürlicherweise geheimgehaltener Briefwechsel besteht Trösten Sie sich, gnädige Frau, Egon hat seinen Glauben nicht verleugnet, er ist dasselbe treue Herz, wie er es hier gewesen." Konstanze stieß einen Laut der freudigsten Ueberraschung aus; Jener fuhr fort zu sprechen: „Ein von der Grenze nur vier Stunden entferntes Gebirgsdorf ist sein Asyl, dort ist er für die Armen ein segensreicher Helfer. Er lebt in dem Hause eines ehrwürdigen protestantischen Pfarrers, den ich persönlich kenne und von dem er wie ein Sohn geliebt wird. Das mag vielleicht die Ursache zu dem

Gerücht sein, welches ihn als Apostaten geschildert hat. Frau Gräfin, unter Männern von solchen schönen Eigenschaften des Geistes und Herzens, wie Egon und sein jetziger Freund, der erwähnte protestantische Pfarrer, sie besitzen, kann nie ein Herüberziehen des Einen oder des Anderen zu dieser oder jener Religion stattfinden, denn die Freundschaft zwischen ihnen ist nicht in der Gleichheit ihrer religiösen Ansichten begründet, nur in der Erkenntniß, daß sie dem Geist und dem Herzen nach miteinander verwandt, daß sie edle Menschen sind. Die Religion ist ihnen Privatsache, welche eben deshalb nicht und nie störend zwischen sie treten kann. Erlauben Sie mir zu bemerken, daß der Religionshaß eine große Thorheit, eine traurige Schwäche ist; fragen Sie sich, ob es denkbar sei, daß alle Die als Verlorene betrachtet werden können, die Gott auf andere Weise anbeten als Sie, und Ihr Herz, Ihr Verstand wird vor diesem abscheulichen Wahn erschrecken, der eine Gotteslästerung ist, weil er den ewigen Schöpfer menschliche Leidenschaften andichtet, während dieser doch erhaben über Alles ist und seine Liebe Alles geschaffen hat und umschließt."

Konstanze war nicht wenig erstaunt, solche Reden zu hören, die sie am wenigsten von dem Freiherrn

erwartet hatte. Eine kurze Pause folgte, dann fragte sie leise: „Warum sagen Sie mir das?"

„Frau Gräfin, ich will dadurch ein edles Herz von einer anerzogenen, es beängstigenden Meinung befreien."

Die Gräfin reichte ihm die Hand, die er küßte. „Ich danke Ihnen", sagte sie . . . „es mag wol wahr sein, daß wir solcher Thorheit anheimfallen, und ich glaube, daß sie ein recht trauriger Wahn ist, wie Sie sagen, denn ich habe seinen Einfluß schwer empfunden. Ich will darüber nachdenken. Aber glauben Sie mir, ich wäre auch des ewig verloren Gewähnten treue Freundin geblieben." Es war ein so schöner Ausdruck der aus sich selbst hervorgehenden Selbstverklärung ihres edeln Herzens in diesen Worten, gehoben durch einen Schimmer höhern Roths auf ihren Wangen, daß der Lieutenant ergriffen von ihrem Anblick ausrief: „Diese Freundschaft ist der Sieg des Lichtes über die Finsterniß!" Dann theilte er ihr noch mit, daß Egon, bekümmert um ihr Schicksal, in seinen Briefen stets ihrer erwähnt und von ihm Auskunft darüber erhalten habe; eine große Freude würde es jedoch dem fern Weilenden sein, wenn er auch von ihr ein paar Zeilen erhalte. Er, der Freiherr, werde diese in sein nur auf geheimen Wegen gehendes nächstes Schreiben

einschließen. Konstanze sagte das zu, wenn sie nämlich erst über ihre Zukunft in genauer Kenntniß sich befinden werde.

Daß die Kaiserin für diese thätige Sorge getragen, stellte sich sehr bald heraus, als nach Verlauf einiger Wochen der Senior der Erdödy'schen Verwandten nach Wien kam, um die verwitwete Gräfin persönlich nach Szomolan zurückzuführen. „Man muß diese Leute verachten", sagte die Kaiserin . . . „sie tragen gemeine Habsucht zu sehr als Aushängeschild; es fehlt ihnen das Gefühl, sie zu verbergen." Welche Vortheile die Kaiserin den Verwandten Erdödy's für deren Bewilligung, Szomolan als lebenslängliches Witwenthum Konstanze einzuräumen, zugestanden hatte, blieb der Letztern fremd, die erhabene Frau redete nicht davon. Das Recht der Nichtanerkennung Konstanze's als berechtigte Ansprüche machende Witwe des Grafen Sigismund war zu unbestreitbar auf Seiten der Erdödy'schen Verwandtschaft, als daß die Kaiserin eben einen andern Weg als den gütlicher Unterhandlung hätte einschlagen können. Die ganze Angelegenheit mußte im Dunkel gehalten werden, und dies wohl wissend, fanden sich ihres Gemahls Erben nur durch besondere Zugeständnisse der Monarchin bewogen, auf deren Wunsch einzugehen, Szomolan als

Witwensitz Konstanze zuzuerkennen, jedoch mit dem Vorbehalt, daß die Nutznießungen, die mit dem Besitz dieses Waldschlosses verbunden waren, nicht ihr gehörten, die Gräfin keine Veränderungen in den Baulichkeiten des Schlosses vornähme und nach deren Tode oder für den Fall einer Wiederverheirathung der Besitz des Schlosses auf die Verwandten des Grafen Sigismund zurückfalle. Konstanze unterschrieb diesen von der Kaiserin bestätigten Vertrag. Da die erhabene Frau bemerkte, wie schmerzlich diese Demüthigung auf die Gräfin einwirkte, sagte sie gütig: „Nehme Sie sich das nicht zu sehr zu Herzen, bedenk' Sie, daß ich mich für Ihre Mutter erklärt hab', und daß die Erdödy nicht Ihr eine Gnade erweisen, sondern gut dafür von mir bezahlt worden sind. Diesen Leuten ist Sie gar keine Dankbarkeit schuldig, hört Sie? Das Schloß ist lebenslang das Ihre, und ein Jahrgehalt, den Sie fortan aus meiner Kasse bezieht, macht Sie vollkommen von ihnen unabhängig. Und einen Trost will ich Ihr auch mit in die Einsamkeit Ihres Waldschlosses geben. Lese Sie.“ Mit diesen Worten reichte die Kaiserin ihr ein Papier. Es war eine Auffoderung an den Kreishauptmann eines der der schlesisch-preußischen Grenze nahen Districts, durch List sich des in dem preußischen Dorfe *** lebenden Dr. Egon

Little zu bemächtigen und ihn nach Brünn zu bringen, denselben mit aller Schonung zu behandeln und die Meldung von der Ausführung dieses Befehls sogleich nach Wien zu befördern. Konstanze hätte fast im Schreck, den ihr dieser von der Monarchin bereits unterzeichnete Befehl verursachte, das ihr bekannte Geheimniß des Lieutenants von Starkow verrathen. Die Kaiserin deutete ihre Verwirrung jedoch anders, sie glaubte darin nur den Kummer zu erblicken, der die Erinnerung an Egon's Uebertritt bei ihr erwecke. „Da sieht Sie, meine Liebe, was ich für Noth habe und welche Mittel ich anwenden muß, um die Leut' nicht verloren gehen zu lassen", sprach sie . . „nun, ich hoff' zu Gott, daß er kein verblendeter halsstarriger Mensch sein, und sein großes Unrecht einsehen wird. Erwarte Sie auf alle Fälle von mir Nachricht darüber." Der Kaiserin Abschied von Konstanze war so herzlich wie der einer Mutter von ihrem Kinde. „Für Sie ist gesorgt, wenn mir auch was Menschliches passiren sollte", sagte sie . . . „aber ich hoff' schon, Sie wiederzusehen. Gehe Sie mit Gott und bet' Sie oft für Ihre wohlgeneigte Kaiserin."

Der Toni mußte den Lieutenant von Starkow rufen, dem Konstanze die Maßregel der Kaiserin in Betreff der Habhaftwerdung Egon's mittheilte. „Er

würde sicher auf österreichischem Grund und Boden verloren sein, wenn er in die Gewalt der Geistlichkeit fiele, die Kaiserin hätte in diesem Fall keine Macht ihn zu schützen", bemerkte Jener nachdenkend; „aber es ist ein Glück, um diese Maßnahme zu wissen, er muß gewarnt werden und ich werde dies heute noch thun." Obwol die Gräfin in ihrem Herzen gewissermaßen einen Vorwurf empfand, der Kaiserin Gnade zu mistrauen, so war sie doch nicht im Stande, Herrn von Starkow's Befürchtung, daß Egon innerhalb Oesterreichs Grenzen kein beneidenswerthes Geschick finden dürfte, zu entkräften. Er stellte zu schlagende Beispiele von der Macht in Oesterreich waltender Verhältnisse auf, die so fern der Kenntniß der Kaiserin lägen, als daß sie diese jemals beherrschen könne, weshalb Konstanze sich viel zu sehr geängstigt fühlte, um seinem Entschluß zu widersprechen. Sie hatte den einzigen Trost, zu wissen, daß Egon seinem Glauben treugeblieben sei.

Frau von Gutenberg brachte ihr noch den Abend vor ihrer Abreise von Wien nach Szomolan ein Päckchen von der Kaiserin, welches sie jedoch erst nach ihrer Ankunft im Waldschlosse öffnen solle. Auch vom Sperl und der braven Speilgruber'schen Familie hatte die Gräfin Abschied genommen, und ein prächtiger Au-

gustmorgen sah sie mit Cäcilie und dem treuen Toni unter Geleit des Seniors der Erdödy'schen Verwandtschaft auf dem Wege nach Presburg. Wenige Tage später langten sie in Szomolan an. Heiliger Friede ruhte auf der stillen Waldgegend und hieß sie willkommen. Welche schmerzliche und doch wieder auch schöne Erinnerungen knüpften sich für Konstanze an dies jetzt so einsame Schloß! Als die die Wiedereinrichtung begleitende geräuschvolle Zerstreuung beseitigt war, öffnete die Gräfin das ihr von der Kaiserin durch Frau Gutenberg zugeschickte Packet. Es enthielt ein von der Monarchin unterzeichnetes Document, kraft welchem Konstanze ein ihr für ihre Lebenszeit aus der presburger Hauptsteuerkasse zu zahlendes Jahrgehalt von 10,000 Gulden zu beziehen ermächtigt wurde, mit der beigefügten Bemerkung, daß ihr Nachfolger auf dem Thron jede Aenderung daran zu unterlassen habe. Ein zweites Document, mehre kaiserliche Siegel auf dem Umschlag tragend, wies die Aufschrift: „Erst nach meinem Tode zu eröffnen.“ Konstanze erkannte die Schriftzüge der Kaiserin.

„Ist es nicht wunderbar, wie Glück und Unglück in meinem Leben wechseln?“ fragte die Gräfin die schweigend neben ihr sitzende Cäcilie, und fügte hinzu: „Ach, meine liebe, theure Freundin, laß uns unsere stille

Welt hier verschönen, Herz um Herz, Liebe um Liebe ... wir werden dann die Glücklichsten sein, weil wir uns selbst gehören. Eine Stimme in meinem Innern sagt mir, wir werden auch Den wiedersehen, an den wir Beide in treuer Freundschaft denken."

„Egon!" flüsterte die kleine Misgestaltete mit purpurglühenden Wangen. Von unten aber vorm Schloß und einen vielfachen Widerhall an dessen Umgebung, dem geschlossenen langen Halbrund der Waldbäume, erweckend, schallte des Toni Heimatslied:

Grüß di God, lieba steirischa Bua,
Und geh sog ma's, wia gehts bai enk zu?
Wia is denn da z'leben, oda tuats brav Schne geben?
Tua ma d' kloar Woarheid sag'n, umsonst tun i di nit frag'n.

IV.

Der goldene Schein des Friedens, dessen Deutschland genoß, war nur eine trügerische Hülle der geheimen Machinationen der österreichischen Politik, eine Eroberung anzubahnen, mit welcher die Zeitgenossen überrascht werden sollten. Indeß der Wächter im Norden Deutschlands, der altgewordene Preußenkönig Friedrich II., hielt scharfes Augenmerk auf alle die Ruhe des großen Ganzen im Geheimen untergrabenden Vornahmen von Seiten Oesterreichs, um zur rechten Stunde diese im Verborgenen gepflegten Entwürfe zu durchkreuzen und zu zerstören. Er war der Gideon Deutschlands, der nicht erst der Probe mit den Fellen bedurfte, wie der biblische Held dieses Namens, um die Ueberzeugung zu fassen, daß er siegreich sein werde gegen den starken Feind, welcher in geheimnißvoller Thätigkeit sein einmal gefaßtes Vergrößerungsproject weiterführte. Der Hof von München

und der des Kurfürsten von Pfalzbaiern waren die Angelpunkte Oesterreichs und zugleich wichtige Augenmerke für das politische Wächteramt Preußens. Während Oesterreich am Hofe des pfälzer Kurfürsten alle Hebel in Bewegung setzte, den Beichtvater des genannten Kurfürsten, Frank, einen Mann von großem Einfluß und fanatischem Glaubenseifer, für sich gewonnen hatte, und auch die unwürdigen Wege nicht verschmähte, durch Hülfe der kurfürstlichen Maitressen und sonstigen Günstlinge auf diesen sinnlichen kleinen Reichsfürsten zu wirken, daß er der Thronfolge in Baiern bei vorkommendem Todesfall seines Vetters, des dortigen Kurfürsten, zu Gunsten Oesterreichs entsage, hielt es auch in München selbst, in der Person der Gräfin Trautson, eine Agentin, welche ganz geeignet schien, den wiener Politikern in die Hände zu arbeiten.

Am Hofe zu München lebte die Schwägerin des pfälzer Kurfürsten, die verwitwete Herzogin Clemens, Maria Anna von Baiern, eine energische Gegnerin der österreichischen Pläne, und es war von Seiten des Staatskanzlers Fürsten Kaunitz ein sehr richtiges Calcül, in die Nähe dieser so einflußreichen Prinzessin eine geistvolle Beobachterin zu bringen, um der durch den Eifer der Herzogin mannichfach veränderten Situation

der politischen Intrigue immer Herr zu bleiben. Der am wiener Hofe accreditirte kurbairische Gesandte Graf Königsfeld hatte auch von dem Eclat im Trautson'schen Hause und der die Gräfin Angelica, der bis dahin in so hoher Gunst bei der Kaiserin stehenden Dame, betroffenen Ungnade berichtet, und die Folge dieses Berichts war sehr richtig von dem Staatskanzler vorausgesehen worden. Als die Gräfin, angeblich auf einer Reise nach der Schweiz, um sich dort am schönen Genfersee, wo die damalige haute volée aus allen Ländern Europas sich Rendezvous gab, niederzulassen, eine zeitlang in München verweilte und als Dame von Rang und Reichthum sich gerirte, kam sie auf feine Weise in die Nähe der Herzogin und vergaß im Umgange mit dieser hohen Dame bald ihren Vorsatz, eine Bewohnerin der reizenden Ufer des Genfersees zu werden. Von Seiten der Herzogin war es ebenfalls eine Maßregel der Klugheit, eine von der Kaiserin so tief beleidigte Dame an sich zu fesseln, umsomehr, da diese als entschiedene Gegnerin der Kaiserin sich zeigte und, wie sich herausstellte, nicht nur mit den geheimen Entwürfen Oesterreichs ziemlich vertraut war, sondern auch, wie sie gesprächsweise angedeutet hatte, mit ihr insgeheim noch befreundet gebliebenen einflußreichen Personen am Hofe zu Wien

in Verbindung treten wolle. Die Erkenntniß, welchen Vortheil die Gräfin in dieser Beziehung den Bestrebungen der Herzogin-Witwe, ihren kurfürstlichen Schwager von der Pfalz aus den Schlingen der österreichischen Cabale zu befreien, gewähren könne, wurde gleichzeitig durch das Wohlgefallen an dem Umgange mit der Gräfin unterstützt, und der Hof von München hatte bald das Vergnügen, eine herzinnige Freundschaft zwischen diesen beiden hohen Frauen zu bewundern. Niemand war mehr in die Möglichkeit versetzt, eine genaue Kenntniß aller mehr oder minder bedeutenden Maßnahmen in der erwähnten Staatsintrigue zu erwerben, als Gräfin Trautson, deren Talent der Verstellungskunst, deren Geschicklichkeit im Verhüllen ihres eigenen Thuns in Wien einen seltenen Triumph gefeiert hatte.

Ihre Ehe war anfänglich die scheinbar glücklichste gewesen, wenigstens fühlte sich Graf Trautson ganz im Bewußtsein der schönen Täuschung, er sei auch der Gegenstand der Liebe seiner Gemahlin; indeß dieser Traum des Glücks verschwand, als die Gräfin die Unleidlichkeit ihres ehelichen Verhältnisses mehr und mehr empfand und daran dachte, sich schadlos zu halten für die Unannehmlichkeiten, welche der Zwang ihr auferlegte. Da der Stolz eine ihrer stärksten Leiden-

schaften war, so fühlte sie sich ungemein geschmeichelt, wenn sie bemerkte, wie junge Männer glühende, verlangende Blicke auf sie richteten, und diese Bemerkung rief die stärker in ihren Wünschen hervortretende Neigung zu heimlichen Genüssen bei ihr zur vollen Geltung. Trotzdem sie diese Neigung vor Aller Augen zu verbergen wußte, daß kein Makel ihren Ruf befleckte, so erspähte ihr Gemahl doch, aufmerksam gemacht durch die von ihrer Seite gegen ihn bezeigte Verringerung der Vertraulichkeit und fast sichtbarer Zunahme einer Kälte in ihrem Benehmen, dies wohlverschleierte Geheimniß. Vielleicht besaß er keine stärkere Fähigkeit zu irgendeiner andern Eigenschaft des Temperaments als zur Eifersucht, und es erfolgten harte und unangenehme Auftritte zwischen ihm und ihr, aus denen sie indeß jederzeit als Siegerin, wenn diese Bezeichnung für eine um Rechtfertigung nicht sehr verlegene Heuchlerin anzuwenden ist, hervorging. Obwol Angelica durch das Bewußtsein, daß ihres Gemahls Eifersucht leicht erregt sei, nur zu größerer Vorsicht aufgestachelt wurde, so konnte sie doch nicht hindern, daß bei der sorgfältigsten Verhüllung ihrer verbrecherischen Geheimnisse gegen ihren Gemahl derselbe zuweilen zu Ahnungen dieser stillen Sünden gelangte. Zwischen Beiden fand sonach ein kleiner Krieg statt, welcher

von ihnen mit schlauer Ueberlegung geführt wurde, indem der Eine den Andern zu überlisten versuchte.

Um ihren Ruf zu erhalten, vermied Angelica jede engere Vertraulichkeit mit den Cavalieren des Hofes; gegen diese wies sie sich stolz und als strenge Lucretia; aber es gab eine Menge junger und schöner Edelleute, die von dem Kaiserhofe sich angezogen fühlten, um daselbst ihr Glück zu machen. Indeß das „Fortunemachen" fand viele Schwierigkeiten, eben wegen der Vielzahl Derjenigen, welche darauf ausgingen; nur Wenigen gelang es, und zwar Denen, welche besonders empfohlen waren, oder durch ihre äußere Erscheinung oder durch geistige Vorzüge sich zu empfehlen wußten. Gräfin Trautson verstand diesen Umstand zu benutzen und konnte fest darauf rechnen, daß, wenn es ihr anlag, einen oder den andern dieser jungen Glücksritter zu fesseln, sie gar keiner Mühe bedurfte, dies in Ausführung zu bringen. Welcher junge Cavalier würde den Lockungen einer ebenso einflußreichen als schönen Dame widerstanden haben! War der junge Graf Paradeis auch nicht unter die Zahl der Glücksritter von Hause aus zu rechnen, so war er doch in derselben Absicht nach Wien gekommen, um daselbst eine Laufbahn im Staatsdienst sich zu gründen.

Sein Name war indeß ein für das Ohr der Kai-

ſerin ſehr übelklingender, da er ſie an die Erhebung der Böhmen gegen ſie bei ihrem Regierungsantritt erinnerte. Sein Vater hatte unter die damals aus Böhmen Verwieſenen gehört und war in der Verbannung geſtorben. Gute Freunde hatten dafür Sorge, daß das Beſitzthum der Paradeis unangetaſtet blieb und dem einzigen Sohn des Grafen zufiel, als dieſer nach des Vaters Tode nach Böhmen, ſeinem Heimatslande, zurückkehrte. Dieſer junge Cavalier trug im Herzen allerdings keine Hinneigung für das Kaiſerhaus, von dem aus ſo ſchweres Strafgericht über die edelſten böhmiſchen Geſchlechter verhängt worden war, aber er fand es für zweckmäßig, den Verhältniſſen inſoweit Rechnung zu tragen, als er, wie ſchon geſagt, eine Anſtellung im Staatsdienſte zu erlangen ſtrebte.

Der junge ſchöne Mann wußte ſich der Gräfin durch ſein Benehmen zu empfehlen und überzeugte ſich bald, daß die Anknüpfung eines geheimen Verhältniſſes mit ihr keine unüberwindliche Schwierigkeiten finden würde. Er liebte ſie wirklich und foderte ſie auf, ihn auf die Probe zu ſtellen. Angelica verlangte nichts weiter, als er ſolle, wenn ihre Gunſt zu erlangen ſein einziges Streben ſei, auch dafür Sorge tragen, daß ſelbſt im Fall eines möglichen Verraths

des zwischen ihnen einzuleitenden geheimen Verhältnisses ihre Ehre unantastbar bleibe. Graf Paradeis gelobte das, und Gräfin Trautson fand es für nöthig, daß er, um etwaige Blicke der Lauerer abzuleiten, dem Fräulein von Möllart, einer dem ganzen Hofe als kalt und für Alles gleichgültig bekannten jungen Dame den Hof mache. In dieser wohlüberlegten Täuschung beruhte auch die spätere Rechtfertigung Angelica's in den Augen der Kaiserin, da Fräulein von Möllart bestätigte, daß Gräfin Trautson sie durch Zureden für den Grafen zu gewinnen versucht habe. Es war nicht denkbar, wenigstens erschien es der Kaiserin nicht so, daß Gräfin Angelica, von einem andern Motiv geleitet, die Rolle einer Vermittlerin bei der Möllart gespielt habe, um des Grafen Werbung bei derselben zu unterstützen.

Daß ihr Gemahl den Grafen Paradeis zu ihren Füßen kniend, um Liebe flehend überrascht hatte, gehörte unter jene unglücklichen Zufälle, welche oft im Leben der Menschen eine so große und verhängnißvolle Rolle spielen. Das Aufsehen, welches die Handlungsweise Trautson's gegen den Grafen Paradeis machte, konnte von dem Letztern nicht gleichgültig hingenommen werden, die Gesetze der Ehre geboten ihm, denselben zu fodern. Trautson, zu feig, um der Fode-

rung zu genügen, zeigte der Kaiserin dies Attentat des Verführers seiner Gemahlin an, und die erhabene Frau befahl sofort die schleunigste Entfernung des Grafen in seine Heimat Böhmen, während Trautson zu ihr beschieden wurde. Obwol er das Billet, welches ihm am Morgen desselben Tages, in dessen Abendstunden er den Grafen Paradeis auf die empörendste Weise aus seinem Salon durch seine Lakaien hatte bringen lassen, in die Hände gefallen war, der Kaiserin zur Durchsicht vorlegte und sich auf den Inhalt desselben berief, der klar und deutlich von einem abscheulichen Verhältniß zwischen Beiden Zeugniß gäbe, so konnte doch die erhabene Frau keinen Beweis darin gegen Angelica entdecken. Das Billet wies allerdings die schwärmerischsten Ergießungen eines liebeglühenden Herzens, aber sie waren nicht so bestimmt gehalten, daß sie nicht mit demselben Rechte einer andern Person gelten konnten. Das Ende dieser Audienz fiel sehr ungünstig für Graf Trautson aus, sein Eifersuchtseifer hatte ihn der Kaiserin gegenüber zu wenig die Worte abwägen lassen, die Monarchin sagte ihm darüber in ihrer heftigen Weise harte Vorwürfe und befahl ihm, sich auf eins seiner Güter zu begeben.

Auf Veranstaltung der Kaiserin fand sich Angelica

einige male im Geheimen zur Abendzeit im schönbrunner Garten ein, wo sie von Frau Josepha von Gutenberg durch eine für sonst Niemand gangbare Pforte eingelassen wurde. Hier gab es keinen Lauscher, und die Kaiserin wies sich so gütig und huldvoll, als sie sich nur gegen Jemand bezeigen konnte, dessen Ehre auf das ungebührendste verletzt worden war. „Ich hätt' nicht geglaubt, daß Ihr Trautson ein solch' Ungethüm sein könnte, wie er sich gegen mich benommen hat", bemitleidete die erhabene Frau sie ... „was muß Sie Aermste für ein traurig Bisserl Leben mit dem Mann geführt haben! Aber Sie hat auch nie ein Wörtl davon verlauten lassen, daß man dem unartigen Patron ein mal die Perucken hätt' zustutzen können. Warum hat Sie's nur so verschwiegen?"

„O meine gütigste, gnädigste kaiserliche Majestät, würde es mir wol angestanden haben, die Leiden meiner Ehe zu veröffentlichen?" rief Angelica ... „mußte ich sie nicht als ein Geheimniß tragen, da er mein Gemahl ist? und wer redet gern von Dem, was ihn im Innersten des Herzens so tief verletzt? Meine eigene Ehre war es, die mir Schweigen als unerläßliche Pflicht auflegte. Ich glaubte recht zu thun gegen mich und ihn."

„Behüt' mich Gott, daß ich Sie darum tadeln

wollte!“ entgegnete Maria Theresia . . . „nein, nein, Sie hat ganz Recht gehabt. Die Eh' ist ein Geheimniß zwischen Mann und Frau, und eine Verlautbarung nur geringer Dinge aus diesem Geheimniß schon ein Verbrechen. Im Guten und im Bösen muß man das Geheimniß heilig bewahren.“ Es wäre nicht möglich gewesen, daß die Gräfin sich je fester in der Gunst der Monarchin hätte fühlen können als eben jetzt. Diese überhäufte sie mit den Beweisen der zärtlichsten Zuneigung, und da Angelica sich bereiterklärte, die vom Fürsten für sie angedeutete Mission am münchener Hofe zu übernehmen, so unterrichtete sie diese in allen Plänen, welche Oesterreich hinsichtlich der bairischen Erbfolge verfolgte. Der wiener Hof, welcher nichts von den geheimen Zusammenkünften der Kaiserin und der Gräfin im schönbrunner Garten ahnte, blieb in dem Glauben, Angelica habe sich freiwillig von dem Schauplatz zurückgezogen, um jeder ihr vielleicht unangenehmen Begegnung zu entgehen, und da sie doch nicht mehr habe bei Hofe erscheinen können, sei ihr Entschluß, Wien zu verlassen, das Klügste, was sie hätte thun können.

Den Abend vor ihrer Abreise ließ sich der Lieutenant Herr von Starkow bei Gräfin Trautson melden und wurde, da er als von der Kaiserin geschickt sich

ankündigte, vorgelassen. „Ich komme, gnädige Gräfin, um Ihnen Glück zu der Laufbahn zu wünschen, welche Sie nun beginnen wollen“, sagte er nach seinem Eintritt . . . „Sie werden bestimmt große Resultate erzielen, ich bin es im voraus überzeugt, denn Sie sind Meisterin der Kunst, die Herzen zu gewinnen, und wenn auch der politische Missionar nicht auf Herzensjagd ausgeht, so nimmt er doch die Beute als gelegentlichen Gewinn mit, da ihm derselbe Vortheile bringen kann.“

Angelica vermochte nicht, so sehr sie auch ihre eigene Selbstherrscherin war, die unangenehme Ueberraschung zu verbergen, die ihr nicht nur der unerwartete Besuch Kasimir's, sondern noch vielmehr dessen Rede verursachte. Sie wollte ihn durch kalten Stolz zurückschrecken und antwortete daher: „Ich verstehe Sie nicht, Herr Lieutenant. Da ich wegen meiner morgenden Abreise für diesen Abend noch sehr beschäftigt bin, so ersuche ich Sie, sich kurz zu fassen. Wer sendet Sie?“

„Ich mich selber, gnädige Gräfin. Ich konnte mir das Glück unmöglich versagen, den Anblick einer so tugendhaften Dame noch ein mal zu genießen.“

„Mein Herr!“ rief Angelica entrüstet.

„Gnädige Gräfin", entgegnete jener mit dem sichern Bewußtsein seiner dominirenden Stellung ihr gegenüber . . . „die drei Jahre, die ich nun im Dienste des Kaiserhauses verbracht habe, sind für mich nicht ohne Bereicherung großer Kenntnisse vorübergegangen, und daß ich Wahrheit spreche, werden gräfliche Gnaden selbst mir zugestehen, wenn Sie berücksichtigen wollen, daß es wenigstens ein sicheres Zeichen von guter Ueberlegung ist, mich jetzt bei Ihro Gnaden eingefunden zu haben, wenige Stunden vor Ihrer Abreise, wo nicht nur das abendliche Dunkel, sondern auch die kurze Zeit bis zum Morgengrauen mir hinlängliche Sicherheit vor Verrath meines Besuchs bei Ihnen bietet."

Die Gräfin schwieg eine Weile, dann fragte sie in leichtem hingeworfenen Tone: „Was ist der Zweck Ihres Besuchs?"

„Die Politik ist seit einiger Zeit mein Lieblingsstudium, ich wünsche mich durch eine frische, lebendige Anschauung in dieser Branche des Staatsdienstes auszubilden."

„Ich bedauere nichts für Sie thun zu können, ich siedle nach der Schweiz über . . ."

„Es heißt so, ich weiß wohl, Ihre Ordre lautet aber für München, die Nähe der Herzogin Clemens zu suchen."

„Mein Herr!"

„Frau Gräfin, ich bin so gut von Allem unterrichtet, daß es nur eine thörichte Vergeudung der Zeit wäre, wollten Sie die Rolle der Leugnenden spielen. Wie ich in den Besitz dieser Kenntnisse gekommen, kann Ihnen gleich sein. Genug, ich kenne das geheimnißvolle Spiel, das Fürst Kaunitz durch Sie zu München versucht, und ich glaube, wenn er nie eine glückliche Idee gefaßt hätte, so würde man ihm jetzt zu dieser gratuliren können. Sie wird gelingen, denn sein guter Genius hat ihm mit derselben zugleich auch das Mittel in Ihro gräflichen Gnaden Klugheit verliehen, sie glänzend durchzuführen ..." Es folgte eine kurze Pause, die Gräfin unterlag der unangenehmen Empfindung, sich verrathen zu sehen, indeß war sie trotzdem nicht gesonnen, dem Lieutenant das Feld zu lassen, obwol sie ihm gegenüber eine Anwandlung von Furcht fühlte. Sie erkannte sehr richtig, daß es in diesem Augenblick mehr als Thorheit sein würde, ihre Mission zu leugnen; nur durch gewandtes Eingehen auf sein Wollen konnte sie sich vielleicht zur Herrin der Situation machen. Sie versuchte ein Lächeln zu erkünsteln und sagte in scherzendem Tone: „Sie sind sehr artig, Herr von Starkow, mir solche Eloge zu machen, und werden mir gewiß erlauben, daß

ich dagegen die angenehme Pflicht erfülle, Ihnen zu der Lieblingsneigung, der, wie Ihre Worte andeuten, Sie sich in die Arme geworfen haben, aufs herzlichste Glück zu wünschen. Hahaha! ein Lieutenant der kaiserlichen Arcierenleibgarde — und Politik!"

„Nicht wahr, meine Gnädige, das ist sonderbar?" entgegnete Jener in den heitern Ton einstimmend . . . „aber das Sonderbare macht Glück und ich hoffe, wenn ich mich von Ihro gräflichen Gnaden verabschiedet haben werde, mir sagen zu können, ich habe in der schweren Kunst, politisch zu handeln, einen glänzenden Anlauf genommen."

„Und was nennen Sie Politik?"

„Die Möglichkeit, den Gegner entweder zu täuschen oder sich die Mittel anzueignen, ihn unserm Willen zu unterwerfen", war des Lieutenants Antwort . . . „in dem ersten Falle haben Sie Unübertreffliches geleistet. Die Kaiserin glaubt, daß Sie bezüglich der skandalösen Geschichte zwischen Ihrem Herrn Gemahl und dem Grafen Paradeis eine verkannte Heilige sind. Ich mache Ihnen mein Compliment, Frau Gräfin."

„Wenn Sie nur gekommen sind, mich zu beleidigen, mein Herr, so werden Sie es als natürlich und

folgerecht finden, daß ich mich Ihrer Gegenwart entziehe", erwiderte Angelica ernst . . . „Ihr Benehmen empört mich."

„Empört werden kann nur eine edle Seele, auf dieses Vorrecht haben Sie keinen Anspruch, Frau Gräfin", sprach Kasimir mit dem ruhigen Tone eines Mannes, der seine Ueberlegenheit kennt. Angelica trat ein paar Schritte zurück, dann neigte sie ein wenig das Haupt wie zu einer pflichtmäßigen Verabschiedung und entfernte sich langsam. Ehe sie noch das Zimmer verließ, sagte der Lieutenant laut: „Sie werden Wien morgen nicht verlassen."

Die Gräfin wendete sich stolz auf der Schwelle der bereits von ihr erreichten Thür zum Nebenzimmer nach ihm um mit der Frage: „Wer will das hindern?"

„Ich, Frau Gräfin, da ich die Beweise besitze, durch welches Calcül Sie dem Verdacht einer Liaison mit Graf Paradeis sich zu entziehen verstanden. Hier sind Ihre Billets an denselben, durch sie empfängt der Kaiserin Majestät eine andere Ansicht Ihrer vermeintlich hartgeprüften Tugend, Ihr Gemahl Graf Trautson ist gerächt, denn aus diesen Billets geht es unleugbar hervor, wie sehr seine Ehre durch Sie, seine Gemahlin, verletzt wurde . . ." Die Gräfin war so sehr vom

Schreck ergriffen, daß sie gleichsam versteint, unbeweglich unter der Thür stehen blieb. Der Lieutenant ließ sich dadurch nicht beirren, er redete in derselben ruhigen Weise weiter: „Auch besitze ich noch jenes Billet von Ihnen an mich, meine Gnädige, in dem Sie mich zur Rettung des Professors Dr. Little auffoderten. Es dürfte allein schon hinlänglich sein, der Kaiserin Majestät über Sie aufzuklären.“ Der Eindruck, welchen diese so ruhig und ernst ausgesprochene Drohung auf die Gräfin bewirkte, dürfte nur mit der Wirkung eines Blitzstrahls zu vergleichen sein, der betäubt und lähmt. Wie haltlos sank sie an die Thür zurück.

Herr von Starkow trat zu ihr, er schaute in ihr vom Schreck leichenblaß gewordenes Gesicht und sagte dann mit einem Anflug von Humor: „Gräfliche Gnaden sind nun gewiß überzeugt, daß ich mich beeifert habe, Ihrer Freundschaft würdig zu werden. Sie haben das gelinde Mittel der Politik, zu täuschen, auf das glücklichste in Anwendung gebracht, ich das meiner Natur mehr zusagende drastische. Wir kennen einander genugsam, und wenn ich auch nicht mehr die Auszeichnung genieße, in nähern geheimen Verhältnissen wie ehedem zu Ihnen zu stehen, so glaube ich doch mit gutem Recht Ihr Vertrauen aufs unum=

schränkteste beanspruchen zu können. Setzen Sie sich, Frau Gräfin, die Ueberraschung, die ich Ihnen bereitete, war von etwas zu starker Wirkung, Sie bedürfen der Erholung, denn ich habe mit Ihnen einige Verabredungen zu treffen, die wohl erwogen werden müssen.“ Während dieser Rede führte er sie zu dem Sopha und zog sich dann einen Sessel für sich zu demselben. Er blieb ruhig vor ihr sitzen und wartete, bis sie sich wieder gefaßt hatte. Als dies geschehen, fragte Angelica leise: „Was verlangen Sie von mir?“

„Nichts, was Sie nicht zu geben im Stande wären“, war seine Antwort. „Ich wünsche von Dem unterrichtet zu sein, was Sie hinsichtlich der verwickelten politischen Cabale in Ihrer künftigen Stellung am münchener Hofe in Erfahrung bringen und an die Kaiserin berichten.“

„Himmel, was verlangen Sie!“

„Wie, Madame, dünkt Ihnen etwas so Leichtes unausführbar, während Sie doch in Ihrem eigenen Interesse es als ein gutes Auskunftsmittel zwischen uns erkennen sollten?“ Da die Gräfin schwieg, nahm er, wie die Pause ausfüllen wollend, eins der von ihm wieder in die Tasche gesteckten Billets aus derselben und las laut vor sich hin: „Ich bin sehr zu=

frieden mit der Ausführung der Ihnen von mir übertragenen Rolle des zärtlichen Anbeters der Möllart... dies steinerne Götzenbild von einer Jungfrau paßt vortrefflich zur Hülle eines Geheimnisses, welches wie ein kleiner unsichtbarer Dämon meinen Gemahl umgaukelt, ohne daß er ihn sieht oder zu fassen weiß... Die Kaiserin ist eine jener guten alten Frauen, die von den Zinsen ihrer Tugend leben und sich recht wohlgefallen im Schimmer einer wohlfeil genug eingehandelten Heiligkeit. Sie..." In diesem Augenblick wollte die Gräfin ihm das Billet aus der Hand reißen; dieser Coup mislang jedoch. Lächelnd schob der Lieutenant das Billet in seine Tasche zurück und sagte höflich: „Ich danke Ihnen, gnädige Gräfin, für die Lehre, die Sie mir geben, und hoffe Ihnen beweisen zu können, welch ein gelehriger Schüler ich bin." Angelica schlug die Hände vor die Augen.

Fast eine halbe Stunde später empfahl sich der Lieutenant, indem er scherzend die Gräfin fragte: „Nun, meine Gnädigste, hatte ich nicht vollkommen Recht, als ich vorhin sagte, daß, wenn ich mich bei Ihnen verabschiedet haben würde, ich mir das Compliment machen könnte, in der Kunst, politisch zu handeln, einen glänzenden Anlauf genommen zu haben? Gedenken Sie meiner nicht mit Zorn, Gräfin. Sie

sehen, ich bin nicht so bös, wie Sie vor einer halben Stunde mich jedenfalls glauben mochten. Jeder verfolgt ein Ziel, und es ist natürlich, daß er oft zur Erreichung desselben die Unterstützung eines oder mehrer Andern bedarf. Diese so zu fesseln, daß sie ihm helfen müssen, ist meines Erachtens nach ein Zeugniß seiner politischen Fähigkeit. Unser Vertrag ist mündlich geschlossen, aber er ist trotzdem nicht weniger gültig, als wäre er mit tausend Siegeln versehen. Wo wollten Sie auch hin, um sich demselben zu entziehen? Europa hat keinen günstigen Raum für Sie, meine Gnädige, in dieser Hinsicht. Frankreich und Preußen sind mit Oesterreich auf dem besten Fuße, sie würden nicht zögern der Freundschaft wegen Sie auszuliefern; die deutschen Staaten kommen gar nicht erst in Anschlag, der Kaiser ist ja der Oberherr. Italien, die Türkei . . . ah, die letztere würde Ihrem Geiste wenig zusagen, die Frauen sind dort käufliche Waare, man intriguirt nur in den Harems. England, Schweden, Rußland, Polen, Spanien, die Schweiz . . . wahrhaftig, als Freund muß ich Ihnen jeden Gedanken an einen Rückzug in diese Länder widerrathen, wenn Sie nicht in ein obscures Düster sich verhüllen und freiwillig von der Höhe steigen wollen, die Sie bisher so wunderbar behauptet haben. Retourniren Sie von

Ihrer politischen Mission zu München, so händige ich Ihnen kraft unsers Vertrags diese Billets ein . . ." er deutete dabei auf seine Tasche. „Bis dahin, gnädige Gräfin, unveränderlich der Ihre. Auf fröhliches Wiedersehen!"

Angelica blieb in einer sehr unangenehmen Stimmung zurück, als er sie verlassen hatte. Sie fühlte sich gefesselt, ohne daß ihr eine Möglichkeit in Aussicht stand, dieses ihr auferlegte Joch zu brechen. Herr von Starkow hatte sie um ihrer eigenen Sicherung willen zu einer Intrigue gezwungen, welche, wenn sie verrathen wurde, sie ins Verderben stürzen mußte. Ihre Phantasie war lebhaft genug, ihr die Folgen einer Entdeckung vor die Seele zu führen, und sie zitterte bei dem Gedanken an die Möglichkeit, diese Folgen auf sich einstürmen zu sehen. Und doch war es wieder unmöglich, sich dem Vertrage mit ihm zu entziehen. Zum ersten male in ihrem Leben fühlte sich Angelica unsicher, verödet. Sie kam sich wie ein in Todesnoth nach dem Strohhalm greifender Schwimmer vor; um sich vor dem Abgrund zu retten, in den die Veröffentlichung der sich im Besitz des Lieutenants befindlichen Billets sie unwiderruflich gestürzt haben würde, hatte sie sich zu seiner Gehorsam leistenden Sklavin machen müssen. Brennendes Roth

überglühte ihre Wangen, die Scham schnitt so schmerzlich in ihr stolzes Herz, daß unwillkürlich ihren Augen Thränen entfielen. Sie schauderte bei dem Gedanken, daß ihr Leben bisjetzt nichts als eine verfehlte Speculation sei, und so eifrig sie sich auch bestrebte, diesen entsetzlichen Gedanken abzuweisen, so war sie dies doch nicht im Stande. Er peinigte sie empfindlich.

Jetzt erst empfand sie die Schwere des Alleinseins, sie hatte keine Freundin, die ihr Theilnahme bezeigt hätte; der Hofton ist zu arm für Worte der Freundschaft, und dieser Ton hatte bisjetzt ihr Leben durchklungen, er war eine traurige Lüge, der Verbündete der engherzigsten Heuchelei ... jetzt wußte sie es. Ihre Mutter, der gegenüber sie nur selten die Maske lüftete, hatte sich mit harten Vorwürfen von ihr abgewendet, als der Auftritt im Trautson'schen Hause so große Schmach auf sie brachte. Die alte Dame hatte sich auf ihr Familiengut zurückgezogen, welches nach dem Tode ihres Gemahls ihr als das am wenigsten, obgleich stark verschuldete Eigenthum geblieben. Graf Losy war durch das glänzende Leben am Hofe und durch stark von ihm getriebenes Hazardspiel total ruinirt. Niemand ahnte dies Verderben des vornehmen Herrn, bis die Entwirrung seiner Finanzen nach seinem Tode Kunde davon gab. So gleichgültig

und im Gegentheil sogar erfreulich auch für Angelica die Trennung von ihrem Gemahl war, so zerriß dieselbe doch eine ihrer größten Hoffnungen, die Aussicht nämlich, die Erbin seines großen Vermögens zu werden. Sollte es kein Mittel geben, ihn zu versöhnen? fragte sie sich. Als sie im Morgengrauen in den Wagen stieg, um Wien zu verlassen, fühlte sie sich tief erschöpft vom Denken, kein Schlummer war in den verflossenen Nachtstunden in ihr Auge gekommen; der erste Lichtstrahl der jungen Sonne fand ihr Gesicht bleich und übernächtig.

In den nächsten Tagen erzählte man sich in den Salons des hohen Adels, daß Gräfin Trautson Wien verlassen habe. Die Urtheile der Damenwelt über die Abwesende unterschieden sich sehr bedeutend von denen der Cavaliere, die überhaupt die Sache als nicht von so großer Bedeutung fanden, indeß doch sich genöthigt sahen mit einzustimmen, um sich nicht einen Krieg auf den Hals zu ziehen, der möglicherweise in der Kaiserin, wenn dergleichen Vertheidigung einer Sünderin derselben zu Ohr kam, einen ihnen sehr unliebsamen Mittelpunkt finden konnte. Deshalb machte eine an des Fürsten-Staatskanzlers Tafel von demselben geäußerte Phrase als offenbare Entschuldigung der Gräfin großes Aufsehen. Man war im Wechsel

der Unterhaltung auch auf die Gräfin zu sprechen gekommen, hatte deren Gemahl als Opfer der Untreue bedauert, und einige ältere Damen, denen jede Aussicht auf Eroberung durch Zeit und stark vertiefte Gesichtspartien entzogen war, ließen sich in etwas hämischen Bemerkungen hinsichtlich der Gräfin vernehmen.

Der Fürst hatte diesen Ergießungen der Feindseligkeit ruhig zugehört und nahm, als eine Pause eintrat, das Wort, indem er laut den am Ende der Tafel sitzenden Staatsreferendar von Binder fragte, ob er der Erzählung im Evangelio Johannis „von der Ehebrecherin" sich erinnere? Der Gefragte bejahte. „Nun, so sage Er mir, Binder, wer warf den ersten Stein auf sie?" „Niemand, Durchlaucht, denn es heißt: sie gingen hinaus von ihrem Gewissen überzeugt Einer nach dem Andern, von dem Aeltesten an bis zu dem Geringsten." „Die damalige Gesellschaft in Judäa war eine sehr dumme, sie steinigte sich in ihrem Fehler, die unserige hat keinen andern Vorzug, als daß sie die Steine mit dem Munde statt mit den Händen auf sich selbst schleudert, das ist ein Kunststück, das sie von der Civilisation profitirt zu haben vorgibt", sprach der Fürst und heftete unverwandt sein großes ruhiges Auge auf die splitterrichtenden Damen, deren

Verwirrung, sich zum Gegenstand einer solchen Zurechtweisung gemacht zu sehen, aufs höchste stieg. „In Frankreich ist man vernünftiger, man belächelt die Sünden der Galanterie, weil man nie vergißt, daß sie sehr menschlich sind. Gräfin Trautson würde in Frankreich von aller Welt entschuldigt werden in Rücksicht ihres so wenig Esprit habenden Gemahls."

Diese Phrase cursirte am nächsten Tage in allen aristokratischen Cirkeln Wiens, Niemand erlaubte sich eine Censur derselben, da von Seiten der Kaiserin, welcher man diese seltsame Vertheidigung der Gräfin durch den allmächtigen Minister zu Ohr zu bringen gewußt hatte, wenn auch nicht ausdrücklich, doch ziemlich beipflichtend Partei genommen worden war. Die erhabene Frau hatte leichthin darauf geäußert: „Es g'freut mich, daß der Fürst nicht Alles vergessen hat, was in der Heiligen Schrift zu lesen und zu beherzigen ist. Es soll nur Jeder fleißig hineinschauen in das heilige Buch und er wird dann schon zur Einsicht kommen, was gut und recht und wie schlecht es ist, lieblos über seinen Nebenmenschen herzuziehen." Eine solche Beistimmung von Seiten einer Frau, die zur Aufrechthaltung der Sittlichkeit die Keuschheitscommissionen erfunden hatte — welche vorzüglich in erster Zeit ihrer Regierung die Straßen Wiens so-

zusagen unsicher gemacht, denn weibliche Personen, welche ohne männlichen Schutz und ohne Rosenkranz in den Händen auf der Straße betroffen wurden, waren aufs unverantwortlichste angehalten worden, weil man bei ihnen unsittliche Beweggründe zum unbeschützten Ausgange zu vermuthen sich berechtigt fühlte — mußte Erstaunen erwecken, und die Folge des letztern war, daß man es für räthlich fand, die Erinnerung an Gräfin Trautson ruhen zu lassen. So verhallten bald die übeln Urtheile über sie.

Der Hof hatte hinlänglich Stoff zur Unterhaltung durch die Berichte, welche von den Begleitern des jetzt das neuerworbene Königreich Galizien durchwandernden Kaisers nach Wien an ihre Familien eingesendet, mehr als eine hübsche Anekdote enthielten. Besonders machte eine derselben den Weg durch alle Gesellschaftskreise Wiens, von den höchsten bis zu den niedrigsten, und war so ganz geeignet, die guten Wiener in den richtigen Humor zu versetzen.

Kaiser Joseph II. durchreiste die Provinzen nicht, deren Zustand er kennen lernen wollte, er durchstreifte sie in allen möglichen Richtungen zu Pferde, er langte unvermuthet an Orten an, die fern von den Straßen gelegen, nie auf die Gegenwart ihres Herrschers Hoffnung gehabt hatten. So hatte er die ganze nördliche

Grenze Galiziens entlang, von Kaminiec bis Krakau, mit seinen Begleitern zu Pferde durchstreift, als sie eines Tages nach Ueberwindung vieler Beschwerden und Unannehmlichkeiten und erschöpft von Strapazen in einem jüdischen Dorfe Halt zu machen beabsichtigten und durch eine Mahlzeit frische Kräfte zu sammeln hofften; aber sie fanden auch nicht das geringste Genießbare vor. Ihr Entschluß war schnell gefaßt. Jeder versprach in einer bestimmten Zeit eine von ihm selbst bereitete Speise auf den Tisch zu bringen. Sie zerstreuten sich daher im Dorfe und Jeder suchte etwas aufzutreiben: Eier, Brot, Obst, Butter u. s. w. Zur bestimmten Zeit ward servirt. Der Kaiser ging mit seiner Schüssel voran, die Generale folgten jeder mit der seinigen.

Es war natürlich, daß das kleine Abenteuer viel Heiterkeit bei Hofe hervorrief; die Reise des Kaisers bot für die Conversation einen höchst ergiebigen Stoff, welcher noch obendrein das besondere Gute hatte, daß er ein von allen gewöhnlichen Unterhaltungsgegenständen abweichender war. Erst im Spätherbst langte der Kaiser mit seinem kleinen Gefolge wieder in Wien an. Die Schilderungen, die er seiner erhabenen Mutter aus eigener Anschauung von dem Zustande der bereisten Provinzen machte, waren allerdings nicht

erfreulich, die Versunkenheit der Bewohner dieser großen Länder in geistiges wie materielles Elend überstieg jeden Begriff; um Glauben an die Möglichkeit dieser traurigen Zustände zu fassen, mußte man sich gleichsam aus dem Kreise der Civilisation hinausdenken lernen, was für Leute, die nur den Glanz des Lebens kennen, eine schwierige Aufgabe war. Es geschah Vieles zur Verbesserung, obwol das Alles vorderhand nur einem kalten Wassertropfen auf glühendem Stein glich.

Das erste nach der Rückkehr Joseph's gehaltene Appartement war ein außerordentlich besuchtes, die hohe Welt fand sich zahlreich ein. Die Kaiserin machte ihre gewöhnliche Spielpartie, man sah den kurbairischen und französischen Gesandten als Theilnehmer derselben. Diejenigen, welche Politik trieben, bemerkten in dieser Wahl eine Schmeichelei für Graf Königsfeld. Der Kaiser promenirte durch die Gemächer, seine Freundlichkeit gegen Alle entzückte. Die Koryphäen des Abends waren außer ihm seine Reisebegleiter, man versammelte sich um sie, um hübsche Reiseabenteuer zu hören, selbst der schweigsame Loudon, der immer vereinzelt in den großen Cirkeln sich befand, sah heute einen Kreis — Zuhörer um sich; wahrlich, Alles schien in einen Ausnahmezustand ver-

setzt zu sein, denn zufällig hatte sich auch die mit ihrem Gemahl, dem Herzog von Sachsen-Teschen zu Presburg residirende Lieblingstochter der Kaiserin, Erzherzogin Christine, eingefunden, und die beiden ältern, zu ihrem eigenen größten Leidwesen dem Klosterstande angehörenden Töchter der Kaiserin, die Erzherzoginnen-Aebtissinnen von Prag und Innsbruck, Marianne und Elisabeth, waren auch zugegen. Beide geistliche Damen voll Lebenslust und weltlichem Sinn, sehr unzufrieden mit ihrer kaiserlichen Mutter über das von ihr getroffene Arrangement hinsichtlich ihrer Personen, ließen ihren Verdruß nicht selten gegen dieselbe lautwerden, und die Erzherzogin Elisabeth besonders sprach sich ungescheut darüber aus, indem sie den Zwang, unter dem sie schmachten müsse, einen Schandfleck für die Kaiserin nannte. Da es für diese hohen Klosterfrauen nicht zu den Alltäglichkeiten gehörte, in der Gesellschaft sich erheitern zu dürfen, weil mütterliche Strenge sie fernzuhalten wußte und die Gesellschaft es auch für eine Seltenheit betrachtete, sie einmal unter sich zu sehen, so trug dies nicht wenig bei, den Reiz der allgemeinen Unterhaltung besonders zu erhöhen.

Der Kaiserin wurde im Verlauf des Abends von Frau Sopha von Gutenberg etwas leise ins Ohr

geflüstert, worauf diese sich sogleich vom Sessel erhob und zu ihren Spieltheilnehmerinnen „Habt's ein klein Bisserl' Geduld“ sagend, mit den Karten sich ins Vorzimmer verfügte. Dort harrte ihrer der Herr von Sonnenfels, der einzige Schriftsteller Wiens, der sich unterstand, in seinem Wochenjournal «Der Mann ohne Vorurtheil», ungescheut die Wahrheit zu sagen, die von mancher Seite her ihm sehr übelgedeutet wurde, was aber Sonnenfels nicht zurückschreckte, da er die Gunst der Kaiserin und des Kaisers besaß, in seinem Beginnen, Verfechter der Wahrheit und Todfeind aller Lüge zu sein, fortzufahren. Ehe Sonnenfels, sich tief verbeugend, der erhabenen Frau sein Anliegen vortragen konnte, hob diese, mit der Hand Haube und Haare aus dem Gesicht streichend und ihre Karten hastig drehend, an: „Was ist's? Secciren sie Ihn schon wieder? Was wollen sie Ihm denn? Hat Er etwas gegen uns geschrieben? Das ist Ihm von Herzen verziehen. Ein rechter Patriot muß wol manchmal ungeduldig werden. Ich weiß aber schon, wie Er's meint. Oder gegen die Religion? Er ist ja kein Narr! Oder gegen die guten Sitten? Das glaub' ich nicht. Er ist ja kein Sauvagen. *)

*) Ein obscöner Lustigmacher am sächsischen Hof.

Aber wenn Er etwas gegen die Minister geschrieben, da muß Er sich selbst heraushauen, da kann ich Ihm nicht helfen. Ich habe Ihn oft genug gewarnt."

„Allergnädigste Majestät, ich habe nur in meinem «Mann ohne Vorurtheil» die preußischen Einrichtungen im Steuersystem besprochen und den Wunsch hinzugefügt, daß auch bei uns in Oesterreich ein gleicher oder ähnlicher Maßstab in Rücksicht der Besteuerung getroffen werden möchte", entgegnete Sonnenfels.

„Ich glaub', das war einmal nicht klug von Ihm, mein Lieber. Nehme Er zum Beispiel zwei Leut' her und geb' Er Beiden eine und dieselbe Medicin, und nachher mach' Er Seine Beobachtung, wie's Beiden bekommt. Dem Einen kann's gut sein, dem Andern thut's gar nichts oder wird ihm erst recht schlecht drauf. Schau Er, Sonnenfels, die Steuersach' ist auch eine Medicin, eine Laxanz, nichts Anderes, und die preußische Majestät richtet's für preußische Mägen ein, wir in Oesterreich müssen's auf andere Manier machen. Den Artikel haben sie Ihm wol gestrichen?"

„Ganz und gar."

„Das ist schlimm, aber ich kann nichts dabei thun."

„Wenn man im Ausland erfährt, daß in Oesterreich kein offenes Wort zu reden ist, wird man uns auslachen", bemerkte Jener.

Die Kaiserin wurde nachsinnend, die Ehre ihres Oesterreich ging ihr über Alles, weshalb auch der Gedanke, dasselbe in irgendeiner Art ungünstigen Urtheilen ausgesetzt zu sehen, sie tief bekümmerte. Nach einer Weile sagte sie gütig: „Es wird kein Unglück sein, wenn Sein Blatt auch nicht gleich zum frühen Morgen den Leuten in die Händ' kommt, da haben's mit dem Morgengebet und dem Frühstück vollauf zu thun . . . laß Er's bis morgen, ich werd' dann schon sehen, was in der Sach' zu machen ist.“ Und mit freundlichem Nicken ging sie in die Appartements zurück.

Der Kaiser trat ihr entgegen und führte sie auf ihren von einem purpursammetnen mit Gold gestickten Baldachin überwölbten Sitz zurück, wo sie das unterbrochene Spiel wiederaufnahm. „Wie kommt's, ich sehe Gräfin Trautson nicht“, fragte der Kaiser die unweit der Kaiserin stehende Gräfin Lerchenfeld, die frühere Oberhofmeisterin seiner verstorbenen Schwester, der Erzherzogin Josepha. Die Frage setzte die Gräfin offenbar in große Verwirrung, sie zögerte mit der Antwort. Die Kaiserin hatte die Frage gehört und entlastete die Gräfin, indem sie zu dem Kaiser sagte: „Das werden wir hernach miteinander besprechen. Jetzt ist kein' passende Zeit dazu.“

„Wie meine allergnädigste Frau Mutter befiehlt“,

antwortete der Kaiser. Die den Spieltisch der Kaiserin Umgebenden wußten nun, daß die erhabene Frau jede Nachfrage über Gräfin Trautson vermieden zu sehen wünsche. Als die Monarchin die Appartements verließ, winkte sie ihrem Sohn, der ihr den Arm bot. In ihrem Gemach angekommen erzählte sie ihm, welcher Eclat im Trautson'schen Hause die Ursache sei, daß Gräfin Angelica den Hof verlassen habe. „Ach, die Unglückliche! sie verfiel also in ihre frühere Sünde?" rief der Kaiser . . . „und ich glaubte sie durch mein Benehmen sich selber gerettet zu haben!"

„Wie ist das?" fragte die erhabene Frau . . . „was sag'st, Joseph, von früherer Sünde?"

Der Kaiser erinnerte jetzt, wo ihm das Versprechen des Schweigens, welches er Angelica gegeben, unter diesen Umständen nicht mehr bindend erschien, seine erhabene Mutter an jenes Maskenfest in Eugen's Schloßhof, wo er ein kleines Abenteuer bestanden, das er ihr damals aus Rücksichten für die Ehre einer Dame habe verschweigen müssen. „Ja, ja, das weiß ich noch", stimmte die Kaiserin bei . . . „was war's denn?" Nun folgte von Seiten Joseph's die betreffende Erzählung. Als er damit zu Ende gekommen, war er nicht wenig verwundert, die erhabene Frau ohne eine Bemerkung, wie sehr sie sich davon über-

rascht fühle, in tiefem Schweigen verharren zu sehen. Auf seine Frage, wie er das zu deuten habe? rief die Kaiserin: „Joseph! Joseph! ich bin abscheulich getäuscht!“ und die Auseinandersetzung alles Dessen, was Gräfin Trautson betraf, folgte nun von ihrer Seite. „Schau', mein Sohn, für die Herzensreinheit der Gräfin hätte ich Bürge leisten wollen, so fest hab' ich d'ran geglaubt, so sehr hat sich die Person gegen mich verstellen können. Ist's denn nach solchen Erfahrungen ein Wunder, wenn man Vertrauen und Glauben an die Menschheit verliert? O, meine schöne Gräfin, Sie zahlt Ihre gnädige Kaiserin sauber aus! das ist eine Schand' und Spott, wie Sie mich hintergangen hat!“

Des Kaisers mildes, leicht zum Verzeihen geneigtes Herz fand glücklicherweise einen Ableiter, den großen Verdruß, wenn auch nicht ganz zu beschwichtigen und denselben vergessen zu machen, doch zu mildern, indem er bemerkte, daß es trotzdem immer möglich wäre, die Gräfin sei hinsichtlich des von ihrem Gemahl herbeigeführten Eclats unschuldig. Da sich Alles bezüglich des Fräuleins Möllart so befunden, wie sie es angegeben, so dürfte ein Verdammungsurtheil vielleicht eine Voreiligkeit sein, der er sich nicht gern schuldig machen wolle. Schöner sei der Glaube, sie

als ein schuldloses Opfer der Eifersucht ihres Gemahls zu betrachten. Ob die erhabene Frau mit ihres kaiserlichen Sohnes aufgestellter Möglichkeitstheorie vollkommen übereinstimme, blieb unentschieden, indem sie der Gräfin mit keiner Silbe mehr erwähnte. Indeß im Laufe der Zeit glich sich das allmälig aus, wenn auch noch ein Angedenken des Verdrusses, sich in der Gräfin getäuscht zu haben, bei der Kaiserin, wie ihrem Charakter nach zu schließen wol zu vermuthen war, zurückgeblieben. Die Briefe, welche die Trautson auf geheimem Wege an die Monarchin sendete, bekundeten außer dem in jedem derselben ausgesprochenen Wunsche, sich recht bald wieder am Hofe zu Wien zu sehen, eine Menge moralischer Empfindungen, die auf das Herz der erhabenen Frau nicht ohne Einfluß bleiben konnten; denn eben in ihnen glaubte die Letztere die vollständigste Bürgschaft zu finden, daß die Gräfin in Bezug auf den Eclat zwischen deren Gemahl und dem Grafen Paradeis ein unschuldiges Opfer maßloser Eifersucht des Erstern gewesen sei. Die Schilderungen, welche Gräfin Angelica von den sittlichen Zuständen am münchener Hofe entwarf, schienen gleichzeitig Resultate scharfer Beobachtungsgabe und nicht selten entrüsteten Gefühls zu sein. Besonders glaubte die Kaiserin in einem

dieser die Vorkommnisse am münchener Hofe scharf zeichnenden Briefe einen Beweis zu finden, daß der Schreiberin immer noch ihr Zusammentreffen mit Kaiser Joseph in den Garderobencabinets bei dem Maskenball in Eugen's Schloßhof vor Augen stehe.

Gräfin Trautson schrieb: „Indem ich Ihro kaiserlichen Majestät alles Das treu schildere, was ich hier sehe und höre, bin ich doch weit entfernt davon, den Stab über die in Rede stehenden Damen des hiesigen Hofes zu brechen. Nicht daß ich die Sünde in Schutz nehmen will, bewahre mich der Himmel davor! nein, ich will mir selbst nicht den Glauben an das Edle im Menschenherzen rauben. Verhältnisse tragen unsaglich viel dazu bei, daß das Herz gleichgültig gegen das Bewußtsein eines reinen Wandels wird. Ach, vielen Derjenigen, die vor uns mit Makel erscheinen, sind schon darum unsers Mitleids bedürftig, weil ihnen in der Stunde der Gefahr, wo sie von Sinnenreiz verblendet der Tugend den Rücken kehrten, der Warner fehlte, der Freund, der sie edelmüthig sich selber wiederfinden lehrte. Deshalb ist es auch der schönste Schmuck der Tugendhaften, demüthig zu sein, denn ihr Stolz, so gerecht er auch ist, würde Lieblosigkeit sein. Magdalena, die in tiefster Herzensreue mit ihren Thränen des Heilands

Füße netzte, ward eine der heiligen Frauen und war doch früher eine große Sünderin gewesen!"

„Sie meint sich selbst", sagte die Kaiserin zu sich . . . „nun, ich veracht' ja Die nicht, welche Sünder sind, denn es wäre schlimm und gottlos, wollte man von Einem, der ein mal gefallen ist, nicht die Hoffnung haben, daß er seinen Fehler erkennend ein guter und vielleicht gar ein besserer Mensch werden könnt', wie Einer, der immer tugendhaft gewesen." Von der Stunde an hatte Gräfin Trautson in dem Herzen der Kaiserin wieder die frühere Gunst errungen, und gelegentlich sagte sie ihrem Sohne, dem Kaiser, daß er Recht gehabt und die Gräfin schuldlos an dem erwähnten, durch ihren Gemahl herbeigeführten Eclat sei. Jetzt wäre sie vollkommen davon überzeugt. Was die Wahl Kaunitz' in Betreff der politischen Fähigkeit Angelica's anlangte, so hatte der Fürst die vollständigste Genugthuung für seinen Scharfblick. Die Gräfin wies eine ungemeine Uebersicht der Verhältnisse, sie verstand zu sondiren, und manche schätzenswerthe Notiz hatte man ihr zu verdanken. Um den Schein ihres in Ungnade Entlassenseins festzuhalten, war der in München residirende österreichische Gesandte, der Geheimrath und Kämmerer Graf Podstatzky-Lichtenstein, angewiesen worden, die Gräfin

gänzlich zu ignoriren. Man sah sie bei keinem von dem erwähnten Gesandten veranstalteten Festin. Bei der verwitweten Herzogin Clemens galt sie jedoch als Freundin, eine Stellung, welche ihrer geheimen politischen Agentur ungemein zusagte, weil eben ihre hohe Freundin in der von dem Gesandten gegen die Gräfin zur Schau getragenen Nichtbeachtung die feste Ueberzeugung fand, daß die Kaiserin nicht gesonnen sei, je der Gräfin ihre Gnade wieder zuzuwenden. Die Kaiserin gelangte immer mehr zu der Gewißheit, daß Angelica ein edles Herz besitze. Allmälig nahmen ihre Briefe den Ausdruck tiefen Kummers über die Trennung von ihrem Gemahl an. Wenn je irgendetwas im Stande war, der Kaiserin größtes Wohlgefallen zu erwecken, so war es dieser Wunsch der Gräfin: „Ich bin sehr in Angst um ihn", schrieb sie ... „ich denke mir ihn leidend, krank, und dann sage ich mir, daß ich, an deren Theilnahme er gewiesen ist, fern und getrennt von ihm sein muß. O, ich verzeihe ihm seine Eifersucht, die mir so vielen Gram bereitet hat, ja ich verzeihe ihm Alles, was er gegen mich gefehlt hat und flehe Ihro allergnädigste kaiserliche Majestät an, die Vermittlerin zwischen ihm und mir sein zu wollen." Die erhabene Frau nahm das sehr gütig auf; sie versuchte in der That eine Versöhnung zwi-

schen Beiden herbeizuführen; aber an Graf Trautson's Hartnäckigkeit und Widerstand scheiterte jede Bemühung dieser Art. Die Monarchin war sehr erzürnt über diese Unchristlichkeit, aber sie konnte es vorderhand nicht ändern. „Die Männer sind schon ein halsstarrig Bisserl Volk“, klagte sie der Fritzen (Frau von Petrasch), die von allen diesen Vorgängen unterrichtet war. „Wer hätt's dem Trautson angesehen, daß er so widerhaarig sein könnt'! ich hab' den für ein Lampel (Lamm) gehalten und jetzt steckt's mit einem male die Wolfsklaue heraus. Wann nun die Weibsleut' auch so widerspänstig' Bagage wären, was möcht' das für ein Leben auf Erden geben!“

„O, Ihro Majestät, ich bitt', alle Männer sind auch nicht so kaspernat (wüthend) wie der Herr Graf. Da ist mein Petrasch ein Mannel um den Finger zu wickeln, und der Lieutenant von Starkow, was ist das für ein Exemplar von gutem Herzen. O, hab' ich's denn schon erzählt, daß er eine heimliche Amour angefangen hat?“

„Ah, was Sie sagt, Fritzen!“

„Gewiß, Ihro Majestät! und ganz was Apartes. Die junge Comtesse Blümigen, deren Herr Vater der Chef von der österreichisch-böhmischen Staatskanzlei ist, hat ihn am Bandel.“

„Schau, schau, da hat sich der Lieutenant 'was recht Stattliches ausgesucht“, stimmte die Kaiserin bei.

„Aber ein Kreuz und Leid ist's für ihn, daß er eben nur Lieutenant ist und nur in Ihro Majestät Vorkammer steht.“

„Sie meint doch nicht, daß ich ihn zum Oberst machen soll?“ rief die Kaiserin aufpludernd . . . „wann's auf Sie ankäm', möcht' ich die ganze Welt befördern.“

„Schauen's, kaiserliche Majestät, wann's Einer verdient, ist's der Lieutenant, und was wär's denn so Großes, daß die kaiserliche Majestät ein Machtwort spräch': «Der soll das und das werden», zum Beispiel Assistent beim Ceremonienmeisteramt oder beim Hofmarschallamt. Eine schöne Figur, ein angenehmes Wesen und viel im Kopfe . . . das sind schon drei Dinge, die nicht alle Täg' bei einem Cavalier gefunden werden.“

„Hör' Sie auf, hör' Sie auf! Sie plauscht da ins Zeug hinein und 's kann doch nichts geschehen von Dem, was Sie da schwatzt. Sie ist ja eine unersättliche Person in der Weis'! kann denn ein Mensch mehr verlangen, als in drei Jahren schon zum Lieutenant befördert worden zu sein? Und Sie weiß,

'ſ sind alte Kampel bei meiner Hartſchiergarde, die'ſ ebenſo verdient hätten."

„Ich ſag' ja davon nichts, kein Wörtel . . . ich mein' nur, daß es ein gottverdienſtliches Werk iſt, ein paar amour'ſche Leut' zuſammenzubringen", entgegnete die Fritzen, die aus langer Erfahrung alle Wendungen genau kannte, durch die die Kaiſerin zu irgendeiner Handlung, gegen welche ſie ſich anfänglich ſträubte, zuletzt gedrängt wurde.

„'ſ iſt gut . . . ich will nichts weiter hören!" damit ſchnitt die erhabene Frau die Fortſetzung dieſes Geſprächs entſchieden ab, was Jener viel Vergnügen machte, denn ſie wußte nun, daß irgendetwas die angeregte Sache Betreffendes erfolgen würde. Es war bei der Kaiſerin Manier, ſich erſt mit Dem, was ſie zu thun beabſichtigte, vertraut zu machen, das heißt, darüber nachzudenken.

Keine von allen den die erhabene Frau umgebenden Perſonen verſtand es ſo gut, ſie zu Gnadenbezeigungen anzuregen, als die Fritzen, die ſich ſelbſt der unwandelbaren Gunſt ihrer Herrin erfreute. Die Letztere ſah ſich zuweilen moraliſch gezwungen, dieſer Dienerin einige Conceſſionen zu machen, um ſich ihr für die vielen Nachrichten, welche ſie durch dieſelbe erfuhr, dankbar zu erweiſen. Die Fritzen beſaß die

besondere Eigenschaft, über Alles die sichersten Erkundigungen einziehen zu können, sie war gleichsam eine lebendige Chronik aller seit Jahren von einiger Bedeutung vorgekommenen Ereignisse am Hofe und in der Stadt, und die Kaiserin liebte es ungemein, von Dingen in Kenntniß sich gesetzt zu sehen, welche in der Regel nicht den Weg zu ihrem Ohr gefunden haben würden, wenn sie nicht durch diesen zuweilen etwas sehr unreinen Kanal zu ihrem Wissen gelangten. Mit den Jahren hatte bei der Kaiserin der Drang, ihre weibliche Neugier zu befriedigen, sehr stark zugenommen. In dieser Beziehung war die alternde Monarchin von ihrer frühern Höhe, wo sie für ihrer hohen Stellung' unwürdige Klatschereien selten oder gar kein Ohr hatte und daher denselben auch keinen Einfluß auf ihre Handlungsweise gestattete, heruntergestiegen. Der Fritzen gegenüber war sie jetzt nur noch eine sich gern um Alles kümmernde alte Frau.

Als besonderer Günstling dieser von Allen geschmeichelten, von Vielen aber gehaßten Kammerfrau galt der Lieutenant von Starkow. Wäre seine Gönnerin eine junge hübsche Frauenerscheinung gewesen, würde die üble Nachrede bald ihren Stachel gegen Beide versucht haben, indeß die Fritzen war zu wenig liebenswürdig im Aeußern sowol als im Benehmen,

als daß man auf dergleichen Argwohn hätte gerathen können. Ein Weib, das den Typus einer „Fratschlerin" repräsentirte, konnte unmöglich einem so schönen und feinen Cavalier anziehend erscheinen, darüber war man einig und in dieser Ansicht beruhte denn auch die Annahme, daß nach wienerischem Ausdruck Frau von Petrasch an ihm „einen Narren gefressen habe". Niemand täuschte sich, die Beförderung des Herrn von Starkow zum Lieutenant der Hartschiere auf Rechnung der Fritzen zu setzen, und wirklich war das auch der Fall gewesen. Frau von Petrasch schien den Entschluß gefaßt zu haben, unter ihrer Aegide diesen jungen Cavalier am Hofe zu einer allmälig einflußreichen Person zu erheben. Er hatte sie auf eine etwas ungewöhnliche Weise, welche der ehrgeizigen Frau ungemein schmeichelte und in ihren Augen ihr bei der Kaiserin noch höhere Geltung verschaffen mußte, für sich zu stimmen verstanden. Stand und Erziehung waren nicht derart gewesen, daß sie irgend mit Kenntnissen, die das Niveau des Wissenswürdigen für eine Frau von niederer Herkunft überstiegen, ausgestattet gewesen wäre, und eben nur ihre Geschicklichkeit, der Kaiserin stets mit Klatschgeschichten aufwarten zu können, hatte sie bei dieser in Gunst gebracht.

Mit vielem Verdruß empfand die Fritzen jedoch den

ihr innewohnenden Mangel höherer Bildung, welche ihrer Ansicht nach nicht etwa in geistiger Veredelung, sondern lediglich in der Fähigkeit bestand, über politische Dinge zu schwatzen. Die Kaiserin hatte sie diesen Mangel zuweilen merken lassen und sie, wenn ernste Dinge zu überdenken waren, zum Schweigen verwiesen. Herr von Starkow wußte diesen Aerger seiner Gönnerin zu benutzen, indem er jeweilig historische Thatsachen ihr erklärte und sich, da sie bald die Wirkung der dadurch erlangten, bisher ihr ganz fremden Kenntnisse im Benehmen der Kaiserin gegen ihre Person erkannte, ihr allmälig unentbehrlich machte. Der Kaiserin Vertrauen zur Fritzen war dadurch erhöht und zwischen ihnen wurde Manches besprochen, was für Andere politisches Geheimniß blieb, obwol sie gegründetere Anwartschaft auf solche Aufrichtigkeit der kaiserlichen Majestät hatten. Indem die Fritzen ehrlich genug war, ihrer Gebieterin den Urquell ihrer Kenntnißerweiterung zu nennen, empfahl sie denselben zugleich der Monarchin zu allerhöchster Berücksichtigung und Gnade, sein Avancement zum Lieutenant der Arcierenleibgarde, im Range den Oberstlieutenants in der Armee gleichstehend, verdankte er diesem Umstande. Die Fritzen machte ihn ihrer selbst willen von allen zu ihrem Wissen gelangenden politischen Vorkommnissen

bekannt, und seine darüber geäußerten Bemerkungen dienten ihr als Richtschnur. Er hätte keinen bessern Kanal finden können, um sich über Dinge in Kenntniß zu bringen, welche die Welt nur als Geheimnisse zu betrachten pflegt, deren Kunde selten in die untern Regionen dringt.

Auch andere Gnadenbezeigungen wurden ihm seitens der Kaiserin, sie verwendete ihn zuweilen in Aufträgen, die von ihrem Vertrauen zeugten. So ward ihm der Befehl, dem Grafen Paradeis die schleunigste Abreise von Wien anzudeuten und nach üblicher Weise dessen Papiere sich ausliefern zu lassen. Lieutenant von Starkow erfüllte diese Weisung mit großer Umsicht. Die Papiere, die sich beim Grafen vorfanden, würden nicht nur diesen, sondern auch Gräfin Trautson ins Verderben gestürzt haben, wenn sie der Kaiserin vor Augen gekommen wären; der Graf beschwor ihn, seine Pflicht nicht dazu anzuwenden. Indem Herr von Starkow ihm versprach, die verhängnißvollen Billets Angelica's nur dieser zuzustellen, hatte er nicht nur das Mittel erworben, die Gräfin zu beherrschen, sondern auch in dem Grafen einen Freund gewonnen, mit dem er fortan in Briefwechsel trat. Die Kaiserin blieb in Unkenntniß über die Wahrheit des zwischen der Gräfin Trautson und dem Grafen Paradeis be-

stehenden Verhältnisses. Der Letztere kam dem Befehl, die österreichische Hauptstadt zu verlassen, aufs eiligste nach, und . . . diese Angelegenheit war glücklich abgethan.

Anderthalb Jahre nach der Beförderung des Herrn von Starkow zum Hartschierlieutenant vernahm der Hof mit Erstaunen, daß die Kaiserin diesen Günstling des Glücks an Stelle des vor kurzem verstorbenen jüngsten ihrer Kammerherren ernannt habe, wodurch er mehr in ihre Nähe gezogen wurde, und man sagte nun von ihm: „Er macht mit Hülfe der Fritzen eine Carrière. Die Kammerfrau hat ihn zum Kammerherrn poussirt.“

V.

Derselbe eroberungssüchtige Geist, welcher den Kaiser Joseph bei seinen Bestrebungen nach auswärts leitete, hatte auch alle österreichischen Staatsmänner, in welchen Stellungen sie sich auch befanden, ergriffen. Ein Grundgedanke blieb vor allen andern Maßnahmen bei ihnen vorherrschend: der Wunsch, auf was für Art es auch immer sei, Schlesien von Preußen wieder loszureißen und wieder mit Oesterreich zu vereinen. Die Freundschaft zwischen dem Kaiser und dem König Friedrich II. hinderte durchaus nicht die Hegung dieses Lieblingswunsches. Oesterreich glich einem stets auf dem Anstand lauernden Jäger, der Tag und Nacht seinen Posten nicht verläßt, um das hervortretende Wild sogleich aufs Korn zu nehmen. Endlich schien der glückliche Augenblick, diese ununterbrochene Aufmerksamkeit belohnt zu sehen, nahezurücken. Baron van Swieten, der Gesandte Oesterreichs, berichtete gegen Ende des Jahres 1775 die mit Freuden aufgenom-

mene Anzeige an den wiener Hof, daß der König hinsichtlich seiner Gesundheit sich bereits im Stadium einer Wassersucht befände und das eben genannte Jahr nicht überleben werde. Eine größere Freude konnte der Kaiserin und ihrem erhabenen Sohn und Mitregenten nicht bereitet werden. Man hatte die Monarchin nie so heiter gesehen als zu dieser Zeit. Sie fühlte sich glücklich, das tägliche Gebet ihres Herzens vor ihrem Tode erhört zu sehen. Was man wünscht und hofft, glaubt man, wenn nämlich das Denken davon ein stetes, durch nichts erschüttertes ist, zuletzt als eine gewisse Erfüllung, der Zweifel fällt ganz bei Seite, und ein so sanguinisches Temperament als das der Kaiserin war besonders dafür gestimmt, sich den schönen Träumen der Phantasie mit einer unbedingten Hingebung zu widmen. Sie hatte in sich die Ueberzeugung festgestellt, daß Schlesien nur unter österreichischem Scepter glücklich sein könne, und eben diese in Geist und Herz bei ihr festeingewurzelte Idee, der die Bigotterie zur Grundlage diente, war die Ursache, daß sie alle Schlesier als ihr Entrissene, Geraubte betrachtete und sie vorzüglich durch Huld auszeichnete.

Der neue Kammerherr von Starkow gehörte zu jenen mit Gunst Ueberhäuften. „Würde Er sich denn freuen, wenn es eines Tages hieße, Schlesien sei wie-

der gut österreichisch wie ehedem?“ fragte sie ihn bei Gelegenheit einer Fahrt nach dem Kapuzinerkloster, als sie auf seinen Arm gestützt die hohen Gänge durchschritt. — „O, kaiserliche Majestät, kann es Jemand mehr wünschen als ich, seine geliebte Heimat wieder frei werden zu sehen vom aufgedrungenen Joch?“ entgegnete der Gefragte. — „Ich glaube Ihm . . . und denke, mit Hülfe Gottes und seiner Heiligen soll das bald geschehen.“

Während die Kaiserin ihre Freude über das ihr so gewiß vorschwebende Glück der Wiedereroberung des schönen Schlesierlandes rückhaltlos äußerte, traf ihr erhabener Sohn ebenso offen alle Anstalten, um den als nahe verkündeten Tod seines Freundes in Berlin aufs vollkommenste zu benutzen. Den verschiedenen Armeeabtheilungen wurde Böhmen als Sammelplatz angewiesen, und sie setzten sich dahin in Marsch. Von Böhmen aus wollte er mit ihnen, sobald die Todesanzeige des Königs einträfe, durch Sachsen ins Brandenburgische eindringen und dem preußischen Thronfolger die Wahl stellen, ob derselbe Schlesien an Oesterreich zurückgeben oder sich wolle aufreiben lassen, ehe er sich in Vertheidigungsstand setzen konnte. Joseph wollte durch diese vorbereitende Eile dem großen Friedrich nachahmen, der den Ausbruch

des Siebenjährigen Kriegs durch die Besitznahme Sachsens eröffnet und seinen Gegnern durch diesen unerwarteten Act zuvorgekommen, seinen kriegerischen Operationen eine feste Basis im genannten Lande gegründet hatte. Wie damals Sachsen ein Gegner Preußens, so war es jetzt unter der Regierung Friedrich August's (des Gerechten) kein warmer Freund Oesterreichs, und der Kaiser konnte, wenn ihn das Glück begünstigte, besondere Vortheile in Bezug auf Sachsen erringen. Mit Unruhe harrte Joseph theils der Todesnachricht, theils der Meldung, daß das österreichische Heer bereits seine Sammelplätze in Böhmen erreicht habe, als ganz unvermuthet die Kunde einlief, wie sehr sich Baron van Swieten in König Friedrich's Krankheit getäuscht und einen nur etwas heftigen Gichtanfall für den Beginn einer Wassersucht gehalten habe. Wie Seifenblasen zerstiebte für Joseph die schöne Hoffnung, durch einen glücklichen Coup die inhaltreiche Bezeichnung „Mehrer des Reichs" zu verdienen. Anstatt Vortheil hatte Oesterreich durch die schlechtverhehlte Lust, eine preußische Erbschaft auf gewaltsamem Wege zu machen, den Nachtheil erworben, von Preußen mit sehr mistrauischem Auge betrachtet zu werden.

Die Freundschaft zwischen beiden Regenten, obwol man österreichischerseits die Truppenansammlung in

Böhmen durch daselbst ausgebrochene Aufstände unter dem Landvolke zu vermänteln bestrebt war, hatte einen argen Stoß erlitten, denn Oesterreichs Gesinnungen waren zu deutlich an den Tag getreten, als daß man in Berlin sich gemüßigt gesehen hätte, den Argwohn so sehr zu verbergen, daß Herr van Swieten sich nicht öfters in der Lage gesehen, mit möglichst ruhig scheinender Miene spöttische Bemerkungen einzustecken. Wunderbarerweise gelangte er zu der Ueberzeugung, daß zwischen Wien und Berlin eine verrätherische Correspondenz bestehen müsse, denn am berliner Hofe war man von Dingen unterrichtet, die nur ein am Kaiserhofe mit allen Verhältnissen vollkommen genau Vertrauter wissen konnte. Seine Anzeige dieses als strengstes Geheimniß bestehenden Verraths führte zu jenem so oft in Anwendung gebrachten Mittel der Verletzung des Briefgeheimnisses, um sich über die Gesinnungen und etwaigen Maßregeln des Königs von Preußen gegen Oesterreich in Kenntniß zu setzen. Unter die politischen Künste des Fürsten-Staatskanzlers gehörte auch die vor seinem Ministerium schon geübte und durch ihn nur vervollkommnete Kenntnißnahme der Depeschen, welche die zu Wien residirenden Gesandten von ihren Höfen empfingen. Besonderes Augenmerk hielt der Fürst jedoch ausschließ-

lich auf die von Berlin kommenden Depeschen gerichtet, indem der König von Preußen der immerwährende Gegenstand der Befürchtung für den österreichischen Hof war. Kein Mittel blieb unversucht, die preußischen Cabinetskuriere durch Bestechung zu verführen, indem man ihnen lebenslange Versorgung in Aussicht stellte, und man erfreute sich in dieser Beziehung der schönsten Resultate.

Auf der Einbruchsstation bei Pirna in Sachsen war ein eigenes, nach allen möglichen Rücksichten neu erbautes Häuschen, ein nur den Postbeamten zugängliches Filial des von Kaunitz gegründeten wiener Chiffrecabinets, dessen Mitglieder die Kunst verstanden, die in Chiffren geschriebenen preußischen Depeschen zu lesen. Mehre dieser kenntnißvollen Beamten bewohnten das erwähnte Häuschen, nahmen den von Berlin kommenden bestochenen Kurier und sein Felleisen in Beschlag, das heißt dies letztere und ihn in eine bereitstehende Postchaise, in welcher sie im raschesten Fahren und nur sehr kurzen Zwischenräumen Ruhe die Depeschen copirten. Man hatte bezüglich des scharfsinnigsten Raffinements in dieser gleichsam fliegenden Kunst den höchsten Grad erreicht. Vor der letzten Poststation vor Wien, Genzerndorf, befand sich ein gleiches Mauthhäuschen, wo man dem Kurier

das vollkommen wieder geschlossene Felleisen wieder einhändigte. Während der Kurier mit frischen Pferden im Fluge nach dem preußischen Gesandtschaftshôtel in der Wollzeil jagte, um daselbst das Felleisen zu übergeben, geschah von seinen Reisegefährten, den österreichischen Postbeamten, ein Gleiches nach der Staatskanzlei am Ballhausplatze, wo der Fürst-Staatskanzler und der Geheime Staatsreferendar der Copien harrten.

Der Fürst hatte alle Ursache, mit dem Gange der politischen Geschäfte unzufrieden zu sein, da es sich allmälig herausstellte, daß die hinsichtlich der bairischen Erbfolge gepflogenen geheimen Unterhandlungen mit Karl Theodor von der Pfalz zu keinem ausschließlich günstigen Resultat für die österreichischen Bestrebungen führten. Durch die Einflüsterungen seines Beichtvaters Frank und einiger Lieblingsmaitressen hatte sich Karl Theodor allerdings gefügig genug gezeigt, um Oesterreich zu Willen zu leben und auf die ihm von demselben angesonnene Entsagung seines Erbrechts einzugehen. Aber die verwitwete Herzogin Clemens paralysirte diesen Act, indem sie ihrem Schwager vorstellte, daß er an sich selber ein Verbrechen begehe, wenn er die ihm abgedrungene Zusage als bindend erkenne. Der Herzogin energische Vorstellun-

gen fanden ebenso williges Gehör bei dem pfälzer Kurfürsten, als er für die österreichischen Wünsche gezeigt, und im unverantwortlichsten Leichtsinn unterhandelte er auch mit dem Kurfürsten von Baiern. Ein Labyrinth von Widersprüchen that sich auf, welches die Ansprüche, die Oesterreich erhob, sehr in den Hintergrund zu drängen drohte, zumal man gleichzeitig erfuhr, daß auch Preußen seine Aufmerksamkeit, wenn auch noch nicht in offenbarer Weise, aber doch Sorge genug einflößend, auf diesen durch die nicht sehr ehrenhafte Doppelzüngigkeit des Pfälzers mislich gewordenen politischen Plan gerichtet hatte. Bemerkungen in den Briefen der Gräfin Trautson deuteten dies an, und auch die an den preußischen Gesandten von Berlin aus anlangenden Depeschen verriethen eine solche vorderhand noch unsichtbare Kenntnißnahme des Geheimnisses. Der Fürst-Staatskanzler war deshalb sehr in Unruhe, da er alles Andere, nur nicht eine Einmischung Preußens in diese verwickelte Angelegenheit wünschen konnte, dessen Unzufriedenheit mit dem Benehmen Oesterreichs überhaupt stärker als je hervortrat. Kaunitz fürchtete die geistige Intervention Friedrich's zu sehr, er hatte diesen erhabenen Herrn persönlich kennen gelernt und wußte daher, daß dessen eiserner Wille vor Schwierigkeiten nicht so leicht zurückbebte.

In seinem Sorgenstuhl hingestreckt lehnte der Fürst, die Augen nach der Decke gerichtet, der Staatsreferendar stand am Fenster. Ein langes tiefes Schweigen herrschte zwischen Beiden, das endlich von Seiten des Fürsten aufgehoben wurde, indem er sagte: „Dieser Pfälzer verwickelt uns in schlimme Händel, die sich zuletzt nicht mit der Feder lösen lassen werden. Es ist dieselbe Treulosigkeit in seinem Geiste zu finden wie in seinem Lande. Wir werden nicht nöthig haben, den zweibrückener Herzog auch in das Spiel zu ziehen. Ich hoffe, dieser kleine Reichsfürst steht ohne eine Schwägerin da, die es unternimmt, unsere Pläne zu durchstreichen . . . Alors comme alors.“ Mit diesem seinem gewöhnlichen Sprichwort schloß er sein lautgewordenes Nachdenken und erhob sich aus dem Sessel. Einige Gänge im Zimmer auf und nieder in gravitätischer Steifheit bezeigten, daß er sich ganz im Bewußtsein seiner Geistesgröße fühle. Sein Gesicht zeigte jenen durch nichts zu erschütternden Jupiter-Ausdruck, die granitne Unbeweglichkeit in seinen Zügen, welche nie die Geheimnisse seines Geistes verrieth. Der Egoismus feierte in seinem Denken wie in seiner äußern Erscheinung die seltenste Selbstverklärung. Und wenn dieser Staatsmann in Lumpen gekleidet gewesen wäre, sie würden die ihm theils angeborene, theils

durch die vieljährige Gewohnheit zur zweiten Natur gewordene Vornehmheit, die aus seinem ganzen Wesen hervorstrahlende Ruhe und Selbstbeherrschung nicht haben erniedrigen können. Er war sein eigenes Idol und wurde daher auch das Anderer. Nach einer Weile blieb er vor Binder stehen und sprach in seiner langsamen, nachdenklichen Weise:

„Es hat sich mir schon mehrmals der Gedanke aufgedrängt, daß die Rivalität zwischen Oesterreich und Preußen niemals unterdrückt werden kann, solange es uns nicht gelingt, diesen Staat von den übrigen deutschen Staaten zu isoliren. Aber da stoße ich wieder auf ein Hinderniß . . . man darf nicht außer Augen lassen, daß es ebenso viele Arten von Patriotismus in Deutschland gibt wie Völker. An dieser Olla potrida wird noch mancher Versuch einer Einheit scheitern . . . es ist schlimm. Man ist mit Frankreich, England, Rußland, Spanien und der Türkei besser daran, die Gesinnungen liegen offener, man findet Gelegenheit, sie durch Schmeichelei oder durch Furcht für uns zu stimmen; im Deutschen Reiche jedoch zieht eine Concession dem einen Staat gemacht die Abneigung des andern gegen uns nach sich. Man schwimmt glücklich durch die Strudel der Scylla und geht unter in denen der Charybdis. Er lächelt, Bin-

der? Worüber? Hat Er sich vielleicht nach Seiner Manier eine Definition des Patriotismus ausgedacht?"

„Durchlaucht", entgegnete der Geheime Staatsreferendar ... „ich bin der Ansicht, daß die Zeit selbst einmal es übernehmen wird, die Olla potrida des deutschen Patriotismus in die Rubrik zu bringen, in der er zuletzt ungefährlich sein wird. Nach den Maßnahmen der meisten deutschen Regierungen unserer Tage glaube ich eine Zeit prophezeien zu können, welche den nach ihr Lebenden den Patriotismus ganz in derselben Weise als ehrwürdige Reliquie vererben wird, wie uns jetzt die ausgegrabenen Ueberreste von Herculanum, Pompeji und Stabiä erscheinen. Sie gehörten einer untergegangenen Vorzeit an, der deutsche Patriotismus wird gleiches Schicksal haben, weil man ihn an vielen Orten systematisch begrenzte."

Der Fürst erwiderte nichts darauf, ein Zeichen, daß Binder's Ansicht nicht ins Reich der Phantasien gehörte und von ihm nicht verworfen wurde. Das Verhältniß zwischen dem Staatskanzler und dem Geheimen Staatsreferendar war ein zu fest auf beiderseitige klare, geistige Anschauung gegründetes, als daß es dem Fürsten hätte einfallen sollen, Binder's Ansichten, obwol dieser sie oft nur als Kern in harter,

erst zu knackender Schale gab, leichthin unbeachtet zu lassen. Im Gegentheil betrachtete er Binder, den treuen Arbeiter im Staatsdienst, als eine Art Ergänzung seines eigenen Geistes. Zwischen Männern von solchem Denken und geistigen Gehalt konnte es der Natur der Sache nach keine fließende Unterhaltung geben, sobald der Stoff des Gesprächs die höhern Staatsinteressen betraf, und es traten zuweilen lange Pausen ein, von Nachdenken ausgefüllt. Der Fürst hatte nach seiner Gewohnheit wieder einen Spaziergang durchs Gemach begonnen, als drei mal hintereinander an die Thür geklopft wurde und ein gutmüthig aussehender, nicht allzu großer Mann, ein versiegeltes Papierpacket in der Hand, eintrat.

„Die preußischen Depeschen, Durchlaucht!“ mit diesen Worten legte der Ankömmling das Packet auf den Tisch. Der Fürst nickte und sah auf Binder, der sogleich zur Oeffnung dieser wichtigen, im Fluge copirten Schriften verschritt. Der Ankömmling setzte sich an den Tisch, nahm die Feder in die Hand, um die Eingänge, die hier zur Lesung vorlagen, protokollarisch zu registriren. Alles geschah schweigend, der Fürst blieb mitten im Zimmer stehen, während Binder ein Schriftstück nach dem andern mit halblauter Stimme ablas. Spielmann, so hieß der Ueberbringer des

Packets, hatte während des vom Geheimen Staatsreferendar vollzogenen Lesens keine andere Beschäftigung, als genau auf die Augenwinke des Fürsten zu achten, mit denen dieser ihm das jedesmalige Zeichen gab, wenn er einen Passus als Protokollauszug notirt zu sehen werth achtete, um somit einen schnellen Ueberblick des Inhalts der berliner Depeschen zu erlangen. Für diesmal schien die politische Wißbegierde aus dem Inhalt der Depeschen keine besondere Befriedigung zu erhalten, sie waren bis auf eine in Billetform gefaßte von dem preußischen Minister von Herzberg an den Gesandten Herrn von Edelsheim beigelegte Erläuterung und Anweisung durchlesen. Indeß eben dies kleine Schriftstück fesselte des Fürsten Aufmerksamkeit sowol als die seiner beiden Helfer im höchsten Grade. Außer verschiedenen Andeutungen über die geheimen diplomatischen Beziehungen des österreichischen Cabinets zu den Höfen zu Baiern und des pfälzer Kurfürsten befand sich folgende Stelle darin:

„Ew. Excellenz haben unserm treuen Freund am kaiserlichen Hofe, dem wir soviel gehaltreiche Notizen über die sorgsam verhüllten Vornahmen der Kaiserin, des Kaisers und des Fürsten Kaunitz verdanken, gelegentlich zu eröffnen, daß sein Wunsch, in Sr. Ma-

jestät unserm allergnädigsten Herrn und König einen Vertreter seiner Geburtsansprüche, überhaupt seiner Rechte als einzig noch lebenden Sprößlings einer durch die Rache der Kaiserin vertilgten erlauchten Grafenfamilie zu finden, auf Erfüllung hoffen darf. Se. Majestät haben sich dahin ausgesprochen, daß Sie diese Angelegenheit vorher erst Allerhöchst Ihrer genauen Prüfung unterziehen wollen, um zu erforschen, ob der Anspruch auf Restituirung der Rechte des Erben des gräflichen Namens und der damit verbundenen von der Kaiserin allzu großmüthig an einen Andern verschenkten Besitzthümer der Familie gegründet und sonach mit Hoffnung auf Erfolg zu erheben sei. Ist dies der Fall, wie ich aus den uns übermachten Ausweisen zu glauben mich berechtigt halte, so dürfte Se. Majestät dazu verschreiten, diese Angelegenheit vor das Reichsgericht zu bringen und eine Klage gegen die Kaiserin anhängig zu machen. Sie würde Aufsehen machen und dem kaiserlichen Hofe den vollkommensten Beweis liefern, daß unser allergnädigster Herr und König bis dato noch nicht im Stadium der Wassersucht sich befindet. Bereits ist der Befehl nach Breslau ergangen, das diese Sache betreffende Document des verstorbenen Herrn von Starkow an unser Ministerium einzusenden. Somit hatten wir von der

Vergangenheit ein Zeugniß geliehen, um der Kaiserin Majestät zu einem wenn auch sehr unfreiwilligen Bekenntniß einer gewissen von ihr begangenen Ungerechtigkeit zu helfen."

Nachdem der Geheime Staatsreferendar dies gelesen, folgte eine große Pause. Die Ueberraschung war zu groß, als daß ihr die drei Staatsmänner sogleich hätten Worte geben können. Ein Doppelgeheimniß war ihnen, wenn auch nicht klar, doch in seinen Umrissen zur Kenntnißnahme gekommen, dessen Spur zu verfolgen ihnen als wichtigste Aufgabe erschien. Für die letztere hatten sie einen Anhaltepunkt in dem Namen „von Starkow". Der Fürst stand schweigend, die Augen nach der Zimmerdecke gehoben, er ordnete im Geiste Das, was soeben zu seinem Wissen gekommen war. Man mußte es seiner Natur nach auch als Geheimniß behandeln, jedes Aufsehen vermieden werden, nicht einmal die Ahnung dieses Doppelgeheimnisses durfte in weitere Kreise dringen — der Gedanke war maßgebend für Das, was zu unternehmen war, um eine vollständige Uebersicht dieses für jetzt nur ein wenig gelüfteten oder angedeuteten Verbrechens zu erlangen. „Von Starkow", sagte der Fürst aus seinem Nachdenken sich sammelnd und den Blick auf Binder gerichtet . . . „der Name ist gut

für uns, wir müssen zuerst untersuchen, in welcher Beziehung der Kammerherr gleichen Namens zu dieser Sache steht. Es ist von gehaltreichen Notizen über unsere Vornahmen die Rede, diese Notizen müssen sich also als wahre bewiesen haben . . . freilich scheint es uns unmöglich, daß der Kammerherr, der jeder politischen Beziehung fern ist, sein Wirkungskreis ist ja nur der eines vornehmen kaiserlichen Lakaien, solche gegeben haben könnte, woher sollte er sie haben? Aber man muß sondiren. Die Kaiserin darf vorderhand nichts davon erfahren. Binder, es mag Seine Aufgabe sein, sich in Kenntniß über den Kammerherrn zu setzen. Sinne Er ein Mittel aus, das Ihn zu diesem Ziele führt. Rapportire Er mir darüber."

Binder machte eine Verbeugung, Spielmann protokollirte über das vorhin Abgelesene, dann überreichte er dem Fürsten den Auszug, der ihn flüchtig durchsah und dann zurückgab, worauf Spielmann denselben zu andern Protokollen dieser Art in einen Wandschrank legte und diesen verschloß. Binder's Aufgabe war keine leichte, eine Annäherung seiner Person an den Kammerherrn war nicht thunlich, nicht nur die zu verschiedenen Altersstufen warfen eine trennende Kluft zwischen Beide, auch ihre Stellungen begünstigten keineswegs ein näheres Verhältniß unter Beiden, sie

kamen in keine Berührung miteinander und es würde sehr auffallend gewesen sein, wenn Binder eine solche Absicht geäußert hätte. Nach langem Grübeln kam er auf den Gedanken, eine Haussuchung bei ihm anzustellen, ohne daß er darum wisse. Er theilte dem Fürsten dies Project mit, der damit einverstanden war.

Diese geheime Unternehmung wurde durch den Umstand begünstigt, daß der Kammerherr kein Privatlogis bewohnte, wie fast Alle seines Ranges, sondern durch die Gnade der Kaiserin ein Quartier erhalten hatte. Seine zwei Diener waren leicht zum Schweigen zu bringen entweder durch Bestechung oder durch Drohung. Der geheime Staatsreferendar kannte die niedere Gewinnsucht der Leute am Hofe zu genau, um einen Widerstand von dieser Seite zu befürchten. Das System der Bestechlichkeit durchzog alle Kreise der Gesellschaft in Oesterreich, selbst der Höchststehende, der Fürst-Staatskanzler, war demselben nicht so abgeneigt, als von einem Charakter wie der seinige hätte erwartet werden können. Freilich gewannen die Spenden, die er annahm, eine andere Physiognomie, da sie als Huldigungen betrachtet werden mußten. Außer ansehnlichen diplomatischen Geschenken an Geld fand er es ganz in der Ordnung, von den Höfen Cadeaux in Weinen, Pferden, Gemälden und

andern seinem Geschmack entsprechenden Artikeln in Empfang zu nehmen. *)

Indeß auch die Nothwendigkeit, zu einer Bestechung der Diener des Kammerherrn zu schreiten, fiel weg, wenn man die Aussuchung auf die Dauer einer Woche verschob. Die Kaiserin hatte ein Maskenfest in Schönbrunn veranstalten lassen, welches den ganzen Hof, die hohe Welt und das diplomatische Corps an einem Abend vereinen sollte. Keine Gelegenheit konnte günstiger als diese sich darbieten, und der Fürst stimmte für die Verschiebung der Haussuchung.

In der That überbot der Glanz dieses kaiserlichen Festes alles bisher Dagewesene. An 4000 Billets waren dazu ausgetheilt. Die drei großen Säle des Erdgeschosses vereinten den Ueberfluß aller nur denkbaren Genüsse. Am Ende des großen Speisesaals, der zum Tanzsalon umgeschaffen worden, erhob sich ein erhabener Sitz für die Kaiserin und einige Damen ihrer Umgebung, unter denen man die junge Gräfin Blümigen bemerkte, ein Beweis, daß der kai-

---

*) Nach dem 1793 in der Revolution bekannt gemachten „Livre rouge“ bezog Kaunitz schon 1759 eine Summe von 100,000 Livres von Frankreich, unter der Bezeichnung: „Subside à M. le comte de Kanit.“

serlichen Majestät Neigung, Ehen zu stiften, eben wieder in voller Blüte stehe. Es war kein Geheimniß mehr, daß Kammerherr von Starkow, der Günstling des Glückes, auch der Besitzer dieses Glückes werden solle, denn die junge Comtesse war nicht nur eine Schönheit, sondern auch eine für jeden Cavalier wünschenswerthe Partie hinsichtlich des Vermögens. Man hielt sich überzeugt, daß die Kaiserin bereits Arrangements für die Zukunft des Glücklichen getroffen habe, weil Graf Blümigen ohne lockende Aussichten sicher nicht eine Verbindung seiner einzigen Tochter mit einem Emporkömmling zugeben werde, und obwol man im Grund des Herzens durchaus nicht für Jemand Sympathien empfinden konnte, dessen Verdienst nur in einem merkwürdigen Glücke bestand, so fand man es doch der obwaltenden Verhältnisse wegen für angemessen, dem so sehr begünstigten Kammerherrn Aufmerksamkeit aller Art zu erzeigen. Kasimir von Starkow war en vogue gekommen und erfreute sich jetzt vieler Freunde. Seine angenehme männliche Erscheinung und sein gegen Jedermann gefälliges Benehmen glichen im Ganzen den Verdruß aus, den man in der Regel gegen besonders Begünstigte hegt; und auch das sprach für ihn zum Vortheil. Aus dem Garten leuchtete eine prächtige Illumination in

die Fenster des Schlosses. Man hatte ein Gebäude in Form eines Tempels auf einer Anhöhe improvisirt, das, mit unzähligen Lampen ausgestattet, in Wirklichkeit einem im wunderbarsten Lichtschimmer erglühenden Feenpalaste glich. Die Kaiserin war an eins der Fenster getreten, um diesen reizenden Anblick zu genießen. Ihr Sohn, der Kaiser, trat zu ihr, er bat sie leise, sich eine Ueberraschung von seiner Seite gefallen zu lassen.

„Und in was besteht sie?“ fragte die erhabene Frau scherzend.

„In etwas, was meiner gnädigsten Frau Mutter Majestät nicht für möglich halten wird“, antwortete der Kaiser ehrerbietigst.

„Nun, ich bin bereit. Jetzt gleich?“

„Haben Ihro Majestät die Gnade sich nach einer kleinen Weile in Dero Zimmer zu verfügen“, bat Joseph.

„Also blos für mich ist die ausgesonnene Ueberraschung? Nun ganz gut. Ich bin ja noch in meinen besten Jahren, um kein Spaßettel zu verderben“, entgegnete die Monarchin scherzend. Der Kaiser küßte ihr zärtlich die Hand und verließ sie. Als die Kaiserin sich ebenfalls vom Fenster wegwendete, fiel ihr Blick auf den Staatsreferendar, der in einem rosen-

then Domino, jedoch ohne Gesichtsmaske, sich tief vor ihr verbeugte. Das alte Gesicht des Barons stach wunderlich ab von dem seine lange dünne Gestalt umschlotternden hellfarbigen Domino. Die erhabene Frau, sehr gut gelaunt, lächelte wegen des erwähnten Contrastes und fragte scherzend: „Was stellt Er denn für einen Charakter vor, Binder?"

„Gar keinen, wie viele Tausend Andere", war die Antwort.

„O, Jeder hat einen Charakter, Er hat aber immer etwas Anderes im Kopfe, ich weiß schon. Was versteht Er denn unter Charakter?"

„Ein Ding von sehr problematischer Natur, das schwer zu ergründen und zu finden ist", erklärte der Staatsreferendar. „Obgleich die Anatomen unverdrossen danach suchen, haben sie bisher doch nichts Dergleichen zutage fördern können, weil die meisten Menschen keinen Charakter haben und unglücklicherweise auch Niemand daran stirbt. Vielen gibt der Tod erst eine Art Charakter, sie sehen gerade so ruhig aus und sind so still, wie andere Leute, die ihr Lebelang mehr gedacht als gethan haben. Es gibt aber ganz gewiß auch Leute von Charakter, die jedoch klug genug sind, ihn nicht zur Schau zu tragen, weil sie in den meisten Fällen keine Ehre davon haben würden. Eine

Abhandlung über den Charakter dieses oder jenes Menschen macht zuweilen den eigenthümlichen Eindruck, als wenn man die Sündflut abgemalt und unter dünner Gaze verhüllt sähe."

„Ist Er fertig mit Seinem Vortrage?" fragte die Kaiserin lachend. „Nun diesmal bin ich mit Ihm zufrieden, Er hat wenigstens nicht Seinen Junggesellenspott gegen die Frauensleute apart herausgesprudelt, wie es sonst immer bei Ihm zu sein pflegt."

„Kaiserliche Majestät, ich rede nicht gern von Dingen, über die man mit dem besten Willen nicht ins Klare kommen kann, wie das mit dem weiblichen Charakter überhaupt der Fall ist, denn er kann bei den Frauen ebenso gut in Kopf und Herzen wie in einem Paar neuer Ballschuhe stecken."

„Er ist Professor in der Gottlosigkeit und wenn die Universität einen besondern Lehrstuhl für Satire hätte, Ihn machte ich zum Docenten", sprach die Kaiserin. „Alt genug wäre Er dazu." Mit diesen Worten verließ sie ihn, in Begleitung ihrer Damen und Cavaliere einen Gang durch den im blendendsten Kerzenschimmer strahlenden Saal machend. Dann begab sie sich nach ihrem Zimmer, wo sie ihre Damen entließ. Eine Erholung dieser Art konnte bei der Kaiserin nicht auffallend erscheinen, da ihre Lei-

desfülle, die sich von Jahr zu Jahr vermehrt hatte, ihr jede Anstrengung zehnfach empfindlich machte, auch ihr Alter einige Rücksichtnahme mehr erfoderte. Die Ueberraschung, welche der Kaiser ihr für ihre Person allein versprochen hatte, nahm ihren Anfang, als dieser in Begleitung des Fürsten-Staatskanzlers und des Geheimen Staatsreferendars zu ihr eintrat. Es galt nichts mehr, als sie mit den entdeckten Beweisen eines systematisch begründeten und weitverzweigten Verraths bekannt zu machen. Der Staatsreferendar hatte seiner Aufgabe, die Aussuchung in der Wohnung des Kammerherrn von Starkow betreffend, aufs vollkommenste genügt. Niemand als der Castellan der Burg, der sogenannte Oberhofquartiermeister, wußte darum, da er die Schlüssel zu sämmtlichen Wohnungen unter seinem Verschluß hatte.

„Gnädigste Frau Mutter, wir haben Ihnen eine Entdeckung mitzutheilen, aus der wir die Lehre ziehen dürften, wie wählerisch wir mit unserm Vertrauen sein müssen, wollen wir nicht den Vorwurf auf uns laden, unsere Gunst an Unwürdige verschleudert zu haben", hob der Kaiser an, und nachdem er ihr mitgetheilt hatte, auf welche Spur der Inhalt einer an den preußischen Gesandten gerichteten und im Geheimen copirten Schrift geleitet habe, gab er dem Staats-

referendar den Befehl, die in der Wohnung des Kammerherrn von Starkow vorgefundenen Papiere, welche derselbe in einer Mappe wohlverwahrt unterm Arm trug, der Kaiserin vorzulegen. Es war unmöglich, ihr eine größere Ueberraschung zu bereiten. Hier lagen die Ausweise, in welcher Verbindung der Kammerherr stand. Da gab es Briefe des Grafen Paradeis, alle die mühsam gedämpften Aufstände in Böhmen betreffenden Verhältnisse ausführlich schildernd. Zwischen den Zeilen zu lesen war es, daß nur Jemand, der ganz mit den Verhältnissen dieser Emeuten vertraut und indirect dabei betheiligt war, diese Schilderung entwerfen konnte. Wozu diese Mittheilung an den Kammerherrn, wenn sie nicht zu weiterer Verwendung berechnet gewesen wäre? Ein paar Billets der Gräfin Trautson über die Vorgänge hinsichtlich der geheimen Unterhandlungen des österreichischen Cabinets mit dem pfälzer Hofe und der energischen Intervention der verwitweten Herzogin von Baiern; eine Zuschrift des preußischen Gesandten, Excellenz von Edelsheim, an Herrn von Starkow, die den Verrath aller Vorkommnisse am Hof und im Cabinet klar documentirte; ein älterer Brief des Professors Dr. Little, aus Breslau datirt, welcher jedoch nichts Politisches enthielt, nur den Dank, ihn vor

der von der Kaiserin angeordneten, die Ergreifung seiner Person betreffenden Maßregel gewarnt zu haben.

„Jesus, Maria und Joseph!“ rief die Kaiserin, die Hände im Schreck faltend.

„Und hier habe ich die Ehre Ihro kaiserlichen Majestät noch andere Beweise über das moralische Verhalten der Frau Gräfin Trautson vorzulegen“, sagte der Staatsreferendar, der erhabenen Frau einige Billets vorlegend. Es waren dieselben, welche das geheime, so künstlich verschleierte Geheimniß Angelica's und des Grafen Paradeis klar bezeichneten und den Antheil bekundeten, welchen sie bei der Flucht des Professors Dr. Little gehabt hatte.

„So bin ich noch nie betrogen worden! so noch nie!“ seufzte die Kaiserin. „Mein gnadenvoller Gott, wie furchtbar ist diese Enttäuschung!“

„Sie ist furchtbar, aber heilsam, gnädigste Frau Mutter“, stimmte der Kaiser bei. „Ihro Majestät werden mir allergnädigst gestatten, einen Theil dieser odiösen Angelegenheit als mich angehend zu betrachten. Ich meine den Verrath des Kammerherrn. Ueberlassen Sie mir die Bestrafung dieses Menschen, der so viele Wohlthaten, die ihm von Ihro Majestät und auch von mir erwiesen wurden, mit dem schändlichsten Undank gelohnt hat. Die Strafe der Gräfin

bleibe Ihrem Urtheile überlassen, gnädigste Frau Mutter."

„Kaunitz, warum schweigt Er?" fragte die Kaiserin, da der Staatskanzler bisher eine stumme Rolle gespielt hatte.

„Madame, das Reden ist schwer, wo das Denken so dupirt worden ist, wie wir hier vor Augen sehen. Der einzige Gedanke, der mir nach dieser unangenehmen Ueberraschung als der unabweisbarste erscheint, ist diese ganze Angelegenheit ebenso geheimnißvoll zu endigen, wie dieselbe bisher ausgesponnen worden ist. Die Figuren in diesem abscheulichen Spiele müssen spurlos verschwinden, um Denen, die mit ihnen alliirt waren, auch mit einem Geheimniß zu dienen. Jede, auch die geringste Veröffentlichung dieser Thatsachen würde mehr eine Blame als ein Gewinn für uns sein. Beobachten wir daher gänzliches Stillschweigen über diesen Fund; aber handeln wir sofort gegen die Verräther."

Dieser Ausspruch des Staatskanzlers fand der Kaiserin und des Kaisers vollkommenste Zustimmung, und es wurde beschlossen, den Kammerherrn auf eine kein Aufsehen erregende Weise sogleich vom Feste weg in Haft nehmen zu lassen. Der Gräfin Geschick wurde, da sie abwesend war, einem Beschluß für den mor-

genden Tag anheimgestellt. Man fühlte die Nothwendigkeit, um ihrer habhaft zu werden, behutsam zu handeln. Der geringste Argwohn konnte die Gräfin auf eine ihrer wartende Gefahr aufmerksam machen, und des eigenen Vortheils willen mußte man der Möglichkeit begegnen, daß sie das Geheimniß ihrer Mission am münchener Hofe nicht etwa veröffentliche, denn der Kaiserin Wissen um diese Intrigue würde der Ehre der erhabenen Frau keinen Vortheil gebracht haben. Ebenso plötzlich und gleichsam ihn überstürzend mußte die Haftnahme des Grafen Paradeis in Böhmen vollzogen werden. Nur dadurch, daß um das plötzliche Verschwinden der bei dem Verrathe betheiligten Personen ein Geheimniß festgehalten werde, konnte man der preußischen Spionage allen Grund und Boden entreißen, und dies war ein Hauptwerk für die österreichische Politik. Während die Kaiserin auf Bitten ihres erhabenen Sohnes sich in den Saal zurückbegab, blieb dieser mit dem Fürsten und dem Geheimen Staatsreferendar berathend in dem Zimmer zurück. Die Abwesenheit des Kaisers konnte nicht auffallen, da er es in der Gewohnheit hatte, sich unter die Gesellschaft zu mischen und es vollkommen unmöglich war, in den großen Sälen und Nebengemächern und bei einer Gesellschaft, die nach Tausen-

den zählte, ihn zu vermissen. Der Kammerherr von Starkow ahnte nicht, wie nahe ihm ein seine ganze Zukunft mit einem male vernichtender Schlag sei, er war ungemein heiter, hatte mit der schönen jungen Gräfin Blümigen getanzt, sie durch die Säle geführt und machte jetzt an ihres Vaters Seite dieselbe Tour. Der alte Herr war durch den Weingenuß sehr redselig geworden, was sonst nicht der Fall war, er erging sich in Glossen über die Mitglieder des vollständig versammelten diplomatischen Corps. Die fremden Gesandten in ihren Galakleidern boten allerdings in ihren Personen reichlichen Stoff zu Bemerkungen aller Art. „Sehen Sie, Herr Kammerherr, hier den dänischen Gesandten, den Baron Backhof von Echt", sprach Graf Blümigen ... „der Mann ist ganz echt und müßte, wäre das nicht, längst schwarz geworden sein, wenn der Rang, den er einnimmt, seine schlechten Gewohnheiten nicht in einigen Schutz nähme. In vielen Dingen ein läppisches Kind, ist er in andern Dingen ein Narr, dessen Ehre nur im Rocke steckt. Er ist den Majestäten unausstehlich, weil er in Allerhöchstdero Cirkel stets das Wort führen will, ihnen in das Wort fällt, selbst wenn sie sich auch nicht an ihn gewendet haben. Indeß die Kaiserin hat ihn besonders ausgezeichnet, da sie ver-

bot, daß Niemand von ihren Unterthanen seinen Bällen, die fast stets gegen die polizeiliche Ordnung verstoßen, und bei denen es oft ungebührlich lebhaft zugeht, beiwohnen soll. Er excercirt überdies eine besondere Art von Cavaliereehre, indem er den größten Theil seiner Bedienten nicht bezahlt, sondern ihnen dafür erlaubt, ihr Metier in seinem Hôtel zu treiben, wodurch er zum Chef von Schneidern, Schustern und Pappkästenmachern avancirt ist."

Die Manier des alten Herrn, vorragende Personen Revue passiren zu lassen, war für den Kammerherrn, da ihr das Pikante nicht fehlte, amüsant und er gab deshalb einen sehr willigen Zuhörer ab. Graf Blümigen besaß im durch Wein ein wenig angeregten Zustande eine köstliche Suada und zeigte eine ungewöhnliche Beobachtungsgabe. „Sehen Sie dort den aufrichtigsten Mann von der Welt, der nur das kleine Malheur hat, etwas bornirter zu sein, als sich zuweilen für einen Gesandten paßt", hob der Redner wieder an. „Sie kennen ihn, es ist der sicilische Gesandte, Marchese di Santo-Elisabeth. Er ist der ehrlichste Diplomat in ganz Europa, der, wenn man aus Neapel ihn um Aufklärung über irgendeine ausländische Angelegenheit angeht, sich zu denjenigen fremden Gesandten begibt, der die Sache genau kennt,

und mit der Einleitung: «er frage nicht aus eigener Neugier, sondern um an seinen Hof Bericht darüber zu erstatten», sich danach erkundigt. Aber er ist ebenso gutmüthig als reich. Die Dame neben ihm ist seine Gemahlin. Um ihre Hand hat er für seinen Neffen angehalten, indeß die schöne Signora hat ihn demselben vorgezogen, und so gelangte er ohne seinen Willen zu einer Frau, mit der er übrigens ganz gut lebt."

„Se. Excellenz, der preußische Gesandte, scheint sehr cordial mit ihm", bemerkte der Kammerherr, um nur etwas zu sagen, als er sah, daß Herr von Edelsheim mit vieler Ostentation von Freundschaft auf den Marchese zutrat und sehr eifrig mit demselben redete.

„Die preußische Excellenz ist mit Allen cordial", entgegnete Graf Blümigen . . . „es ist Maxime bei den Preußen, immer glatt zu erscheinen und Baron Edelsheim hat in derselben eine so gute Schule durchgemacht, daß man darauf schwören sollte, er sei am Feste der Unschuldigen Kindlein zur Welt gekommen. Uebrigens glaube ich ist die preußische Excellenz der einzige fremde Diplomat an unserm Kaiserhofe, der die Tugend eines Maulwurfs besitzt, sich Kanäle zu graben. Unter uns, ich habe die Ahnung, die letzthin

gedämpften Aufstände in Böhmen sind Herrn von Edelsheim nicht so ganz fremd, als man glaubt."

„Ah, was Sie sagen! Preußen sollte . . .?"

„Es soll nicht, aber es will einmal uns in Oesterreich ganz im Stillen einige Zerstreuungen verschaffen. Leider fehlen die stricten Beweise dieses gutgemeinten Vorsatzes", entgegnete der Graf. „Der Kaiserin Majestät hat mir allergnädigst angedeutet, daß Allerhöchstsie willens ist, wegen der zwischen meiner Comtesse Tochter und Ihnen freilich vorderhand nur erst im Project bestehenden Verbindung Ihnen eine Stellung in der böhmischen Staatskanzlei zu verleihen, von wo aus es Ihnen leicht werden wird, zu höhern Chargen sich aufzuschwingen. Sie werden in der erwähnten Stellung dann zu der Ueberzeugung kommen, daß in Böhmen ein sehr fruchtbarer Boden für böse Aussaat ist. Das letzte Strafgericht in den anfangs vierziger Jahren ist nicht vergessen und . . . ah, meine gnädige Frau Schwägerin . . . man muß still sein von Dingen, die dem sehr wichtigen Artikel eines unförmlichen Damenkopfputzes so sehr fern liegen."

Eine ältliche Dame, Gräfin Waldstein, rauschte heran. „Was muß geschehen sein?" flüsterte sie leise . . . „der Kaiser, der Fürst und der Geheime Staatsreferendar, dieser stachelige Rochen, sind bei

der Kaiserin Majestät in Allerhöchstdero Zimmer gewesen, wol eine halbe Stunde lang ... der Kaiserin Majestät ist sehr verdrießlich wieder zurückgekehrt und scheint alle Lust an dem Ball verloren zu haben. Soviel habe ich heraus, der Geheime Staatsreferendar ist mit einer Mappe unterm Arm aus dem Wagen gestiegen."

„Sicher ist eine Depesche unangenehmen Inhalts eingelaufen", entgegnete der Graf.

„Aber woher? woher?" eiferte die Dame ... „ah, es ist odiös, nicht zu wissen, was um uns vorgeht. Als der gute Haugwitz noch lebte, erfuhr ich Alles, was geschah ... natürlich, man nimmt Antheil, man lebt nicht so gedankenlos hin wie Andere; aber jetzt! ich fühle mich ganz zurückgedrängt aus der Welt. Kommen Sie, mein Herr Schwager, Sie müssen mir beistehen, zu erfahren, was ..." Die Worte der eifrigen Dame verhallten, denn am Arm des Grafen, den sie gewaltsam zum Führer preßte, rauschte sie weiter. Daß sich in Wirklichkeit etwas Geheimnißvolles ereignet haben mußte, ward dem Kammerherr bald unzweifelhaft, denn der preußische Gesandte nahm Gelegenheit an ihm langsam vorüberzugehen und ihm die Worte zuzuflüstern: „Es muß eine wichtige Depesche angekommen sein ... forschen Sie!"

Diese Aufgabe war ziemlich schwierig, denn die Anhaltepunkte zur Realisirung derselben mangelten, höchstens bot der Geheime Staatsreferendar einen solchen, indeß der Mann war zu alt und zu abstoßend, als daß sich Herr von Starkow mit der Hoffnung hätte schmeicheln können, sein Vertrauen zu erwerben, besonders da ihm nähere Berührungen mit ihm fehlten. Der Kammerherr wünschte nichts mehr, als das Verlangen des preußischen Gesandten erfüllen zu können, da ihm Alles daran gelegen war, sich des Beistandes Preußens in seiner eigenen Angelegenheit zu versichern, und diese war keine andere, als seine Rechte als einziger Sohn des Grafen Wrtby zur Geltung zu bringen. Er hatte ein kühnes gewagtes Spiel unternommen; indem er die Gunst der Kaiserin für sich zu fesseln wußte und derselben in seiner beabsichtigten Verbindung mit Comtesse Blümigen Stoff gab, ihrer Neigung zum Ehestiften zu entsprechen, glaubte er damit die sicherste Basis sich gegründet zu haben, um, wenn von Seiten der preußischen Regierung die Beweise seiner Geburt und seiner Ansprüche veröffentlicht und erhoben wurden, ohne daß der Schein einer von ihm selbst dabei geschehenen Mitwirkung auf ihn fiel, die Kaiserin zur Anerkennung zu zwingen. Als Schwiegersohn eines hochstehenden Staatsdieners, als

Mitglied einer ansehnlichen Familie der hohen österreichischen Aristokratie, erschien die Versagung seiner Geburtsrechte von Seiten der Kaiserin ganz unmöglich, wenn sie nicht ein Beispiel seltener Ungerechtigkeit hätte geben wollen. Durch Graf Paradeis und dessen Familienverbindungen mit dem alten böhmischen Großadel war es ihm gelungen, Beweise aufzufinden, welche den Verrath seines Vaters, wenn auch nicht die Thatsache dessen eifriger Freundschaft zu dem von den böhmischen Ständen als König gewählten Gegenkaiser, dem bairischen Kurfürsten, in Abrede zu stellen war, doch die demselben als Hauptverbrechen angerechnete Correspondenz mit preußischen Generalen zweifelhaft und vielleicht gar als ein Werk des feindseligen Hasses erscheinen ließen. Darauf gründete er große Hoffnungen und erblickte in dem Beistande Preußens in dieser Sache die alleinige Stütze derselben. Unterm Siegel des strengsten Geheimnisses diente er der preußischen Gesandtschaft als zuverlässiger Correspondent. Seine Stellung sowol wie seine Bekanntschaften, vorzüglich die Gunst der Fritzen für ihn, setzten ihn stets in den Stand, die vorzüglichsten Notizen über Angelegenheiten zu geben, welche dem preußischen Cabinet vielleicht nie oder erst nach langer Zeit zugegangen wären. Das Dunkel der Nächte

verhüllte seinen jeweiligen Eintritt in das preußische Gesandtschaftshôtel.

Der Wunsch, irgendetwas Näheres über die muthmaßlich eingelaufene Depesche zu erfahren, scheiterte gänzlich, da ihm die Möglichkeit fehlte, einen Anknüpfungspunkt dafür zu finden. Die Kaiserin hielt bis um 11 Uhr aus, dann verließ sie den Ball. Die Entfernung der Monarchin rief bei solchen festlichen Gelegenheiten stets eine Unterbrechung derselben hervor. Man drängte sich heran, um ihr die gebührenden Huldigungen der Ehrfurcht zu bezeigen. Kurz vor dem Aufbruch seiner erhabenen Mutter hatte der Kaiser, der sich stets unter die Gesellschaft zu mischen pflegte, den Kammerherrn von Starkow angeredet. „Sie haben viel Glück, Herr Kammerherr", hatte er zu ihm gesagt . . . „ich freue mich, daß ich Derjenige war, der Ihnen die Laufbahn an unserm Hofe möglich machte. Meiner allergnädigsten Frau Mutter kaiserliche Majestät wünscht, wie ich höre, Ihre jetzige Stellung zu verändern, ich bin damit einverstanden bis auf den kleinen Unterschied, daß ich für Ihre Fähigkeiten eine andere Verwendung wüßte. Würden Sie sich zu Ausführung einer politischen Mission befähigt fühlen?"

Herr von Starkow verbeugte sich tief und antwor-

tete: „Ich werde, wenn auch ein Neuling in dieser Branche, wenigstens durch Eifer zu ersetzen suchen, was mir an den nöthigen Kenntnissen abgeht."

„Gut, gut ... ah, es ist abscheulich, man kann mit Niemand sprechen, daß nicht gleich Aller Blicke auf uns gerichtet sind. Begeben Sie sich während des Aufbruchs der Kaiserin durch diese Ihnen gegenüberstehende Thür ins vierte Zimmer, Sie sollen dort das Nähere erfahren." Der Kaiser ging weiter. Herr von Starkow, dem das Glück mit neuer Gunst zu schmeicheln schien, ermangelte nicht, in der nächsten Viertelstunde, wo die Monarchin unter den lebhaftesten Ehrfurchtsbezeigungen der Anwesenden den Saal verließ, der ihm gewordenen Weisung Folge zu leisten. Im vierten Zimmer fand er einen Herrn, den er nur von gelegentlichem Sehen kannte, der aber sogleich bei seinem Eintritt eine Klingel zog. Der Kammerherr war erstaunt über dies Benehmen, das er sich nicht zu erklären wußte, wurde aber von Jenem schnell darüber ins Klare gebracht, indem dieser ihm seine Verhaftung im Namen des Kaisers ankündigte.

„Ich verhaftet?" rief Herr von Starkow erbleichend ... „Warum?"

„Sie werden die Ursache zeitig genug erfahren, mein Herr, war die Antwort des Polizeichefs Alois

von Beer . . . „enthalten Sie sich jeder Widersetzlichkeit, ich empfehle Ihnen diese Klugheit, die Sie vor Zwang bewahrt.“

Der Kammerherr war von der plötzlichen Wendung seines Geschicks so sehr betäubt, daß er des Zusammenhanges seiner Gedanken unfähig sich fühlte. Vor wenig Minuten noch im Genusse des Glücks, und nun ein Gefangener! welcher entsetzliche Wechsel! Er hatte noch keine Ahnung, daß sein Geheimniß ganz entdeckt sei, diese Vermuthung drängte sich ihm jedoch gewaltsam auf, als auf ein Klingelzeichen des Polizeichefs sechs von dessen Untergebenen bewaffnet eintraten. „Folgen Sie!“ befahl Herr von Beer, indem er zugleich seinen Leuten einen Wink gab, den Kammerherrn in ihre Mitte zu nehmen. „Wohin wollen Sie mich bringen?“ fragte der Verhaftete. — „Vorläufig nach Wien.“ Von Niemand gesehen wurde Herr von Starkow in den Garten gebracht, vor dessen Thür ein zweispänniger Wagen hielt, in den einzusteigen man ihm andeutete. Der Polizeichef und zwei seiner Leute setzten sich zu ihm, während die Andern Platz auf dem hintern Auftritt und auf dem Bocke fanden.

Man konnte behaupten, Kammerherr von Starkow sei spurlos vom Balle verschwunden; am nächsten

Tage wurde er überall gesucht, und die Kaiserin, um jeden Gedanken an ihre Kenntniß dieses räthselhaften Ereignisses von sich abzuleiten, setzte für Denjenigen eine Belohnung aus, welcher über Herrn von Starkow's unerklärliches Abhandenkommen sichere Auskunft geben könne.

Während dieser seltsame Vorfall den ganzen Hof beschäftigte und zu den verschiedensten Vermuthungen veranlaßte, eilte ein Kurier nach München an Gräfin Trautson mit der Nachricht, daß ihr Gemahl sich sehr schwach fühle und dem Drängen der Kaiserin, sich mit seiner Gemahlin auszusöhnen, nachgegeben habe, weshalb sie schleunigst zu ihm eilen solle. Dieser ihr von ihrer erhabenen Freundin gegebene rechtzeitige Wink, der ihr jedenfalls die Erbschaft des Grafen, ihres Gemahls, sicherte, blieb natürlich nicht ohne schleunige Befolgung von Seiten der Gräfin, und schon wenige Stunden nach Empfang dieser Nachricht verließ sie mit einem Extrapost-Viergespann die Hauptstadt Baierns.

Einige Tage später zur Abendzeit langte die Gräfin im Posthause zu Linz an. Der Postmeister empfing sie mit tiefen Verbeugungen, indem er ihr mittheilte, daß bereits ein Herr vom Hofe ihrer warte.

Als Angelica in dem ihr zur Erholung von der

anstrengenden Fahrt geöffneten Zimmer ein wenig auf- und niederging und sich nicht erklären konnte, weshalb die Kaiserin ihr Jemand entgegengeschickt habe, ward sie aufs unangenehmste überrascht, als der Geheime Staatsreferendar zu ihr eintrat. Dieses Mannes Anblick schien ihr in diesem Moment den Athem zu versetzen, ihre sonstige schnelle Fassungskraft, die Macht über sich selber, erlitt durch diese mehr als unerwartete Begegnung einen so starken Stoß, daß sie sich keines Wortes fähig fühlte. Der Baron bemerkte das und sagte im gutmüthigsten Tone: „Erschrecken Ihro gräfliche Gnaden nicht vor mir, ich bin ein guter alter Mann, der viele Jahre lang geduldig auf den köstlichen Moment gewartet hat, um seine Ihro Gnaden gegebene Versicherung, Revanche an Ihnen zu nehmen, erfüllt zu sehen. Nun, nun, sie ist lange ausgeblieben, aber sie ist doch gekommen. Ich bin ganz zufrieden."

„Welche Revanche?" fragte die Gräfin bebend, indem zugleich ihre Wangen eine tödtliche Blässe wiesen.

„Im Namen unserer allergnädigsten Monarchin, der Kaiserin Maria Theresia, erkläre ich Ihnen, Frau Gräfin, Hochdero Verhaftung."

„Sind Sie ... wahnsinnig, Herr Staatsreferendar? ... ich verhaftet?" rief die Gräfin zurücktretend.

„Nicht anders, Ihro Gnaden. Die Monarchin sieht sich zu dieser Ihnen unangenehmen Maßregel veranlaßt, um sich bei Ihnen für die vielen Täuschungen abzufinden, welche Sie sich gegen Allerhöchstdieselbe erlaubt haben. Ich meine damit Hochdero Verhältniß zum Grafen Paradeis, von dem die Kaiserin nun durch die ihr vorliegenden Billets, die sich bisher im Besitze des Kammerherrn von Starkow befanden, unterrichtet ist."

„O der Schändliche!" schrie die Gräfin auf ... „er hat mich also absichtlich geopfert?!"

„Thun Sie ihm nicht unrecht, meine Gnädige. Ich war so glücklich diese Billets bei ihm zu finden; Sie sehen ein, daß ich die Aufrichtigkeit liebe und selbst einen Verräther, wie Herr von Starkow ein solcher ist, in Schutz nehme, wenn man ihm ungerechterweise ein Verbrechen aufbürden will, an das er nie gedacht, weil Niemand bisher so rücksichtlos gegen sich selber gehandelt hat, sich für den Spielberg reif zu halten." Der Staatsreferendar ließ eine kurze Pause folgen, die Gräfin war mit einem erstickten Ausrufe des Schreckens, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend, in einen Sessel gefallen. „Madame", redete der Erstere weiter ... „der Kammerherr war ein Spion Preußens und Sie haben sich eben dieses

Verbrechens durch die an ihn eingesandten Notizen über die geheimen Schritte unsers Cabinets in der bairischen Erbfolgefrage schuldig gemacht."

„Auch das?!" stammelte Angelica . . . „auch das!"

„Nebenbei hat sich noch ein Billet gefunden, das Sie an den Lieutenant von Starkow hinsichtlich der Bewerkstelligung schleunigster Flucht des Professors Dr. Little geschrieben." Nun folgte ein dumpfes langes Schweigen. Der Geheime Staatsreferendar löste es endlich, indem er sagte: „Frau Gräfin, Sie werden statt nach Wien Ihre Reiseroute nach Budweis verändern. Der Kaiserin Majestät hat das alte Schloß daselbst zum Orte Ihrer Strafe bestimmt. Einer der festen Thürme desselben wird Sie aufnehmen. Betrachten Sie die Wahl dieses Gefängnisses als ein Zeichen der Milde unserer erhabenen Monarchin."

Gräfin Angelica ließ langsam die Hände vom Gesicht gleiten und ihr Blick weilte unverwandt auf dem ihr Gegenüberstehenden. „Mein Herr, ich glaube Ihnen, daß Sie zufrieden mit der Revanche sind, welche der Zufall Ihnen an mir zu nehmen gestattet. Sie wird vielleicht der einzige Freudengenuß Ihres Lebens sein", hob sie an. „Zwischen uns Beiden gibt

es keinen Unterschied, wir haben Beide Ein Schicksal, ein verfehltes Leben liegt hinter uns, nur daß man von Ihnen sagen kann, Sie waren durch Ihren Egoismus der Urheber Ihres freudenlosen Daseins, während ich unglücklich genug war, ein Spiel meiner Leidenschaften geworden zu sein. Wir büßen Beide unsere Verirrungen, Sie am Rande des Grabes, ich im Kerker . . . ich glaube, der Vortheil sei hinsichtlich dieser beiden Ausgänge unserer Carrièren immer noch auf meiner Seite, denn ich habe die Möglichkeit vor mir, wieder frei zu werden und . . . zu sühnen, was ich gefehlt; Sie befinden sich in der Lage eines Spielers, der mit seinem ausgespielten letzten Trumpf auch todt ist. Ich beneide Sie nicht, Herr Geheimer Staatsreferendar."

Der Genannte blieb regungslos vor ihr stehen, in seinem alterswelken Gesicht bewegte sich kein Zug, welcher Kunde davon gegeben hätte, was in seinem Herzen vorging. Gräfin Trautson ahnte nicht, daß ihre Worte mit einem Blitze Aehnlichkeit hatten, der die starre Rinde des Egoismus, welcher des Mannes Gefühle von jeder warmen Regung unberührt gehalten, zertrümmerte. Es war der erste frische Lebenshauch, der jetzt seine Seele anwehte. Sie, die Sünderin, stand vor ihm, dem Reinen, der in seiner

Selbstsucht jede Verletzung derselben als ein Verbrechen betrachtete, erhaben, die Wahrheit ihres Wortes, mit seinem ausgespielten letzten Trumpf sei er auch zugleich todt, trat plötzlich so grell und furchtbar an ihn heran, daß er ihr keine Schranke entgegensetzen konnte. Diese Wahrheit raubte ihm allen Halt. Was war denn der Gewinn seines ganzen Lebens? Er wußte, daß man sagen werde: „Er war ein treuer Diener", aber er fühlte jetzt zum ersten male, daß mit dieser Bezeichnung auch sein Andenken abgethan war, kein Herz hing an ihm, keine Seele hatte eine Erinnerung für ihn. Dieser Gedanke, dem er noch nie Zugang bei sich gestattet, durchschauerte ihn jetzt. Ja, die Gräfin hatte Recht, sein Egoismus war der Feind, der ihm alle Freuden des Daseins geraubt. Dieser Erkenntniß gegenüber wurde er weich, bewegt. Die ungewohnte Empfindung vollendete die Umwandlung seines Denkens.

„Wenn Ihr Auftrag vollendet ist, mein Herr, so werden Sie, hoffe ich, mich Ihrer längern Gegenwart überheben", sprach die Gräfin stolz.

„Sie hassen mich?" fragte der Baron.

„Nein, mein Herr, der Haß wäre Vergeudung einer Leidenschaft, die gleich einem gefallenen Engel noch die Spur der edeln Abkunft in

sich trägt. Ich verachte Sie, wie Alle Sie verachten.“

„Gräfin!“

Angelica deutete schweigend nach der Thür und wendete sich von ihm ab. Es folgte eine Pause. Der Geheime Staatsreferendar bedurfte der Fassung, um diese Demüthigung, wie eine ähnliche nie in seinem Leben ihm begegnet war, zu überwältigen. Mit ungewöhnlich bewegter Stimme fragte er dann: „Haben Sie keine Entschuldigung für die Vergehen, um derentwillen der Kaiserin Majestät Sie zum Gefängniß verurtheilt hat?“

„Ja, aber ich bedarf keines Fürsprechers von Ihrer Art. Gehen Sie! verfügen Sie das Weitere Ihres Auftrags, damit Ihre Mission abgethan sei.“ Der Geheime Staatsreferendar sah sich, da Gräfin Trautson ihn keiner Antwort mehr würdigte, gezwungen, sie zu verlassen. Eine Stunde später trat ein ältlicher Offizier ins Zimmer zu ihr und ersuchte sie, ihm Folge zu leisten. Ohne Zögern oder Widerstand geschah dies von Seiten Angelica's. Mit einem tiefen Athemzuge stieg sie in den ihrer harrenden Wagen, der Offizier und ihre Zofe folgten ihr. Dunkle Nacht verhüllte die Abfahrt der Gefangenen aus dem Posthause; bald zeigte das dumpfe Poltern

der Räder, daß sie über die hölzerne Donaubrücke fuhren. Es glich dem schauerlichen Geräusche, welches die auf einen erst versenkten Sarg geworfene Erdschollen verursachen. Für die Gräfin deutete es das Begrabenwerden ihrer Vergangenheit an.

VI.

Der letzte Monat des Jahres 1777 brachte mit dem Tode des Kurfürsten von Baiern, Maximilian Joseph, dem Frieden Deutschlands einen harten Schlag bei, welcher, wie sich die Angelegenheiten anfänglich anließen, von ziemlich langer Dauer und großer Hartnäckigkeit zu werden drohte; denn kaum hatte der genannte Kurfürst die Augen geschlossen, als österreichische Truppen in Niederbaiern und in die Oberpfalz einrückten, um die Ansprüche des Kaiserhofes geltend zu machen. Aber auch der große Friedrich von Preußen, der die bisher im trügerischen Gewande der Cabale einherschleichende Staatspolitik Oesterreichs mit voller Aufmerksamkeit verfolgt und sie durchkreuzt hatte, trat gewaffnet auf, um der Vergrößerungssucht ein ernstes Halt in den Weg zu werfen. Es war ein wirrer Handel, welchen Oesterreich hervorgerufen und

der nach kleinen Scharmützeln zwischen den Betheiligten endlich, nachdem der Federkrieg alle nur denkbaren Auskunftsmittel erschöpft und der Papierfabrikation bedeutend auf die Beine geholfen hatte, zum größten Verdruß Kaiser Joseph's II. seine Entwirrung auf dem Congreß zu Teschen am 13. Mai 1779, dem 62. Geburtstage Maria Theresia's, fand. Der große Traum Joseph's, ein Land mehr zu Oesterreichs Ländercomplex zu erwerben, schwand in der Wirklichkeit zu einem Sechzehntheil Dessen, was er beansprucht hatte; nur das kleine sogenannte Innviertel fiel an Oesterreich, dagegen entsagte Maria Theresia feierlichst allen ihren sonstigen Ansprüchen auf Baiern als nicht rechtsgültigen. Das Alter und die Erinnerung an den Siebenjährigen Krieg, welcher ihrem lieben Oesterreich so schwere Wunden geschlagen, stimmte sie zum Frieden, und wenn nie mit ihr übereinstimmend, so war der große Friedrich es diesmal, denn auch er war alt geworden, und der Kriegslorber ist vergänglich wie alles Irdische. Auch Kaunitz war am Geiste alt geworden und zwar zum Unglück Deutschlands; denn in der oft thorheitsvollen Schwäche des Alters rief er, um eine Demonstration gegen Preußen zu machen, Rußland als Garant des Teschener Friedens und zugleich der bis zum Westfälischen

Frieden zurückgeschlossenen Frieden auf. *) Mit dieser einen so unheilvollen Handlung hatte der Fürst seinen Ruhm, der weiseste Diplomat Europas zu sein, vernichtet.

Nach einjährigem Kriege, der zum Glück nur Scharmützel, keine Schlacht gebracht, zogen die Weißröcke wie die Blauröcke nach Hause, und Ruhe wurde wieder heimisch an den österreichisch-preußischen Grenzen. Von Allen, die bei diesen traurigen Wirren betheiligt waren, genoß Maria Theresia den Ruhm, großherzig gehandelt zu haben, denn sie entsagte ihren Plänen, so sehr diese ihr auch am Herzen gelegen. Wenn in niedern Sphären der Gesellschaft Entsagung schon als eine der seltensten Tugenden betrachtet wird, um wieviel erhabener muß diese Tugend sein an einer Fürstin, der Hunderttausende zu Gebote stehen, deren Wünsche mit Blut und Leben zu befriedigen!

Joseph II., welcher nicht nur einsah, sondern auch wünschte, daß der Friede zwischen Oesterreich und Preußen immer ein sehr leicht zerreißbares Band sein werde, eilte Böhmen, die Vormauer Oesterreichs, durch

*) Die russische Garantie machte sich ein Vierteljahrhundert später schon sehr stark bemerklich; denn im Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 verfügte Rußland mit Frankreich kraft der übernommenen Garantie über die Geschicke Deutschlands.

Anlage von Festungen gegen mögliche Einbrüche der Preußen zu kräftigen, und so erhoben sich daselbst die festen Werke von Josephstadt und Theresienstadt. Selbst der Spielberg bei Brünn in Mähren wurde, obwol er nur für Gefangene bestimmt war, in bessern Stand gesetzt.

Der Spielberg, dessen Name nicht nur im Kaiserstaate, sondern in ganz Deutschland einen schreckensvollen Ruf besaß, war zu damaliger Zeit ein grauenvolles Nest, von Millionen Seufzern und Flüchen seiner unglücklichen Bewohner jahraus jahrein widerhallend. Hier befanden sich jene unter dem Namen „Arreste" bekannten scheußlichen unterirdischen, tiefen, alles Tageslichts beraubten Löcher von vier Fuß Breite, in welchen die Verbrecher einzeln angekettet bei Wasser und Brot eingekerkert gehalten wurden. Die Thüren zu diesen Löchern waren nur drei Fuß hoch und die Bewohner derselben mußten auf dem Bauche hineinkriechen. Der noch im Herbst des Jahres 1780 fortdauernde Befestigungsbau hatte diesen unglücklichen Menschen eine Erleichterung gebracht. Der Commandant hatte die Erlaubniß erhalten, sie als Lastkärrner zu verwenden, und demzufolge wankten diese Elenden unter schwerem Eisengeschmeide an mit Erde und Schutt gefüllten Schiebeböcken, von den Aufsehern bei

jedem Versehen barbarisch geschlagen, einher. Es war ein herzzerreißender Anblick, die Menschheit in ihrer tiefsten Erniedrigung zu sehen.

Zu derselben Zeit befand sich auch ein Gefangener daselbst, über den der Commandant ungewiß war und nicht wußte, wie er sich gegen denselben benehmen solle. Er war ein preußischer Arzt, Dr. Little mit Namen, und ihm nicht auf dem gewöhnlichen Wege eingeliefert, das heißt in Eisen auf den Spielberg gebracht, sondern von einem Kreishauptmann, dessen District vom preußischen Oberschlesien begrenzt wurde, als auf Befehl der Kaiserin, von der er einen Erlaß vom Jahre 1775 vorzeigte, dahin lautend: genannten Arzt mittels List vom preußischen Grund und Boden zu locken und ihn unter Beobachtung aller nur möglichen Schonung einstweilen auf den Spielberg zu bringen, dessen Einfangung aber sogleich nach Wien zu berichten. Der Spielberg hatte nie einen Gefangenen gesehen, der soviel Freiheit genoß als eben dieser preußische Arzt. Seine Gefangenschaft erstreckte sich nur auf den Zwang, Bewohner der Festung sein zu müssen und demnach abgeschlossen von der Außenwelt zu bleiben. Da gar kein Befehl vorlag, ihn irgendeiner Strafe zu unterwerfen, im Gegentheil der Kaiserin Erlaß von aller nur möglichen Schonung

sprach, so blieb dem Commandanten nichts übrig, als bis auf weitern Befehl von Wien, wohin der glückliche Fänger, der Kreishauptmann, zu persönlicher Meldung, um vielleicht einen Lohn dafür zu empfangen, abgegangen war, den Doctor als einen Gefangenen zu halten, dem nur die Freiheit, sich wo andershin zu begeben, geraubt ist, weswegen er seine eigenen Kleider tragen durfte und nicht mit der gewöhnlichen Gefangenkost abgespeist wurde. Eine Zelle mit einem freilich sehr einfachen Bett diente ihm als Wohnung.

Im Besitze aller dieser Vorzüge gehörte Dr. Little zu den Beneidenswerthen auf dem Spielberge, und der Commandant war überzeugt, daß er der ihm gewordenen Anweisung vollkommen entsprochen habe. Es war nicht möglich, Jemanden schonender zu behandeln, der muthmaßlicherweise doch, wie sich der Commandant in kräftiger Manier auszudrücken pflegte, „etwas ausgefressen haben müsse“. Daß übrigens, mochte eine Schuld, welche es auch sei, an ihm haften, der Doctor zu einer andern Classe von Leuten gehörte als die, welche in der Regel Pfleglinge für den Spielberg lieferte, ging aus dem ruhigen würdevollen Benehmen des Detinirten hervor, und der Commandant wünschte in der That, daß endlich eine günstige Entscheidung über denselben von Wien einlaufen möge. Bereits

zwei Monate harrte der Arrestant auf einen Bescheid von daher. Er hatte unterdessen auf dem Spielberg eine Thätigkeit entwickelt, welche ihm zu besonderer Achtung verhalf. Der Oberarzt dieser traurigen Anstalt war schwer erkrankt und hatte das Verlangen ausgesprochen, von Dr. Little behandelt zu werden, von dessen großen Kenntnissen in der Heilkunde er aufs vollkommenste überzeugt sei. Da der Commandant in dieser Bitte nichts Verfängliches sah, so genehmigte er dieselbe, und nach Verlauf von drei Wochen war der Oberarzt wieder dienstfähig.

Dieser Umstand war es, welcher dem Dr. Little eine Art Carrière auf dem Spielberg gründete. Auf Vorstellung des Oberarztes gestattete ihm der Commandant, die kranken Gefangenen, deren es eine ziemliche Anzahl daselbst gab, da die Lebensweise dieser Armen eine elende und zugleich eine sehr ausgiebige für Erkrankungen war, im Verein mit den Festungsärzten behandeln zu dürfen. Dr. Little unterzog sich dieser von ihm selbst gewünschten Thätigkeit mit Eifer, sie war es, die ihm seinen Aufenthalt in dieser dem Unglück und dem Fluch geweihten Festung weniger unangenehm werden ließ, denn er hatte ja nun einen Zweck vor sich, menschliches Elend zu lindern, und so tief gesunken auch die meisten der hier befindlichen

Verbrecher waren, so machte es ihm doch Freude, durch eine sanftere Behandlung, als die ihnen sonst zutheil wurde, sie dankbar werden zu sehen, was bei Verworfenen stets die Basis besserer Regungen zu sein pflegt.

Die ärztliche Wissenschaft lag auf dem Spielberg ziemlich im Argen, der Oberarzt und seine beiden Unterärzte rangirten auf keinen preiswürdigen Stufen in der Heilkunde, ihre Praxis unter den Bewohnern des Spielbergs hatte keine Beurtheilung zu fürchten, und es war daher auch kein Anlaß vorhanden, daß diese ärztlichen Personen nach Vervollkommnung ihrer ärztlichen Kenntnisse einen Drang hätten fühlen sollen; ihr Gehalt würde deshalb um keinen Kreuzer erhöht worden sein, und das beliebte System der Anciennetät hätte hinsichtlich einer besonders raschen Beförderung keinen Sprung geduldet.

Eines Tags sagte der Oberarzt zu Dr. Little: „Sie haben noch nicht alle Merkwürdigkeiten unsers Spielbergs gesehen, wir haben auch einen Wahnsinnigen hier und zwar einen unheilbaren. Kein Soldat, nein, ein Geistlicher, der sich für ewig verdammt hält und zuweilen in Raserei verfällt, sodaß man ihn an die Kette schließen muß.“

„Und welches Verbrechen hat dieser Unglückliche begangen?“ fragte Dr. Little.

„Ich kenne es nicht und der Herr Commandant weiß es ebenso wenig.“

„Das ist sonderbar. Geistliche werden sonst in der Regel in ihre eigenen Strafanstalten gebracht.“

„Sehr wahr, aber mit diesem ist es nun einmal anders. Ich war noch Unterarzt, als man ihn eines Nachts brachte. Damals war er schon verrückt und besser ist es mit ihm nicht geworden. Wer weiß, was der arme Teufel angegeben hat, daß man ihm von Seiten der Regierung bei uns ein Unterkommen anzuweisen für gut fand. Er schwatzt eine Menge unsinniges Zeug zusammen, im Uebrigen aber, wenn er nicht gerade seinen Paroxismus hat, ist er durch ein paar strenge Worte zur Ruhe zu bringen.“

„Ich wünsche nichts mehr, als je in den Stand versetzt zu werden, Geisteskranke zu behandeln“, redete Dr. Little. „Es ist ein großes erhabenes Studium, in die Werkstatt des Geistes einzudringen, die Ursachen der in derselben herrschenden Störungen und die Mittel aufzusuchen, diese heben zu können.“

„Wenn Ihnen dies soviel Vergnügen macht, Herr College, so können Sie dasselbe ohne alle Einschränkung bei uns im Bezug auf den verrückten Pater

genießen", antwortete der Oberarzt ... „kommen Sie, ich will Sie zu ihm führen, will auch den Wärter instruiren, daß er Sie jederzeit zu ihm läßt. Natürlich, Sie müssen da vollkommen ungenirt zu allen Stunden bei ihm ein- und ausgehen können. Aber ich denke, Sie werden an diesem Patienten wenig Freude erleben." Sie gingen über den großen freien Platz vor der Commandantur, Soldaten mit aufgepflanztem Bayonnet begleiteten einen in Eisen klirrenden Zug von Sträflingen, die zum Karrenfahren geführt wurden. Neben diesen Elenden gingen die Stockmeister, gelegentlich Gebrauch von ihrem traurigen Amte machend. „Wie verschieden die Benennungen der Stöcke doch sind", bemerkte der Oberarzt, dem derlei Ausübungen des Stockmeisteramts durch die Gewohnheit des öftern Sehens gar nicht so hart vorzukommen schienen ... „in Wien nennt man die Haselstöcke der Unteroffiziere «Laxenburger Spargel», bei uns heißt der Stock: «'s dürre Repphändl»."

Dr. Little beachtete diese galgenhumoristische Auslassung des Oberarztes nicht, sein Auge ruhte mitleidig auf den Unglücklichen, die mühsam die schweren Ketten schleppten, von denen Einzelne sogar Halseisen mit großen seitab vom Kopf stehenden eisernen Hörnern hatten. Einer von den nur in Ketten Gehenden

schaute, einen Moment stehenbleibend, nach ihm mit dem Ausdruck der Ueberraschung, als könne er kaum seinen Augen trauen, ihn hier zu erblicken. Sogleich flog das „dürre Repphändl" des Stockmeisters über seinen Rücken, und sich unter diesem schmerzlichen Erinnerungszeichen beugend, ging der Geschlagene weiter. Dr. Little holte tief Athem, es war, als hätte der Hieb ihn getroffen. Dachte er an seine Zukunft, so überlief ihn Schauer um Schauer. Er befand sich in der Macht seiner Verfolger, und war es nicht möglich, daß sie ihn zu einem gleichen schreckensvollen Loose verdammten? Jeder Tag konnte ihm dies Urtheil bringen. Daß vollgültige Rache an ihm ausgeübt werden würde, dafür sprach ja die Art und Weise, wie man sich seiner bemächtigt hatte.

Nach seiner gelungenen Flucht aus Oesterreich hatte er sich in einem Gebirgsdorfe im preußischen Oberschlesien aufgehalten, glückliche Curen hatten ihm Freunde verschafft, und nur der Warnungsbrief Kasimir's hinsichtlich der Kaiserin Befehl an den Kreishauptmann des dortigen österreichisch-schlesischen Grenzdistricts, sich seiner zu bemächtigen, vermochte ihn, sich nach Breslau zurückzuziehen. Nach Verlauf von fünf Jahren bot sich ihm die Aussicht, in Plesse eine bescheidene Stellung sich gründen zu können, und im

Vertrauen, daß der kaiserliche Verhaftsbefehl gegen seine Person durch die Zeit außer Wirksamkeit gekommen, der Krieg die Erinnerung daran ausgelöscht, begab er sich an den genannten Ort. Sein unermüdeter Eifer als Arzt machte bald seinen Namen ruhmwürdig genannt, und Kranke von stundenweit entlegenen Ortschaften suchten Heilung bei ihm.

Eines Nachts wurde er in den Gasthof des Orts zu einem galizischen Edelmann gerufen, der, wie es hieß, seine Hülfe für seine kranke Tochter beanspruche und nur deshalb nach Plesse gekommen sei. Dr. Little ließ nicht auf sich warten, er folgte dem Rufe und hatte bald alle Ursache, seine Menschenfreundlichkeit zu bereuen; denn kaum in das Zimmer getreten, in dem der Galizier wohnen sollte, bemächtigte man sich seiner, über seinen Kopf flog eine ihn plötzlich verhüllende und sein Schreien dämpfende Kappe, man band ihm Hände und Füße. Einige Stunden später fühlte er sich in einen Wagen geschleppt und das Rollen von dessen Rädern unter sich. Nach einer geraumen Zeit ward er seiner Bande und Verhüllung entledigt, man sagte ihm, daß seine Habhaftwerdung Befehl der Monarchin sei und man ihn mit aller nur möglichen Schonung behandeln werde, wenn er keinen Versuch sich zu befreien wage. Das Letztere

war vollkommen unmöglich, denn die Anstalten, ihn festzuhalten, waren gut getroffen. So blieb ihm nichts übrig, als in sein Schicksal sich zu ergeben. Welche Zukunft seiner harre und warum die Entscheidung über dieselbe solange auf sich warten lasse, wußte er nicht; aber die Erwartung seines Geschicks ängstete ihn täglich mehr und mehr.

Obwol er nun schon seit zwei Monaten auf dem Spielberg sich befand, so kannte er diesen Aufenthalt des Schreckens nur zum Theil, den Platz vor der Commandantur hatte er bisjetzt nicht überschritten, es geschah erst jetzt an der Seite des Oberarztes. In dem ihm bisher unbekannten Theil der Festung standen die Magazine und Speicher, die wenigen Beamten wohnten daselbst und eine kleine Partie der Unglücklichen, welche zu lebenslänglichem Kerker in Eisen verurtheilt waren, domicilirten in unterirdischen Löchern im Fundament desselben Hauses, in welchem auch der wahnsinnige Priester seine Zelle hatte. Die Ueberfüllung der Kerker war Ursache, daß man einen Theil der Lebenslänglichen hier hatte unterbringen müssen. In diesem Theile der Festung war es öde, das Klirren von Gewehren nur sehr wenig zu hören. Das Haus, auf das der Oberarzt mit seinem Begleiter zuschritt, war durch zwei Mann Wache beschützt.

Es erhob sich zur Höhe von zwei Stockwerken und sah schwarz, wie verräuchert, aus. Als sie in den Flur traten, begegneten ihnen ein paar Knaben. „Der Größere hier ist das Söhnchen vom Herrn Oberproviantmeister Herbold, der im zweiten Stock wohnt und auch seine Schreibstuben daselbst hat, der andere Bub' ist vom Herrn Oberprofoß im ersten Stock", erklärte der Oberarzt.

„Ach, es muß ein trauriges Wohnen in diesem Hause sein!" bemerkte Dr. Little. Jener lachte und antwortete: „Zu dergleichen sentimentalen Gedanken kommen unsere hiesigen Beamten nicht. 's wird Alles Gewohnheit. Was gehen sie denn die Kerle in ihren unterirdischen Löchern an? Hätten viel zu thun, wenn sie darauf Rücksicht nehmen wollten."

Im ersten Stock befand sich die Zelle des irrsinnigen Paters. Der Wärter, ein alter Mann, der jedenfalls auf dem Spielberg in der Function eines Unterstockmeisters ergraut war und zur Belohnung für lebensjährige Dienste diesen ruhigern Posten bekommen hatte, öffnete ihnen die Zelle. Sie war lang und schmal mit einem starkvergitterten Fenster. Daß man diesem Irren einen solchen Aufenthalt angewiesen, deutete darauf hin, wie er höhern Orts nicht zur Büßung von Verbrechen hergeschickt worden sei, son-

dern nur, um ihn in sicherm Gewahrsam zu wissen. Der Pater, eine lange schwuppige Gestalt mit langem Bart, lag bei ihrem Eintritt mitten in der Zelle auf dem Rücken, die Arme aufwärts ausgestreckt. „He, Pater Joseph! auf da! haben sie Euch wieder gekreuzigt? . . . steht auf!“ Diesem Befehl des Oberarztes leistete der am Boden Liegende Folge. Der Aermste glich einem Schatten, so eingefallen wies sich sein Gesicht, so dürr und abgemagert sein langer Körper. Er beschaute seine Handflächen. „Da ist noch kein Nagel durchgegangen“, bemerkte der Oberarzt. — „Nein“, klagte Jener . . . „das ist sehr schlimm, die große Sünde läßt bei mir keinen Nagel durch; aber wann einmal einer durchgehen wird, dann komme ich auch in den Himmel. Ach, es wird lange dauern, sehr lange. Gibt's im Himmel Sylphiden?“ — „Nein, Engel . . . dort fliegt man, getanzt wird nicht.“ — „Ganz recht, drum war meine schöne Sylphide auch nicht vom Himmel, sondern von der Hölle.“

Es war etwas ungemein Rührendes, Schmerzliches in dem Tone dieses Unglücklichen, wie überhaupt der Ausdruck seines Irrsinns den Typus eines tiefen Wahns, eines Leides trug, unter dem seines Geistes Licht verdunkelt worden sein mußte.

„Da haben Sie Ihren Patienten, von dem ich

denke, daß ihn die Liebe zu einer Tänzerin verrückt gemacht hat, wenn nämlich diese Vermuthung nicht selber närrisch genug klingt", redete der Oberarzt und erklärte, sich zu dem Wärter wendend, daß künftig der fremde Doctor ungehindert zu dem Pater gelassen werden könne. Dr. Little faßte indeß die Hand des irren Joseph, sah ihn fest, aber mit mildem Blick in die Augen und sprach feierlich: „Dominus vobiscum!"

Ganz im Kirchenton antwortete jener: „Et cum spiritu tuo." Darauf sank er in die Knie nieder, küßte Dr. Little's Hand mit Inbrunst und rief: „Ach, hat der Heilige Vater mir die Gnade erwiesen, seinen Legaten zur Vergebung meiner großen Sünden zu senden?"

„Bereite dich vor zur ernsten Reue, zur strengen Buße, dann will ich sie dir vergeben. Salvete in nomino sancto! . . . Gehen wir schnell von hinnen, der Eindruck dieser Täuschung kann von guter Wirkung sein", flüsterte der Doctor dem Oberarzt zu, der diesem Wink auch sogleich entsprach und mit ihm die Zelle des Irrsinnigen verließ.

„Hört, Herr College, ich bin gerade kein Freund von Complimenten, auf dem Spielberg gibt's keine Gelegenheit dazu und man verlernt die Höflichkeit, weil sie hier gar nicht angebracht ist; aber Das muß

ich Euch sagen, Ihr seid ein Arzt, vor dem ich Respect habe. Ihr faßt Geist und Körper Eurer Patienten scharf auf. Alle Ehre vor Euch. Werde sogleich dem Herrn Commandanten Rapport von dem Mirakel abstatten, der sehr froh sein wird, wenn ich ihm die Möglichkeit vorstelle, daß der Verrückte gesund werden könne. Er möchte ihn gern los sein und ärgert sich schmählich, daß sie ihm aus Wien einen verrückten Pfaffen auf den Hals geschickt haben, der in die hiesige Gesellschaft ebenso schlecht paßt wie ein Hammerschlag auf ein Hühnerei."

Von dem Tage an erhielt Dr. Little die Erlaubniß vom Commandanten, den Pater gesund zu machen, denn der Erlaubnißgeber, ein tüchtiger Haudegen, betrachtete es als einen Schimpf und Werk seiner Feinde, ihm einen Geistlichen und noch obendrein einen Verwirrten auf den Spielberg spedirt zu haben, und dünkte sich sehr froh, auf eine Gelegenheit gekommen zu sein, die ihm zur Loswerdung von dieser seiner Aufsicht anvertrauten Seele behülflich sein werde. Dieser Erlaubniß ward noch auf besondere Vorstellung des Dr. Little die Genehmigung beigefügt, dem Geisteskranken zuweilen den für Geist und Körper gleich heilsamen Genuß frischer Luft verschaffen zu dürfen, und zwar auf dem hinter dem Hause ge-

legenen kleinen freien Raum, den der Wall begrenzte, welcher die Festung umgürtete.

Dr. Little hatte die Aussicht, den Geisteskranken, wenn auch nicht gänzlich herzustellen, doch ihm die Macht seiner Verfinsterung insoweit zu lichten, daß sein Irrsinn mit lichten Stunden gemischt werde. Die herzliche Theilnahme, welche er ihm bezeigte, und vor allem der Wahn des Irren, der Doctor sei ein römischer Legat, trug ungemein dazu bei, die Gegenwart des Letztern jenem lieb und erfreulich zu machen. Der Eindruck, den die frische Luft auf den Pater bewirkte, war sichtlich, sein bleiches Gesicht bekam einen hellern Schimmer, der Ton seiner Stimme kräftigte sich.

An einem Sonntag Nachmittag — die Festung und ihre Bewohner waren in tiefe Ruhe versenkt, die Sabbathsfeier heiligte den Ort des Schreckens — saß der Doctor mit dem Pater an der Rückseite des Hauses, vor sich in ganz geringer Entfernung die ringsum laufende Wallhöhe, hinter sich dichtes blätterreiches Strauchwerk, das sich unmittelbar an die Rückseite des Hauses schloß, welches letztere nur im zweiten Stock ein Fenster hatte, aus dem man auf den Wall und in die Ferne schauen konnte. Der Wärter hatte hier eine Bank hergetragen, und wenn

je ein Plätzchen zu stiller Beschauung geeignet sein konnte, so war es eben dieser von allem Verkehr isolirte Punkt; hierher verirrte sich Niemand von der Besatzung, höchstens sah man von Zeit zu Zeit auf dem Wall eine Wache gehen. Der Doctor ging von der sehr richtigen Ansicht aus, daß auf ein Fortschreiten der geistigen Genesung des Paters nicht eher zu rechnen sei, bis dieser sich zu einem Bekenntniß Dessen, was ihn in diesen Zustand gebracht hatte, bewogen fühle. Der heutige Nachmittag war in dieser Beziehung ein sehr glücklicher, der warme Sonnenschein schien im Verein mit dem sanften Zuspruch Little's des Paters Herz zu erweitern.

„Ja, ich will Beichte ablegen, Heiliger des Herrn!" rief der irre Joseph . . . „o, flehe für mich zu dem Gnadenspender des Himmels, daß ich nicht zur Hölle verdammt werde." Wie von innern heftigen Schmerzen gemartert wand sich der Aermste hin und her, dann hob er an:

„Ich bin auch einmal ein Heiliger gewesen . . . 's ist lange her . . . o, ich las eine Messe, ich hörte Beichte und war im Himmelreich einer von den Glücklichen, die erwählt sind auf den Stühlen zu sitzen, von denen die im Stolze ihrer Hoheit abtrünnig gewordenen Engel des Lichts herabgestürzt worden sind

in die Tiefe des Abgrunds. Auch ich fiel in die Macht der Dämonen . . . o, schöne, schöne Luçon . . . wie ich dich sah, war's aus mit meinem stolzen Heiligenschein. Das Herz erglühte mir in der Brust . . . Du warst so schön, so leicht, wie goldener Wolkenduft, und zogst mich an, daß ich Alles vergaß, nur dich umschweben wollte, nur dein sein, du schöne reizende Luçon. In der Messe betete ich zu dir, du warst mein Heiland geworden, ich hatte Alles vergessen, Alles . . . hättest du den Himmel von mir gefodert . . . ja, ich hätte ihn deinetwegen verrathen. Schöner Dämon, was hattest du aus dem Heiligen des Herrn gemacht!"

Dem seltsamen Beichteingang folgte eine Pause, dann fuhr der Irre fort zu sprechen, aber wie in Gedanken vor sich hin, als durchlebe er die an ihn gestaltenvoll heranwachsende Erinnerung in diesem Moment, wo er ihr Worte lieh, noch einmal. „Sie waren erzürnt auf mich, daß ich mit dem Harrer Freundschaft hielt . . . ich sollte als Jünger der heiligen Societät Jesu keinen Umgang mit Einem halten, der da ketzerisch war wie sein Herr. Durch ihn lernte ich sie kennen, sie, meine kleine schöne, schöne Luçon . . . die Sylphide, die luftige Tänzerin. Er nahm mich einmal mit in die Oper, als sie tanzte, ich war ver-

kleidet, daß Niemand in mir den Jünger Loyola's erkenne . . . hätte ich Welten um mich bauen können, sie wären in Nichts geschmolzen vor der Wonne, sie zu sehen, hinschwebend unter dem rauschenden Beifall Aller . . . meine Seele schäumte über in Wollust . . . die Sylphide wurde mein Gott . . . ich war nicht Priester mehr . . . nein, nein, ich war ihr Sklave, ihr Werkzeug . . . hatte meinen Sitz unter den Heiligen verloren."

Des vor sich Hinredenden Gesicht sank in seine hohle linke Hand, er verweilte eine zeitlang in dieser Stellung, dann sprach er weiter: „Und wie ich vor ihr niederfiel und rief: «Engel oder Teufel, hier hast du mich und mein ganzes Sein!» da hob sie mich auf, mein Gesicht ruhte auf ihrer Schulter . . . Moment des Entzückens! Alles konnte um mich herum vergehen, ich hätte es nicht gefühlt . . . Der Augenblick des Glücks überwog Alles, Alles. Proben sollte ich ihr liefern, daß sie überzeugt sein könne von der Wahrheit meiner glühenden Liebe, sie verlangte geheime Ordensschriften, die sollten ihr Beweis sein, daß ich mich lossagen wollte von dem Priesterthum. Ich wußte den Ort, wo man im Profeßhause geheime Schriften verwahrte, ich stahl sie . . . o ich hätte mehr gethan, hätte sie's verlangt. In meiner Zelle las ich

sie erst, dann gab ich sie ihr und ... verwünscht und verflucht sei die damalige Stunde ... enttäuscht wurde ich ... enttäuscht wie die hoffärtigen abtrünnigen Engel in dem Sturze vom Himmel zur Hölle! Nur ein lustiges Spiel, eine Wette war's gewesen, die sie durch mich hatte gewinnen wollen, sie liebte mich nicht ... sie spottete mein ... und doch hatte ich um sie meinen Gott, meinen Himmel, mein Priesterthum verrathen! Fluch und Verdammniß auf mich ... auf sie ... ich hatte Alles hingeschleudert für ... nichts ... nicht einmal eine Sünde war mein Lohn gewesen."

Der Irre brach in ein lautes Schluchzen aus. Es dauerte lange, ehe er sich wieder beruhigte, dann stammelte er leise: „Mir ist nicht zu verzeihen ... ich bin aus der Schöpfung gestoßen, der Himmel hat mich verworfen, die Hölle mich verschmäht." Seine wild aufgeregten Sinne verwirrten sich in diesem Augenblick wieder. „Hei! hei! meine schöne kleine Luçon, tanze ... tanze!" rief er ... „ich will dich sehen, Sylphide ... berauscht sein von deiner Schönheit ... liebst du mich nicht? ... hei, schöne reizende Luçon, tanze! tanze ... ich jauchze dir zu."

Der Doctor ließ ihn unbehindert gewähren, er erkannte, daß die Erinnerung an den Abend, wo der Irre die Tänzerin gesehen, einen unauslöschlichen Ein-

druck auf ihn hinterlassen, der schwer aus seinem Gedächtniß zu entfernen sein werde und eine Heilung seiner Geistesstörung sehr in Frage stelle. Um ihn allmälig von dieser ihn so mächtig beherrschenden Idee zurückzuführen, warf er, als er ihn ruhiger geworden sah, die Frage hin, ob er sich des Inhalts der von ihm dem Orden Jesu entwendeten Schriften vielleicht noch erinnern könne? Er mußte diese Frage mehremale wiederholen, ehe der in seine wirren Gedanken Versunkene darauf aufmerksam wurde und sich dahin äußerte, daß dies nur mit einer dabei befindlichen Schrift des Paters Hambacher der Fall sei. Der habe den Sohn einer in der kaiserlichen Hofburg nach der Geburt zweier Kinder unmittelbar verstorbenen Gräfin aus Böhmen in Steiermark von einem Laienmitgliede des Ordens Jesu erziehen lassen."

„Hieß der Erzieher des Knaben vielleicht Mistelberger?" rief Dr. Little, unwillkürlich von einem seltsamen Gedanken erfaßt, ihm ins Ohr.

„Ja, Mistelberger . . . jetzt weiß ich's wieder . . . so hieß er . . . die schöne Luçon hat die Papiere . . . ha, da tanzt sie mit ihnen, in den Lüften schwebt sie federleicht hin . . . ich soll mit? . . . o wie schön sie ist! . . . Luçon, um dich lasse ich mich ans Kreuz schlagen!"

Der Doctor hatte alle Aufmerksamkeit auf den Geisteskranken verloren, denn in ihm war eine Reihefolge von Ideen angeregt, die ihn ausschließlich beschäftigte. Das Geheimniß seines Lebens lag in dieser Stunde plötzlich enthüllt vor ihm, der Mund eines Wahnsinnigen hatte es ihm verkündet. Welche seltsame Verbindungen in seinem Dasein mit Denen, die diesem Geheimniß durch ihre Treue nahestanden, und die ihn nicht kannten, wie er sie nicht. Fast unmittelbar knüpften sich seine Erinnerungen an die Bewohner des Sperls an, an die greise Großmam', die Zeugin der Todesstunde seiner unglücklichen Mutter, die ja seiner und seiner Schwester erste Lebensstunde gewesen! und wo weilte, wer war diese Schwester? und Kasimir von Starkow, der älteste Sohn des Grafen und der Gräfin Wrtby, sein Freund nun auch sein Bruder? wo lebte er? seit fünf Jahren hatte er keine Nachricht von ihm . . . war er todt oder welches Schicksal hatte ihn getroffen, daß es ihm unmöglich werden konnte, das Andenken an ihn aus seinem Gedächtniß zu verwischen? Der Kopf glühte ihm von allen diesen Selbstfragen, das Herz schien ihm die Brust zersprengen zu wollen, er befand sich in einer Art von Taumel, der ihn sogar sein jetziges Schicksal vergessen ließ. Er fühlte die Nothwendig=

keit, sich selbst zu beherrschen, die Gedankenflut zu bändigen, zu ordnen, es war ihm unmöglich, neben dem im dumpfen Hinbrüten vertieften Pater still sitzen zu bleiben, er stand von der Bank auf und ging an dem dichten Strauchwerk hin und her.

Jetzt erst entsann er sich, daß er ein Gefangener sei, und diese Erinnerung entnüchterte ihn, wie ein Strom kalten Wassers einen Berauschten plötzlich nüchtern macht. Der Gedanke durchschauerte ihn fieberhaft. Indem er aufs tiefste davon ergriffen nachdenkend stehen geblieben war, dünkte es ihn, hinter sich in dem reichblätterigen dicken Strauchwerk Geräusch zu hören, er sah sich um und bemerkte nichts. Aber dasselbe Geräusch wiederholte sich, es glich dem Ton, als wenn Jemand mit einem Messer an irgendeiner harten Fläche ununterbrochen schabe. Obwol er das hohe Gesträuch auseinanderbog, so bemerkte er doch nichts, das Schaben blieb jedoch dasselbe. Es war etwas Unheimliches in diesem Geräusch und er verließ deshalb die Stelle und trat zur Bank zurück. Fast im selben Moment kam auch der Wärter des geisteskranken Paters und rief den Doctor, eiligst zum Herrn Oberproviantmeister hinaufzukommen, denn dessen Knabe sei die Treppe herabgefallen und liege wie todt in der väterlichen Wohnung, wo man ihn hinauf-

getragen habe. Dr. Little konnte diesem Verlangen nach seinem Beistand keine Weigerung entgegensetzen, obwol er sich jetzt nicht in der Stimmung fühlte, Andern ein Helfer zu sein, wo er ja selbst der Hülfe am meisten bedurfte.

Da jedoch der Oberarzt mit einem der beiden Unterärzte hinunter in die Stadt gegangen war, wie er wußte', so würde eine Verweisung an den du-jour-habenden zweiten Unterarzt kein günstiges Licht auf ihn geworfen haben. Er folgte also, den vor sich hinsinnenden Pater allein stehen lassend, dem Wärter, welcher ihn in die im zweiten Stock des Hauses befindliche Wohnung des Oberproviantmeisters führte. Der Knabe hatte bereits wieder Spuren der Besinnung von sich gegeben; indeß war Vorsicht nöthig, um etwaigen übeln Folgen des harten Falles vorzubeugen, da eine Gehirnerschütterung sehr leicht damit verbunden sein konnte. Nachdem der Knabe ganz zur Besinnung zurückgerufen und ins Bett gebracht worden war, sagte der Oberproviantmeister, dessen Rang mit dem eines Oberlieutenants gleichbedeutend war, ihm bieder die Hand drückend: „Nun haben's die Gnad', Herr Doctor, und gehn's mit zu der Meinigen. Die ist vom Schreck wegen des Buben seinen Treppenschuß ohnmächtig geworden . . . Frauenbilder

vertragen halt nicht viel und eine Mutter ist immer gleich in Angst, wenn's ihrem Kind ans Leben zu gehen scheint."

Die gute Nachricht, daß der Knabe wieder seine fünf Sinne habe, war der Frau Oberproviantmeisterin schon durch ihre Dienstfrau hinterbracht worden, und eben als ihr Mann mit dem Doctor zu ihr ins Zimmer gehen wollte, trat sie heraus. Aber fast schien es, als ob die bleiche Frau zum zweiten male von einer Ohnmacht überrascht werde, denn sie taumelte bei des Doctors Anblick zurück und faltete wie in großer Herzensangst die Hände, als sähe sie ein Gespenst vor sich. Der Oberproviantmeister, welcher den Blick nur auf seine Frau gerichtet, nicht bemerkend, daß der neben ihm stehende Doctor von einer gleich großen Ueberraschung ergriffen worden war, fragte theilnehmend: „Was hast denn, Lorette? Jesus, Maria und Joseph! was seid's Ihr Weiber doch für schwächliche Geschöpf', mit euch kommt man aus einem Tod in den andern."

Das war in der That ein recht wunderbares, unvermuthetes Zusammentreffen für den Doctor und Frau Lorette. Wie sie sich einander erkennend gegenüberstanden, schien die lange Reihe von Jahren, in der sie sich nicht gesehen, für sie ganz und gar ver-

gessen oder wie ein Traum im Nu verduftet zu sein, sie knüpften gegenseitig ihre Erinnerungen an jene Zeit, wo der Doctor noch als Student beim rechtschaffenen Meister Pillhofer, Lorette's Vater, im Dachstübel gewohnt hatte. Welche Veränderung in Beider Leben! wer ihnen damals prophezeit hätte, sie würden sich nach langen Jahren auf dem Spielberg, dem Ort des Schreckens, den man nicht nur in der österreichischen Monarchie, sondern auch außerhalb derselben mit Grauen nannte, wiedersehen, sie würden ihn ausgelacht haben, das schien ja ganz unmöglich. Ach, im Menschenleben ist nichts unmöglich, denn bis zum Grabe wird es am Gängelbande des Geschicks geleitet und große Schicksale wie unbedeutende Ereignisse sind die Kinder einzelner verhängnißvoller Momente, deren Größe und Bedeutung der Mensch in seiner Kurzsichtigkeit nicht erkennt. Und weil es so ist und empfunden durch aller Jahrhunderte Lauf von den Weisesten der Menschen wie von den Geistesbeschränkten, so knüpfte das Menschenherz, erfüllt von der heiligen Ahnung des wunderbar Ewigen, sein Geschick an die Sternenbahn. Es war ein Gedanke voll Bedeutung, voll Innigkeit, es war aber auch eine triumphvolle Ueberzeugung vom Werthe des Menschengeistes, der sich erhob aus dem Erdenstaube zu

der unermeßlichen Region, zu dem luftigen Weltocean, in dem die Sterne als glückliche Inseln der Verheißung ihres Weges ziehen. Der Astrolog, welcher ohne Habsucht voll Eifer in den Sternen zu lesen suchte und prophezeite, war kein geringerer Priester der ewigen Wahrheit als Der, welcher im pontificalischen Schmuck von des Himmels Größe und der Allmacht des Unendlichen predigte. Was wir Geschick oder Schicksal nennen, ist nur der umfassende Ausdruck immerwährender Auferstehung des Gewesenen, die ihr ewiges Band um alles Geschaffene webt.

Der Oberproviantmeister, eine jener ehrlichen Kriegernaturen, die bei fröhlicher Gelegenheit sich gern lärmend zu äußern pflegen, vernahm mit großer Ueberraschung die alte Bekanntschaft zwischen seiner Frau und dem Doctor. „No schauen's, das ist ein Hauptspaßettel, daß unser Bub' hat die Trepp' hinabschießen müssen, um den Herrn Doctor zu uns zu bringen. Gelt, Lorette, der Herr hätt' eine kleine Ewigkeit hier auf dem Spielberg sein können und du hätt'st nichts davon verspürt, wann's nicht grad' so gekommen wär'? Was möcht' der Vatter Pillhofer für 'ne Freud' haben, könnt' er jetzt hier sein! O, mir hat er viel Rühmens vom Herrn Doctor gemacht, wie ich damals um sein Lorettel gegangen bin. No,

no, wein' nicht, Lorette, ewig können wir nicht hier sein. Wann der Zapfenstreich geschlagen wird, kommt der Tod und gibt uns ein Nasendupferl — aus ist's hernach. Und das Nasendupferl kriegt halt der Kaiser wie der Schneider, da ist kein Unterschied. General oder Corporal — 's Nasendupferl vom Tod ist die allgemeine Marschroute."

Auch der Commandant erfuhr die frühere Bekanntschaft zwischen dem Dr. Little und der Frau Oberproviantmeisterin. Natürlich, die wenig freien Leute auf dem Spielberg bildeten eine kleine Welt unter sich, und es konnte dem Einen nichts geschehen, was der Andere nicht erfahren hätte. „Was mich dieser Doctor in die Klemme bringt!" rief der Commandant. „Erst heißt's mit aller Schonung ihn zu behandeln und gar keine Ordre weiter; nachher findet er wieder eine Bekanntschaft hier oben — und am End' kömmt vielleicht der Befehl, ihn in Eisen zu legen. Wie soll man sich gegen solchen Menschen nun benehmen, daß man nachher nicht in die verteufelte Lag' kommt, zu ihm sagen zu müssen: «Halten's zu Gnaden, ich möcht' mir vor Verdruß die Haar' ausraufen; aber ich muß Sie halt ein Bisserl einschmieden lassen!»" Der Commandant entging dieser möglicherweise unangenehmen Aussicht, indem er selbst

keine Notiz von dem Detinirten nahm, aber es geschehen ließ, daß der Oberproviantmeister mit demselben umgehen durfte, was auch von Seiten des sehr redseligen Kriegsmannes benutzt wurde. Wenn Dr. Little den geisteskranken Pater besuchte, stieg er auch jedesmal ein Stockwerk höher.

Eine Bemerkung machte er jedoch an Frau Lorette, die er sich gar nicht erklären konnte. In ihrem Benehmen trat zuweilen eine Scheu vor ihm hervor, für die er keinen denkbaren Grund auffinden konnte. Er nahm sich also vor, bei nächster Gelegenheit sie um die Ursache dieser seltsamen Wahrnehmung zu fragen. Das geschah schon in den nächsten Tagen. Frau Lorette saß an dem einzigen, die Aussicht über den Wall habenden Fenster und nähte, ihr Mann war hinunter in die Stadt, um eine Lieferung Proviant zu fassen . . . Dr. Little stand unweit des Nähtisches und sein Blick hing sehnsuchtsvoll an den fernen lichten Wolkensaum, den er von hier aus sehen konnte. Für ihn war dieser Wolkensaum eine Andeutung von Freiheit, einzelne Wolken rissen sich vom Ganzen ab und schwammen weiter, endlich verschwindend . . . o hätte er mit ihnen ziehen können!

Unwillkürlich verknüpften sich mit diesem Sehnen die Bilder seiner und ihrer Vergangenheit. Er redete

davon zu ihr, und es entging ihm nicht, daß sie, wie von der Erinnerung an ehemals gedrückt, nicht herzlich mit einstimmte. Nun fragte er sie, warum diese Scheu, dies Zurückhalten bei ihr so hervorträte? Anfänglich wollte sie es gar nicht Wort haben; aber daß sie bei diesem Widerspruch das Gesicht nicht nach ihm aufhob, sondern als wäre sie kurzsichtig es tief nieder auf die Arbeit senkte, war ja eben der Beweis, daß doch etwas sein mußte, was sie nicht aussprechen wollte. Das sagte er ihr, und um es in Abrede zu stellen, blickte sie ihn an; aber jetzt sah er es, daß ihre Augen ganz feucht waren.

„Sie haben etwas gegen mich“, behauptete er ... „ich weiß nicht was, doch es ist so. Ich hätte geglaubt, in Ihrem Herzen mehr Aufrichtigkeit zu finden, ich wenigstens kann mich nicht erinnern, Ihnen jemals eine Beleidigung oder sonst ein Wehe zugefügt zu haben. Ist Dergleichen wirklich geschehen, so sagen Sie es mir. Bei fortgesetztem Schweigen sehe ich mich genöthigt, so schmerzlich es auch für mich sein wird, Sie nicht mehr mit meiner Gegenwart zu belästigen. Ich werde offen Ihrem Manne sagen, was mich zwingt, seine Wohnung nicht mehr zu betreten.“

Das ergriff Frau Lorette und brach ihr Schweigen. Er erfuhr, daß sie in Eifersucht, denn sie habe

ihn von ganzem Herzen geliebt und sich dem Gedanken hingegeben, daß er sie zu seiner Frau nehmen würde, wenn er Doctor geworden wäre, Böses gegen ihn gethan; denn was im gräflich Losy'schen Garten sich ereignet, wie man ihn und die misgestaltete Cäcilie damals überrascht habe, sei mit ihr Werk. Seine heimliche Amour mit der Comtesse Braut vom Grafen Erdödy hätte sie zerstören wollen, und vom Pater Hambacher, dem sie ein Billet, das sie insgeheim dem Fräulein Cäcilie hatte einhändigen sollen, zu lesen gegeben, habe sie die Weisung erhalten, es der Gräfin Angelica zu überreichen. Später wäre ihr erst klargeworden, wie unrecht sie gethan. Gräfin Angelica habe die Ueberraschung im Rondel des Labyrinths nur deshalb angestellt, weil sie auf Konstanze einen Haß gehabt hätte, eine unüberlegte Aeußerung der Erstern hätte sie, Lorette, darüber aufgeklärt, und von der Zeit an sei der Gedanke an das Böse, das sie ihm damals zugefügt, ein nagender Gewissensbiß für sie geblieben.

Dr. Little stand lange noch, nachdem Lorette ihr Geständniß beendigt hatte, schweigend. Ihn dünkte, es greife eine Hand aus seiner Vergangenheit herein in seine Gegenwart, es war ein Weh, dem er unterlag und das sein ganzes Wesen durchbebte. Die Er-

innerung, welche Lorette jetzt vor ihm ins Leben gerufen, war die Klippe gewesen, an der sein Glück scheiterte, der schöne Traum seiner leichtbeschwingten Jugend versank. Nur Jemand, der, nicht weichen Herzens, für die Vorkommnisse des Lebens gleichgültig blieb, konnte bei solchem Rückblick Ruhe behalten; Egon aber fühlte sich tief erschüttert. „Das habe ich freilich nicht gewußt", sagte er nach einer Weile . . . „o mein Gott, welch frevelhaftes Spiel durchkreuzt zuweilen unsere besten Stunden! Scherz und Mord reichen sich oft brüderlich die Hände."

Lorette schluchzte, sie flehte ihn um Vergebung an.

„Ich zürne Ihnen nicht, die Erinnerung an jene vergangene Stunde hat zwar mein Herz verwaist, aber sie hat es nicht verdorben. Sprechen wir nie mehr davon. Man muß schmerzliche Rückblicke vermeiden, sie sind oft geheime Feinde des bessern Theils in uns." Und damit verließ er sie. Das Leben hatte ihn veredelt, verklärt, in seiner Seele war Ergebung der Grundton geworden und der Wohllaut des Friedens waltete in seinem ganzen Wesen. Freilich war dieser Friede durch ein schweres, oder besser gesagt, durch das schwerste Opfer, welches der Mensch nur zu bringen vermag, durch Entsagung errungen;

aber eben das heiligte ihn so sehr, das erhob ihn, er brauchte nicht vor sich selber zu erröthen. Er ging zu dem Geisteskranken hinab. Der Wärter hatte diesen hinaus in die Luft geführt, der Doctor fand ihn auf der Bank, und der Wärter meinte, die Ruhe, in der sich sein Pflegling seit einigen Tagen befinde, sei ebenso schlimm als seine jeweiligen tobenden Ausbrüche, denn jetzt schien es, als wären seine Sinne abgestorben.

„Die Natur macht keine Sprünge, sie wechselt nur in allmäliger Reihenfolge die Erscheinungen", belehrte der Doctor ... „vorschnelle Urtheile fällen ist eine geistige Schwäche. Warten wir mit Ruhe ab, wie sich die nächste Erscheinung bei diesem armen Menschen kundgeben werde." So zurechtgewiesen zog sich der Wärter ins Haus zurück. Der Doctor vermochte nicht zu leugnen, daß die Stumpfheit, in die der Pater so sichtbar von Tag zu Tag mehr versank, kein günstiges Zeichen für dessen zerrütteten Geisteszustand sei. Die Empfindungsfähigkeit für äußere Dinge schien er verloren zu haben, die Einkehr bei sich selber war darum gefährlich, weil sie sich als Anfang von Tiefsinn darstellte. Die Gleichgültigkeit, die der Pater in seinen Antworten zeigte, welche ihm der Doctor durch öfter wiederholte Fragen abdrang,

veranlaßte diesen endlich die Mühe aufzugeben, ihn zu Aeußerungen anzuregen. Er selbst hatte ja so reichen Stoff zum Nachdenken, daß er bald tief genug in dasselbe sich versenkte.

Sein vergangenes Leben trat in vollster Geltung zur Anschauung vor ihm hin. Er durchblätterte es wie ein vor ihm aufgeschlagenes Buch, an jede darin befindliche Reminiscenz konnte er anknüpfen, sein Geist lieferte wie durch Zauber die Illustrationen dazu, bei einigen verweilte er gar gern, bei andern eilte er rasch vorüber; nicht daß er sie hätte scheuen müssen, in seiner Erinnerung gab es keine schwarzen Blätter der Unehre, er war rein geblieben vom zersetzenden Roste der Leidenschaften, aber sie verdüsterten seinen Frieden, es ging kein wohlthuender Hauch von ihnen aus. So gedachte er der Gräfin Trautson; ganz anders aber waren seine Empfindungen bei dem Andenken an Konstanze, ja selbst an die kleine misgestaltete Cäcilie. Wenn er an sie dachte, war das Gefühl, welches diesem Denken entsprang, ein schönes, beglückendes. Er wußte nicht, ob sie noch lebten, aber er wußte, daß, wenn sie noch lebten, sie auch seiner mit vollem freudigen Herzen gedenken würden. Gleich einem leuchtenden Doppelgestirn tauchten diese beiden einander im Aeußern so ungleichen, nach Herz und

Geist so harmonisch zu Einem verbundenen weiblichen Gestalten in dem durch schwere finstere Schatten verdunkelten Gemälde seiner Vergangenheit empor, und der Wunsch wurde heißer aufglühend in seiner Seele, nur ein mal noch im Leben sie wiederzusehen. Durfte er mit einigem Recht darauf hoffen? Die Vernunft sagte ihm „Nein"; wie hätte er seinen Feinden entgehen können? konnte nicht der nächste Tag ihm eine Entscheidung bringen, welche jede Hoffnung auf Erlösung und Freiheit unmöglich für immer machte? Warum hätte man ihn auf so verrätherische, ja banditenmäßige Weise mitten aus seinem friedlichen und segensreichen Stillleben gerissen und hierhergebracht, wenn es nicht aus Rache geschah? Das Doppelverbrechen, welches nach geistlichen und weltlichen Rechten auf ihm lastete, mußte eine furchtbare Ahndung nach sich ziehen. Er erinnerte sich, daß auf bloße Entführungsfälle dem Entführer der Tod durch Henkershand zuerkannt worden war, die Kaiserin war in diesem Punkte unerbittlich. Hatte er nicht dem Grafen Erdödy die Gemahlin entrissen? welche Motive ihn zu dieser That geleitet, kümmerte seine Richter nicht ... und nun erst die Kirche, deren heilige Ceremonien er zur Hülle dieser That benutzt hatte! Sie kannte keine andere Versöhnung als den Tod, mochte

dieser nun im schnellen oder im langsamen Dahinsterben bestehen. Dies Bewußtsein durchschauerte ihn gewaltig und erzeugte folgerecht, wie bei jedem geistig und körperlich gesunden Menschen in derartiger Lage und Stimmung, eine plötzlich hervorbrechende Sehnsucht nach Freiheit. Nie hatte er den Drang, der ihn jetzt mit einem male so ganz und gar beherrschte, mit solcher Lebhaftigkeit empfunden als in diesem Moment. Der Spielberg erschien ihm als ein mit Schrecken aller Art erfülltes Grab, das ihn auf immer zu verschlingen drohte . . . hinaus aus diesem Grabe, aus dieser Höhle der Verdammniß! Eine Krähe flog vom Dach des Hauses nach dem Wall hinüber, er beneidete sie um ihre Flügel, um ihre Freiheit, um ihr Glück und fühlte sich so elend, daß ihm unwillkürlich Thränen ins Auge traten.

Wer war das? seitwärts hinter ihm im dichten Strauchwerk hörte er Geräusch wie vom Fallen eines Steins? es war an derselben Stelle, wo er vor einigen Tagen das unheimliche Schaben oder Kratzen gehört hatte. Gleich hinterher war es ihm, als höre er tiefe Athemzüge wie von einem durch Anstrengung Erschöpften. Er horchte aufmerksam — nein, er hatte sich nicht getäuscht, Athemzüge und ein leises Pusthen wurden ihm deutlicher, es konnte keine Täuschung sein.

Das reizte seine Neugier. Geräuschlos auf dem weichen Grasboden näherte er sich der Stelle und bog die Zweige behutsam auseinander. Entsetzen lähmte im ersten Moment sein Denken. Hart am Boden in der Mauer des Hauses glotzte ihm ein verwildertes eingefallenes bärtiges Gesicht entgegen, es nahm die Stelle eines aus der Mauer gelösten und daneben liegenden Steins ein. Die Mythe vom Medusenhaupt birgt eine große tiefe auf Erfahrung gegründete Wahrheit: Contraste fesseln, betäuben, vermögen den Menschengeist so sehr zu beherrschen, daß er die Fähigkeit des freien Willens verliert. Die Schönheit und ihr finsteres Gegenbild, die Häßlichkeit, Beide den Himmel und die Hölle versinnlichend, haben diese Wunderkraft, das Medusenideal der alten Griechen zeugt von dem hocherleuchteten Geiste der Schöpfer ihrer Mythologie, denn diese Sage entschleiert das große Geheimniß des ewigen Kampfes zwischen Tag und Nacht, zwischen Tugend und Laster. Eine dem erstarrenden Schrecken, welchen der Anblick des Medusenhauptes Allen einflößte, ähnliche Empfindung beherrschte den Doctor, er vergaß sich abzuwenden von dem abscheulichen Gesicht; aber fast zu Boden wäre er im Schreck gestürzt, als er seinen Namen mit leiser Stimme von daher nennen hörte. Und hin-

terher scholl es aus des Bärtigen Munde: „Kennst du mich nicht mehr? . . . Kasimir von Starkow.“

Der Name, der in Egon's Ohr drang, enthüllte ihm Alles. Jetzt erkannte er ihn, er mußte die bekannten Züge erst suchen in dem eingefallenen bärtigen verwilderten Gesicht des Sprechenden, und wie das geschehen war, die Ueberzeugung von der Wirklichkeit dieses schauervollen Wiederfindens vor ihm stand, wußte er auch, daß Kasimir Rettung durch Flucht suchte. „Du wirst mich nicht verrathen, Egon“, flüsterte Jener . . . „mein Schicksal liegt jetzt in deiner Hand, es ist sicher, dein Herz kennt keinen Verrath. Hätte ich tausend Leben, ich vertraute sie dir, meinem Freunde. Fünf Jahre fast schmachte ich hier in Eisen, nur zwei Wege gibt es, diesem furchtbaren lebenslänglichen Geschick zu entgehen . . . Flucht oder Tod. Ich habe das erstere gewählt, das zweite bleibt mir zu jeder Zeit, wenn meine Wahl unglücklich war. Ein halbes Jahr lang minire ich diese Mauer, heute ist der Tag, der mir die Ausdauer lohnt — welche glückliche Vorbedeutung! in den ersten Augenblicken, wo ich das süße Gefühl des Gelingens empfinde, wo der erste Lufthauch in die Nacht meines abscheulichen, von keinem Strahl des Tages erhellten Kerker eindringt, finde ich dich! O Freund, sei mein Retter,

mein Gott! du kannst mich nicht untergehen lassen, es ist unmöglich."

Egon fühlte sich tief erschüttert von dem Elend, das Kasimir für jetzt nur angedeutet hatte. Er sagte ihm, daß auch er ein Gefangener sei, dem alle Tage das Urtheil fallen könnte.

„So laß uns mitsammen fliehen!" rief Kasimir ... „die Vorsehung hat uns nicht umsonst zusammengeführt, unser Geschick soll miteinander verbunden sein, miteinander gerettet oder miteinander sterben!"

Egon bemerkte von weitem die Wache auf dem Walle heranschreiten, er rief Kasimir zu: „Die Wache kommt, morgen um diese Zeit siehst du mich wieder", und das zurückgebogene Strauchwerk schnellte wieder in seine frühere Lage. Unmittelbar darauf glaubte Egon das Klirren von Ketten aus der Tiefe herauf zu hören. Welches Erlebniß! er hatte seinen Bruder gefunden, der ihm zum Retter geworden, dem er es jetzt werden sollte, werden mußte. Der Gedanke an Freiheit überwog die Gefahr der Flucht, die ihm früher unmöglich erschien. Nur Eine Furcht hatte er, daß die Flucht durch die ihn betreffende Entscheidung aus Wien unausführbar gemacht werden könnte. Davor zitterte er. Nie hatte er sich in solch einer Aufregung befunden als jetzt, und doch mußte er

sich beherrschen, durfte keinen Verdacht erregen. Es wurde ihm schwer. Aber die Freiheit, in der er sich befand, war der Quell der Mittel zu dieser Flucht, das erkannte er, und das am nächsten Tage erfolgende geheimnißvolle Rendezvous mit Kasimir gab ihm das Nothwendige an, was erfoderlich dazu sei.

Kasimir wußte nicht, welchem Zufall er den Verrath zuschreiben solle, der ihn so plötzlich aus den Freuden und Genüssen seiner Stellung am Kaiserhofe gerissen und zum Gefangenen gemacht hatte. Er vermuthete nur, daß man durch ein Ungefähr seine Verbindung mit Preußen entdeckt habe, denn man drang in ihn, nachdem seine Correspondenz mit Preußen unleugbar erwiesen war, das Geheimniß seiner Geburt anzugeben. Er weigerte sich dessen entschlossen. „Mit dem Geheimniß will ich lieber sterben, als ihnen das Vergnügen machen, daß sie in mir den einzigen Sohn eines von ihrer Rache hingemordeten Opfers vernichten", sagte er zu sich, und schwieg auf alle deshalb in Güte und Strenge an ihn gerichteten Fragen. Sein Urtheil lautete auf lebenslängliche Kerkerhaft in Eisen, und der Spielberg nahm ihn auf. Er war es gewesen, der Egon an der Seite des Oberarztes erkannt hatte, und dem

für die secundenlange Zögerung im Weiterschreiten der Stock des Zuchtmeisters lohnte. Aber so sehr er sich auch sonst auf seine Augen verlassen konnte, so glaubte er doch an eine Täuschung derselben, da er es für ganz unmöglich hielt, daß Egon hier sei. Trotz aller Qualen seiner Gefangenschaft hatte er nicht den Muth verloren; doch eines Tags schien auch diese seine einzige Stütze ihn verlassen zu haben; in Verzweiflung wollte er an der feuchten Mauer des Kerkers seinen Kopf zerschellen und sterben, die Marter mit einem male enden.

Indem er diesen Entschluß ausführte, riß die Gewalt seines Anpralls gegen die Mauer zugleich an der von ihm in die Hand genommenen Kette, mittels welcher er durch einen Leibring an die andere Kerkerwand geschlossen war, so heftig, daß das Mauerstück, in dem der Kettenring befestigt war, ihm nachfiel. Dies führte ihn zur Untersuchung der Mauer, er fühlte durch die entstandene breite Lücke einen hohlen Raum, und der Gedanke an eine mögliche Flucht trieb ihn jetzt ebenso lebhaft, diese unerwartete Entdeckung auszubeuten, als vor kurzem der Entschluß zum Selbstmorde ihn beschäftigt hatte. Es gelang ihm mit unendlicher Anstrengung, noch ein paar Mauerstücke locker zu machen und herauszunehmen

und dadurch eine Oeffnung zu gewinnen, durch die er in den hohlen Raum einsteigen konnte. Die Durchsuchung desselben lieferte das Ergebniß eines Fundes, der ihm außerordentlich willkommen war. Außer den beim Betasten zerbröckelnden Knochen eines Menschengerippes, das hier am Boden lag, fand er ein Dolchmesser, dick mit Rost überzogen, wie das Befühlen desselben verrieth. Von nun an arbeitete er Tag für Tag mit riesenhafter Ausdauer daran, sich aus diesem Raume einen möglichen Ausgang zu verschaffen; er löste die Steine aus ihren Fugen und grub nach oben. Um den Wärter zu täuschen, daß dieser nicht den Eingang in den hohlen Raum bemerken solle, setzte er stets, durch einen Kitt von gekautem Brot sie verbindend, die wenigen Mauerstücke wieder ein. Nach halbjähriger Anstrengung hatte er das Ziel, einen Weg ins Freie zu gewinnen, wie bereits erwähnt ist, erreicht.

Aber noch trug er die Ketten um Hände und Füße, und sie zu lösen, fehlten ihm die nöthigen Mittel. Obwol er nicht wußte, woher er sich Feilen verschaffen sollte, so verzagte er doch nicht, er hoffte auf sein Glück im Unglück. Der anbefohlene Befestigungsbau, zu dem der Commandant die in Eisen gehenden Gefangenen an Stelle der Lastthiere ver-

wendete, hatte ihm Kenntniß der Festungswerke verschafft. Er prägte sich deren Localität scharf ins Gedächtniß, täuschte sich nicht über die Hindernisse, die sich dem Fluchtversuch entgegenstellten, sondern hoffte im Gegentheil, bei einigem Glück denselben durchführen zu können, wenn es ihm nur gelang, der seine Bewegungen hemmenden Ketten ledig zu werden. Egon, von allem Nothwendigen unterrichtet, suchte das Nöthige dazu herbeizuschaffen. Sein Umgang mit dem Oberproviantmeister leistete ihm in dieser Beziehung vielen Vorschub. Unter verschiedenen Vorwänden gelangte er in den Besitz zweier Feilen, eines Messers und mehrer Stricke. Unter seinem Kleide diese Dinge verborgen tragend, steckte er bei den geheimen Zusammenkünften mit Kasimir sie diesem zu. „Hätten wir ein paar Pistolen zu etwaiger Gegenwehr, es wäre gut", hatte Dieser geäußert, und Egon, welcher den Oberproviantmeister in dem Besitz solcher Waffen wußte, entschloß sich am letzten Nachmittag vor der Nacht, wo er mit Kasimir die Flucht wagen wollte, ein paar zu entwenden. Alles stand auf dem Spiele und deshalb mußte auch Alles gewagt werden, ein ganzes Leben in Freiheit oder im Unglück hing davon ab.

Das Glück schien ihm wohl zu wollen. Lorette's

Gatte war wieder in die Stadt hinuntergegangen. Egon bat sie, ihm zu seiner Unterhaltung die kleine Waffensammlung ihres Mannes, unter der sich manche alte merkwürdige Stücke befänden, zu öffnen. Sie versagte es nicht, aber es entging ihm auch nicht, daß ihr Blick seltsam überrascht auf ihm ruhte. Er war so sehr in Aufregung, daß er, diese fühlend, es vermeiden wollte, sie, die über diese Bitte Staunende, anzusehen. Er blieb allein in dem kleinen Zimmerchen, in dem der Oberproviantmeister die Wände mit Schuß-, Hieb- und Stichwaffen aller Art, deren Ansammlung sein Steckenpferd war, behangen hatte und andere mörderische Requisiten in einem Schranke verwahrte. Auch ihm hatte er die geliebten Waffen schon mehre male gezeigt und dabei lachend bemerkt, daß er sich wol denken könne, wie für einen Doctor eine Gallerie Apothekerbüchsen ein viel interessanterer Anblick sei. Egon, sich allein wissend, zog den Schrank auf, nahm ein Horn mit Pulver und Kugeln heraus, fuhr damit schnell in die Tasche und war eben im Begriff, ein paar Sackpistolen denselben Weg nehmen zu lassen, als er Frau Lorette's Hand auf seinem Arm fühlte.

Die Ueberraschung war so groß für ihn, daß er eine der Pistolen zu Boden fallen ließ. Eine Pause

folgte. Lorette fragte dann: „Wollen Sie Selbstmörder werden, Egon?“

„Ich?“

„Wozu brauchten Sie sonst diese Waffen?“

Er schwieg; die Bestürzung, in die er sich so plötzlich versetzt fühlte, war zu groß, als daß er, der Verstellung ungewohnt, schnell hätte Fassung erringen können. Er zitterte sogar. Lorette ergriff seine Hand und sprach mit einem Ausdruck von tiefem Gefühl: „Ich habe seit Jahren keinen andern Wunsch gehabt, als Ihnen, dem ich so Böses bereitete, einst einen Beweis geben zu können, wie sehr ich diese Schuld bereut habe. Es war gar keine Hoffnung dazu, denn wo waren Sie? unsere Lebenswege fielen so ganz auseinander. Heute stehe ich neben Ihnen, Gott hat mein Gebet erhört, ich rette Sie von einer That, die nie mehr gutzumachen ist. Sie dürfen sich nicht so wie ein Dieb dem Leben entziehen, Tausende haben Ansprüche an Sie, denn Sie können noch der helfende Engel für Tausende werden. Egon, streichen Sie den Gedanken, als Ihrer unwürdig, aus Ihrer Seele. Wie Sie damals Fräulein Konstanze aus dem Feuertode gerettet hatten und selbst so hart daniederlagen, habe ich der Mutter Gottes zu Mariahilf eine Kerze gewidmet, daß sie Ihnen beistehen

möchte und Sie am Leben blieben. Damals hat sie geholfen; jetzt will ich ihr wieder eine Kerze weihen, weil sie gnadenvoll mich jetzt zu Ihrer Retterin gemacht hat."

„Lorette!" rief der Doctor, übermannt von der innigen Empfindung in ihrer Rede.

„Nicht wahr, Sie werden den bösen Gedanken wie einen Erzfeind von sich verscheuchen?" fragte sie ... „Ich könnte nie mehr ruhig werden, wenn Sie mir das nicht versprechen wollten. Ich traue auf Das, was Sie sagen, denn zu einer Lüge sind Sie zu brav, die glaub' ich nicht von Ihnen."

Einem solchen Vertrauen gegenüber, wie sie ihm bezeigte, konnte er nicht unwahr bleiben. Von ihr war kein Verrath zu fürchten, das wußte er, und deshalb machte er sie mit dem Geheimniß seines Vorhabens für die kommende Nacht bekannt. Er erzählte ihr, daß sein Geschick durch das von Wien erwartete Urtel vielleicht lebenslängliche Kerkerhaft sein könne. „Lebenslänglich ein elender Gefangener! großer Gott, welcher entsetzliche Gedanke! der Tod ist eine Wohlthat dagegen!" rief er in heftiger Bewegung, die Augen mit den Händen bedeckend.

Lorette war ganz still geworden, aber auch leichenbleich, sie fand keinen Ausdruck für ihren Schreck;

aber als der erste Anprall der ungeheuern Angst, mit der seine Erklärung sie geschlagen hatte, nachließ, sie wieder ihre Gedanken fassen und ordnen konnte, sagte sie mit zitternder Stimme: „Ich möchte Sie warnen vor dem Versuche, das ist ein fürchterliches Wagstück; aber gegen eine lebenslängliche Gefangenschaft in Eisen abgewogen, ist diese noch tausendmal schlimmer ... ich muß sagen, daß Sie recht thun. Ach, heilige Mutter Gottes, was ist das für eine Angst in meiner Seele deswegen!"

Der alte Meister Pillhofer, der nun schon manches Jahr ruhte, hatte einmal, als die Rede auf seinen ehemaligen Miethsmann, den Grenzermajor und nunmehrigen ruhmreichen General Loudon gekommen war, gesagt: „Schauen's, Mosje Egon, wann der Herr Major ausgegangen ist wegen eines Dienstes in der Armee, hab' ich immer darum gewußt und für ihn zu Gott und seinen lieben Engeln gebetet, daß sie ihm doch einen finden lassen möchten, und 's hat genützt. Glauben's, vor Gott ist Gebet und Segen eines Schneiders gerad' soviel werth, als wenn's von Kaisers Majestät ausgeht. Ich denk' mir Den als reichen Mann, für den noch eine Seele betet und Segen erflehet, wenn er was unternimmt." Daran dachte der Doctor jetzt und erinnerte Lorette

daran. „So reich bin ich jetzt“, sagte er zu ihr . . . „denn Sie werden Gebet und Segen für mich haben, das weiß ich.“

Sie konnte sich der Thränen nicht enthalten. „Wenn die Nacht vorüber wär'! mir wird's Herz zerspringen“, sprach sie. Als er Abschied von ihr nahm, zeigte es sich recht, wie großen Kummer sie um ihn hatte, denn sie wurde ohnmächtig, daß er sie wieder zur Besinnung zurückrufen mußte, ehe er sie verlassen konnte. Ihre kleine Ersparniß von ein paar Gulden hatte sie ihm mitgegeben, sie konnte nichts weiter für ihn thun, da ihre Mittel zu beschränkt waren.

Je näher die Nacht heranrückte, desto angstvoller schlug dem Doctor das Herz; wenige Stunden noch, dann sollte der Würfel über seine Zukunft fallen. Der Himmel schien die Flucht begünstigen zu wollen, dichter kalter Nebel ballte sich um die Höhe des Spielbergs. Als es zehn Uhr geschlagen, Ruf, Gewehrklirren und der taktmäßige Schritt der abzulösenden Mannschaften verklungen war, raschelte es in dem Strauchwerk an der Rückseite des Hauses, in welchem der Oberproviantmeister wohnte. Mit Hülfe Egon's zwängte sich Kasimir durch die enge Oeffnung in der Mauer. Er hatte sich mittels der ihm

zugesteckten Feilen glücklich von den Ketten befreit, nur an den Hand- und Fußgelenken saßen noch die Schellen fest, wie auch der Eisenring um den Leib; sie durchzufeilen war keine Zeit übrig. „Du zitterst wie Espenlaub“, sagte Kasimir, als ihn, von Angst erschüttert, Egon umklammerte ... „habe Muth, verdirb uns nicht selbst durch Furcht und Zagen. Hättest du nur einen Monat in dem Elend zugebracht, wie ich fast fünf Jahre, du würdest vor keinem Mittel zurückbeben, das dich frei macht. Ha, ich bin ohne Ketten, ich werde wieder ein Mensch sein, wenn die Flucht gelingt! Hast du Pistolen?“

Egon gab ihm eine nebst Pulver und Kugeln. Beide luden die Schußwaffen, dann begannen sie ihr Befreiungswerk, nachdem sie auch die geringe Baarschaft miteinander getheilt hatten. Kasimir, viel resolutern Geistes, hatte alle möglichen Fälle bedacht, welche ihrer Flucht sich entgegenstellen konnten. Er redete davon zu Egon, sagte ihm, für den Fall, daß sie auseinanderkommen sollten, sei über Ungarns Grenze zu kommen der einzige denkbare Rettungsweg, im schlimmsten Falle, das heißt, wenn die Flucht mislänge, werde er sich eine Kugel durch den Kopf jagen, dann habe er doch wenigstens den Vortheil, einer lebenslänglichen Gefangenschaft zu ent-

gehen, errungen. Sie nahmen Abschied voneinander, denn konnten sie wissen, ob die nächste Stunde sie nicht schon getrennt haben würde? Mit dem Gesicht zur Erde geworfen, krochen sie über die schmale Intervalle bis zum Walle; hier wurde gerastet, Kasimir lauschte auf jedes Geräusch. Der Nebel, der sich immer mehr verdüstert hatte, fing an zu nässen, und die Luft wurde empfindlich kalt; Egon schauerte unter der unangenehmen Empfindung. Nichts war zu hören, sie schoben sich, verdeckt von dem tiefen Grau, mühsam den Wall hinan, die Anstrengung war so groß, daß Egon erschöpft am Rande desselben liegen blieb.

„Muth, Muth", flüsterte Kasimir ihm zu ... „Rückkehr ist unmöglich, also vorwärts, Freiheit oder Tod!" Endlich lag der innere Wall hinter ihnen, sie passirten den zum Glück wasserlosen Graben, der sie vom äußern Wall trennte. Sie hatten eine volle Stunde bei dieser Schreckenstour gebraucht; als sie den äußern Wall zur Hälfte erklommen, schlug es eilf Uhr, der taktmäßige Schritt der Patrouille, der Werdaruf und die Antwort waren in der Nachtstille deutlich vernehmbar. „Der Nebel ist unser bester Freund", flüsterte Kasimir ... „wäre die Nacht klar, könnte man uns hier vielleicht entdecken. Grabe dich

mit dem Munde in die Erde, daß ja kein Laut hörbar wird.“ Die Patrouille ging oben vorüber, aus dem öftern „Werda?“, auf welches sie Antwort zu geben hatte, war zu entnehmen, daß der äußere Wall mit mehr Posten besetzt war. Als Alles still geworden, krochen sie höher, bis an den Rand des ersten Walles hinauf. Um zu lauschen, mußten sie liegen bleiben. Egon übergossen von Schweiß, erfüllt von der angstvollsten Erwartung des Ausgangs dieses Wagstücks, blickte zurück.

Eine leichte Senkung des zweiten Walles gestattete ihm zufällig die tiefnächtlichen Contouren des Hauses zu sehen, in dem der Oberproviantmeister seine Wohnung hatte. Aus dem einzigen der Wallseite zugewendeten Fenster dieses Hauses schimmerte ein Lichtfunke durch den Nebel hindurch. Er wußte, wer bei diesem Lichte wachte und seiner gedachte, für seine Rettung betete … Lorette war es, die so edel ihre an ihm vor Jahren begangene Schuld gesühnt hatte. Der Gedanke gab ihm Muth. Sie bewegten sich am Boden fortkriechend über die Wallbreite. Der Schritt einer Wache war hörbar, sie versperrte ihnen den Weg. „Der Kerl muß bei Seite geschafft werden, oder wir sind verloren!“ flüsterte Kasimir und kroch vorwärts, Egon ein Zeichen

gebend, daß er zurückbleiben solle. Gleich einer auf Fang schleichenden Schlange schob sich Kasimir der Wache unbemerkt näher, es gelang ihm in das tiefe Dunkel der Brustwehr zu kommen. Dort richtete er sich leise und vorsichtig auf; als der wachthabende Soldat wieder an ihm vorübergeschritten war, warf er ihm einen in Eile zur Schlinge verschlungenen Strick über; aber die Schlinge aus so unsicherer Stellung, auf den Knien nämlich, und mit ungewohnter Hand geschleudert, fehlte ihr Ziel, traf nur den Hut und die Stirn des Soldaten, der davon zurückgerissen laut aufschrie. Jetzt war Alles verloren. Kasimir hatte noch soviel Geistesgegenwart, daß er den Strick, dessen Schlinge nur um des Soldaten Stirn festsaß, gewaltsam zurückriß und dadurch den Mann rückwärts zu Boden warf. Der Schrei war nicht ungehört geblieben, der nächste Posten gab Feuer.

„Wir müssen den Sprung wagen, Leben oder Tod hängt davon ab", rief Kasimir seinem Fluchtgefährten zu, der in Angst herbeigeeilt war. Daß jeder Augenblick Zögerung ein verlorener für ihre Freiheit sei, bewies das Knattern der Schüsse, welche von sämmtlichen Wachen im Nu abgefeuert wurden. Egon wäre verloren gewesen, denn die Sinne vergingen ihm, die Gefahr hatte seinen Geist gelähmt. An der Hand

riß ihn Kasimir ein Stück seitwärts die Brustwehr hinauf ... wenige Secunden später klang von außerhalb der Festung ein Schmerzschrei; die Lärmkanonen, welche die nachtstille Gegend mit ihrem Donner erfüllten, rief Stadt und Festung wach, aus der letztern schallte rasender Trommelwirbel. Als der Morgen anbrach, hatte man die Flüchtlinge noch nicht aufgefunden; reitende Boten flogen durch alle Dörfer, um das Landvolk zu ihrer Festnehmung aufzumuntern. Daß zwei Personen entsprungen seien, ergab sich aus der Aussage des niedergeworfenen Soldaten; erst am Morgen, nachdem der Ausbruch Kasimir's, da die Gefängnisse sogleich untersucht worden waren, als eine kaum zu begreifende Thatsache feststand, erfuhr man auch die Flucht des Dr. Little. Alle Nachforschungen waren vergebens, man entdeckte keine Spur von den Entflohenen.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Eine Woche nach diesem seit Jahren auf dem Spielberge nicht mehr vorgekommenen Ereignisse langte daselbst der Befehl von Wien an, den Professor Dr. Egon Little in Begleitung eines Offiziers und unter achtungsvoller Behandlung nach der Haupt-

stadt zu senden. Dies war unmöglich, und der Commandant sah sich zu der sehr unangenehmen Pflicht gezwungen, der Kaiserin die Entweichung des Verlangten anzuzeigen. Später erst erklärte sich die Ursache der Verzögerung des kaiserlichen Befehls. Der Kreishauptmann, welcher den Doctor mittels des schon erzählten listigen Ueberfalls auf den Spielberg eingeliefert hatte, war in einem kleinen Orte vor Wien auf der Reise dahin vom Tode ereilt worden, und da Niemand sein Vorhaben, der Kaiserin persönliche Meldung über den den Doctor betreffenden glücklich gelungenen Fang abzustatten, kannte, so unterblieb der Rapport an die Monarchin. Erst als der neuernannte Kreishauptmann Bericht über den Zustand, in dem er sein neues Amt gefunden, nach Wien einsandte, erwähnte er auch gelegentlich die stattgehabte Erledigung des kaiserlichen Befehls hinsichtlich Dr. Little's durch seinen Vorgänger, und nun erst erfolgte die weitere Weisung bezüglich des Genannten an den Commandanten des Spielbergs.

VII.

Der Wald von Szomolan prangte in seiner Herbstglorie. An den neckenden Sonnenlichtern war des Jahres Vor- und Rückschreiten deutlich wahrzunehmen; während sie im Frühjahr mit jedem Tage tiefer sich herabließen, von Ast zu Ast, von Zweig zu Zweig, und dann im Sommer gleich geschickten Kletterern am Stamme niederfuhren und zu seinen Füßen in leichten Tänzen ihn umkosten, stiegen sie wie müde vom monatelangen Spiel fast sichtbar mit jedem Tage des Herbstes höher zurück, bis sie als kleines Flammenbündel auf der Baumkrone brannten. Wer diesen von Jahr zu Jahr wiederkehrenden Kreislauf beobachtete mit stillem Sinne und fühlendem Herzen, wer die Glorie zu würdigen wußte, die den Wald alltäglich neu schmückte, und wer den sich so lieb und traulich ans Herz legenden Wohllaut des tiefen Friedens, den

der Wald sein Kleinod und Heiligthum nannte, sich zu eigen zu machen verstand, der mußte den Wald und seinen heiligen Frieden, das stille lautlose Spiel der auf- und niederwogenden Sonnenfunken lieb gewinnen und sich heimisch fühlen in dieser stummen Welt. Da spricht und schweigt das Herz je nach Bedürfniß Dessen, der es im Busen trägt, es ist Alles ausgeglichen um ihn, was scharf und verletzend ihm entgegentrat in den lärmenden Kreisen der großen Welt, in der die Sinne wie auf der Lauer stehen müssen, um ihn sicher durch die Wirren der Gesellschaft zu führen.

Und weil der Wald so still und friedevoll, so sonnenreich und heiter ist, so sind es auch in der Regel die Waldleute. Man muß sie erst verstehen lernen, wie man ihren Aufenthalt, den Wald, erst kennen lernen muß in seinen wunderbaren Schönheiten und Eigenthümlichkeiten, ehe man von ihnen redet. Hier ist ein anderes Leben, als wie draußen, wo die Menschheit durcheinanderflutet und Hunderttausende vergeblich nach Zielen jagen, die ihnen vorschweben; hier ist auch ein anderes Glück, es ist einfach, still, genügsam, alle Poren des Herzens und Gemüths sind offen für die Heiterkeit, und die Seele hat viele unbeschriebene Blätter, sie ist kindlich; oder kehrt sie aus

dem großen Waldlabyrinth hierher zurück und ist von edlem Fonds, aber mit viel schmerzreichen Erinnerungen beladen, da glätten sich die Narben des Herzens, und jedes Jahr im Walde zugebracht, in dem stillen heimischen Frieden desselben, löscht eine schlimme Reminiscenz nach der andern in der Seele aus. Das ist der Segen, den der Wald ausspricht.

Konstanze war in diesem Segen glücklich, sie verlangte nicht aus dem Umkreise des stillen Waldschlosses hinaus, es war ihr Friedenstempel geworden. Sie sah Alles, was sie wünschen konnte, hier vereinigt. Cäcilie's treue Freundschaft und Friede, die Welt lag ihr jetzt so fern wie eine fremde Insel im weiten Ocean. Freilich tauchte zuweilen noch ein geheimer Wunsch in ihrem Herzen auf; aber wenn er übermächtig werden wollte, sagte sie zu sich: „Ich weiß es, warum die Kirche heilig spricht. Dadurch will sie ihren Bekennern Beispiele vors Auge führen, daß es möglich ist, Alles zu überwinden, was unsers Herzens Heiligkeit und Friede trüben kann.“ Ein schwärmerisch-religiöser Anhauch hatte Konstanze's Wesen überbreitet, das machte die Stille, die so wohlthuend auf sie einwirkte. Im Städtchen Szomolan nannte man sie nicht „die Frau Gräfin“, nur „die gute Konstanze“; so hörte sie sich am liebsten nennen, und wer

der Hülfe bedurfte, ging zu ihr und sie half nach Kräften. Das machte ihr Freude. Der würdige Pfarrer von Szomolan, der nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu in den österreichischen Staaten es vorgezogen hatte, als Weltpriester in seiner Pfarrei zu bleiben, kam oft nach dem Waldschlosse. Er sagte manchmal: „Ich hätte nicht geglaubt, daß das Schloß jemals für mich ein Anziehungspunkt werden könnte, jetzt ist er ein solcher. Ich gehe gern heraus, denn ich weiß, ich finde gute Seelen. Ich wünsche jedem im Herzen Schwerbeladenen ein Waldschloß, daß er lichter werde und friedevoll."

Für das Stillleben Konstanze's und Cäcilie's gab's im Laufe der Zeit auch eine sie recht beschäftigende Angelegenheit. Ein Brief von der Kaiserin meldete der Erstern, daß Gräfin Trautson das kleine ihr von ihrem Gemahl als Erbtheil bestimmte an Szomolan grenzende Besitzthum in Zukunft bewohnen werde.

„Die Trautson'sche ist wie der Mann im Evangelio, der, wundenvoll und unfähig sich weiterzubringen, vom Samariter an der Landstraße gefunden und gepflegt wurde", schrieb die Kaiserin an Konstanze... „wende Sie diese lehrreiche Geschichte auf die Gräfin und sich an, stelle Sie eine Samaritanerin bei ihr vor, sie braucht viel Liebe und ich denke, die wird

sie bei Ihr finden, denn was ich so höre von Ihr, wie Sie als eine wohlthätige Heilige in Ihrem Waldschlosse lebt und alle Leute Ihr von Herzen gut sind, das gefreut mich sehr. Bete Sie auch für mich fleißig, denn ich brauche es recht nothwendig. Es will gar nicht mehr fort mit mir, das Alter macht mich stumpf und ich bin überzeugt, daß ich zum Neujahr nicht mehr unter den Lebenden bin. Mein «liebster Kaiser» will mich zu sich haben, das weiß ich ganz genau und lass' mir's nicht ausstreiten, daß die Seligen uns ein Zeichen geben, daß sie uns nicht vergessen haben. Nein, nein, das ist so. Am im verwichenen August wiederkehrenden Todestage meines «liebsten Kaisers» hab' ich wie gewöhnlich die Kaisergruft bei den Kapuzinern besucht, um an seinem Sarg meine Andacht zu verrichten. Wie's mich mit dem Stuhl wieder heraufgezogen, riß ein Seil. Ich hab' keinen argen Fall gethan, denn ich hab's schier nicht gemerkt, wie ich schnell wieder ein Stücklein herunterfuhr. Nun sagen's, weil ich so schwer sei — ich glaub', Sie, mein liebes Konstanzl, möcht' mich in meiner großen Fülle gar nicht mehr kennen, wenn Sie mich jetzt sehen sollte — wär's Seil gerissen. Die guten Leut' meinen, ich hätt' Furcht vor dem Tod, das ist nicht der Fall; aber geb' Sie Acht, zu Neu-

jahr gratulirt mir Keiner mehr, da ist's mit mir aus. Der Brustkatarrh, der mich befallen hat, ist nicht von ungefähr, der nimmt mich weg. Wie's auch kommen mag, ich wart's in Ergebung ab."

Als Nachschrift fast unleserlich am Rande gekritzelt stand: „Mit der Trautson'schen geh' Sie ja recht sauber um, die ist schwer im Herzen krank, und ich weiß keinen bessern Arzt für sie als Sie, mein liebes Konstanzl."

„O, die gute Angelica soll nur zu uns kommen, wir wollen sie schon wieder gesund machen", rief Konstanze. — „Was muß da nur geschehen sein!" bemerkte Cäcilie. Antwort konnte natürlich nicht erfolgen, denn in dem Briefe war keine Andeutung, was die Gräfin so krank im Herzen gemacht habe. „Weißt du, wie wir's anfangen, daß die Gräfin recht viel Vertrauen und Liebe zu uns fühlen muß?" redete Angelica, ganz glücklich in dem Gedanken, Angelica eine wahre tröstende Freundin sein zu können . . . „wir sagen ihr nicht das Mindeste davon, daß wir sie herzenskrank wissen. In eine solche Stellung uns gegenüber dürfen wir sie nicht kommen lassen. Ich hab's ja empfunden, wie schlimm solche Ueberzeugung für uns ist. Wir denken uns die Kluft zwischen uns und dem Glücklichen so groß, daß sie

gar nicht auszufüllen möglich sei, und das macht uns erst ganz unglücklich und unfähig zur Erhebung unserer selbst. Nein, recht lieb wollen wir sie haben, dann lernt sie uns ganz vertrauen und vergißt sicher auf Alles, was ihr Kummer oder Kränkung bereitet hat."

Daß schwere Selbstschuld auf Angelica ruhe, ahnten weder Konstanze noch Cäcilie, ihnen fehlte die Welterfahrung zu sehr, um auf solch eine Vermuthung zu kommen.

Der Gräfin Trautson Aufenthalt im Schlosse zu Budweis, wo sie die Bewohnerin eines der festen Rundthürme desselben geworden war, hatte einen außerordentlichen Einfluß auf sie geäußert. Die einsame Haft brach allmälig den Stolz dieser Dame. Sie fühlte sich so plötzlich von Allem losgerissen, in ein neues ihr ganz fremdes Dasein versetzt, daß sie anfangs fast wahnsinnig wurde. Die Zeit hob diese Marter und veränderte ihren Sinn zu jenem Umschlag von Reue, der stets eine Art Basis für eine fernere Umwandlung schuldbeladener Seelen zu sein pflegt. Wenn sie auch jetzt wieder in die große Welt hätte hinaustreten können, sie würde keinen Anhaltepunkt mehr für sich gefunden haben, das fühlte sie, und im Verein mit der Einsamkeit trieb die Ueber-

zeugung, ihre Rolle in der großen Welt sei für immer geendet, sie zu tiefem Kummer. Dieser Reuegrad war kein echter, er war ein Gemisch von Zorn, verletztem Selbstgefühl und der jederzeit damit gepaarten Verachtung der Welt, in der sie geglänzt und doch nichts errungen hatte. Sie weinte zuweilen, wenn das Bewußtsein, sie sei nichts mehr von alledem, was sie früher gewesen, sie ergriff. Das war noch lange keine wahrhafte Erkenntniß des großen Unrechts, das auf ihr lastete. Sie hatte mehre Briefe an die Kaiserin geschrieben, jedoch auf keinen derselben Antwort erhalten, das ergriff sie am tiefsten, sie fühlte sich verachtet. Allmälig gesellte sich ein Brustleiden zu diesen geistigen Schmerzen, und Krankheit vollendete erst den Uebergang zur wahren Reue, ein Beweis, wie hartnäckig in ihr die tief eingewurzelte Leidenschaft des Stolzes gewesen, der, wenn auch gebrochen, doch bis dahin ein mächtiger Gegner jeder bessern Regung war. Sie fühlte, daß sie dem Ende näher trat, und sie schrieb abermals an die Kaiserin.

Der Brief war eine wirkliche Bürgschaft, daß sie den Sieg über sich selbst errungen. Er enthielt ein treues Bekenntniß Dessen, was als Schuld an sie herangetreten war in ihrem Leben. Wol nie hatte die Monarchin einen so vollständigen Einblick in ein

Menschenherz zu thun Gelegenheit gehabt, als dieses Schreiben ihr eine solche verschaffte. Von jenem Moment an, wo Angelica absichtlich in dem brennenden Hôtel des Ministers Konstanze auf der Flucht zurückstieß und die Thür vor ihr zuwarf, um sie dem Feuertode zu weihen, bis zu jener Ueberraschung von der ihr durch den Geheimen Staatsreferendar im Namen der Kaiserin angekündigten Haft war Alles in dem sehr langen Briefe enthalten. O welch ein von Eitelkeit und Selbstsucht, von Haß und Rache, von Heuchelei und Ehrgeiz und von der geheimen Sünde der ehelichen Untreue gefoltertes Herz entfaltete sich in diesem Schuldbekenntniß! Gewiß, es hatte eine große geistige Kraft dazu gehört, um dieses Herzens Gomorrha zu verhüllen vor den Augen der Welt. Diese Kraft, dieses stete Wachsein wäre eines bessern Zieles würdig gewesen.

Eines Tages ward ihr ein Herr vom Hofe, der im Namen der Kaiserin sie sprechen wolle, gemeldet. Welche Ueberraschung für sie! Der Geheime Staatsreferendar, Baron von Binder, trat ihr entgegen.

Der Mann war erschrecklich alt geworden, er sah aus wie eine nur noch mühsam zusammengehaltene Ruine, welche der erste Windstoß zusammenwirft; aber seine Manier war ihm treugeblieben. Er hatte noch die-

selbe starre Ruhe wie früher, der äußere Mensch war verfallen, aber der innere hielt seine Form noch aufrecht. Die Gräfin ertappte sich auf einem seltsamen Widerspruche. Sie haßte ihn und freute sich doch ihn wiederzusehen, diesen Contrast zwischen Fühlen und Denken konnte sie sich nicht erklären.

„Es ist Alles wandelfarben in der Welt", hob der Geheime Staatsreferendar an . . . „wir sind wie die Käfer, die sich verpuppen und entpuppen, meine Gnädige. Ich stehe im letzten Häutungsprocesse. Wie ich aussehen werde, wenn ich diesen glücklich durchgemacht habe, weiß ich nicht; aber ich denke doch, ein wenig besser als jetzt. Ich hoffe, gnädige Gräfin, Ihre Phantasie ist noch nicht so sehr abgekühlt, daß Sie sich einstweilen meine Person nach dieser letzten Entpuppung, wenn auch nur annähernd der Wirklichkeit werden vorstellen können, und bitte daher, mich demzufolge als schon in der neuen Gestaltung sich zu denken, da ich weiß, daß meine alte Façon nicht das Vergnügen hat Ihnen angenehm zu erscheinen."

„Mein Herr", entgegnete Angelica . . . „ich zweifle, daß ich Sie jemals in neuer und anderer Gestaltung liebenswürdiger als in der alten finden werde!"

Der Staatsreferendar verneigte sich etwas müh-

sam und antwortete: „Madame machen mir das schmeichelhafte Compliment, zu den stereotyp scheinenden Druckfehlern der Schöpfung zu gehören, ich nehme dasselbe mit dem unterthänigsten Danke an, denn ich betrachte es als eine Auszeichnung, was man einmal ist, auch ganz zu sein, und aus diesem Gesichtspunkte genommen hat selbst der Druckfehler seine entschiedene Gültigkeit in der Welt. Da sich aber die Dissonanzen allmälig auflösen und der Druckfehler nichts Anderes als ein solcher im Gefühle des Lesers hervorgerufener unangenehmer Anstoß ist, so bitte ich, gnädige Gräfin, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, Sie hätten mich lange Jahre falsch gelesen, z. B. feindlich statt freundlich, und kämen nun erst zu der Ueberzeugung, daß Sie jetzt den rechten Ausdruck in mir gefunden."

Gräfin Trautson verstand den Wink in der Wendung, welche der Baron zu nehmen für angemessen hielt, sie entgegnete ihm mit Würde: „Mein Herr, auch die Dissonanzen in meinem Leben sind dem Ausgleich, der Auflösung zur Harmonie näher, als Sie vielleicht glauben. Ich wünsche die Entfernung jedes Mistons aus meiner Seele. Betrachten Sie diese Umwandlung als eine Frucht meiner einsamen Haft." Damit reichte sie ihm die Hand, welche er küßte. Die Ausgleichung zwischen Beiden war geschehen. Baron

Binder kündigte ihr die Aufhebung ihrer Gefangenschaft im Schlosse zu Budweis an und überreichte ihr einen Brief der Kaiserin. Der Inhalt desselben war die Weisung, sich nach dem ihr von ihrem Gemahl hinterlassenen Gute bei Szomolan zu begeben. Die Gräfin saß lange nachdenkend, dann sagte sie: „Indem ich dem Befehle der Kaiserin gehorche, schließt sich wunderbarerweise der Kreislauf meiner Verirrungen an denselben Punkt an, von dem er ausging. Konstanze Erdödy ist im Schlosse Szomolan, sie soll, dem Wunsche der Kaiserin zufolge, meine Freundin sein, mir, der ich ihre geheime Feindin war. Nun, die Dissonanzen des Lebens lösen sich ja auf.“

Graf Trautson hatte seine Gemahlin enterbt, nur das kleine ungarische Besitzthum hatte er ihr hinterlassen. Den Verwandten seiner Familie waren seine großen Güter zur Theilung anheimgefallen, auch das letzte Losy'sche Besitzthum, auf welchem ihre Mutter mehre Jahre in Zurückgezogenheit gelebt hatte und dann gestorben war, hatte einen fremden Herrn erhalten, und Angelica bekam wenig aus diesem Schiffbruch des einstigen Reichthums ihrer Familie. Sie war verarmt an Glücksgütern, ihr Vermögen reichte gerade zu einem Stillleben, wie solches sie in ihrem neuen Exil erwartete. Für die ersten Augenblicke, als

sie diese Nachrichten vom Geheimen Staatsreferendar erfuhr, schien das Bewußtsein dieser Verarmung einen starken Eindruck auf sie zu machen; indeß derselbe verlor bald von seiner Gewalt, sie bemerkte lächelnd: „Es ist recht schwer an neue Gedanken sich zu gewöhnen. Das Alte wird zu Fleisch und Blut in uns und wir sind zu sehr Freunde Dessen, das mit uns aufgewachsen und groß geworden ist, als daß wir es leicht vermissen sollten. Aber da kommt der Zwang und hilft uns gewaltsam über die schlimme Stelle hinweg. Der Zwang hat viel Großes geschaffen, er ist ein strenger Freund, der respectirt sein will."

Während ihres Aufenthalts im Schlosse zu Budweis hatte die Gräfin keine Kunde von Dem, was außerhalb geschehen war. Sie vernahm mit Erstaunen die Nachricht vom bairischen Erbfolgekriege und den dadurch veranlaßten Arrangements. Der Geheime Staatsreferendar theilte ihr auch vom kaiserlichen Hofe Notizen mit und erzählte ihr, daß der Kaiser Joseph II. jetzt von seiner Besuchsreise nach Rußland in Wien zurückerwartet werde. Der alte Staatsmann konnte seinen Aerger über die an Rußland anschließende Politik des Fürsten-Staatskanzlers nicht so ganz unterdrücken, um nicht wenigstens einige Anspielungen darauf in sein Referat mit einzuweben. „Es

waren einmal drei Adler, die hatten sich warme Nester gebaut", hob er an. „Der eine saß in schönem paradiesischen Südlande zu Horste, der andere im Sande, wo viele Haidegegend war, der dritte aber hing seinen Horst an einem Eisberg auf, damit Niemand ihm an Leib und Leben kommen könne. Die Adler hatten immer Hunger, sodaß sie weit ausfliegen mußten auf Raub. Ei, dachte der im schönen Südlande, wenn du den Sandadler aus der Nachbarschaft weghättest, würdest du fettere Beute finden; der im Sande dachte aber um kein Haar anders und deshalb hackten sie bei jeder Gelegenheit aufeinander, der Eisadler freute sich im Stillen darüber, denn das paßte ihm ganz prächtig. Zuletzt machten die beiden erstern jeder für sich im Geheimen gemeinschaftliche Sache mit dem Eisadler und der, als der hungrigste von ihnen, ward ihr guter Freund. Was wird's Ende vom Liede sein? Die Freundschaft des Eisadlers wird Einen nach dem Andern verspeisen, wenn sich gute Gelegenheit dazu findet, denn daß Einer dem Andern nicht hilft, weiß er zu gut."

Gräfin Trautson beachtete diesen Gesprächsgegenstand nicht so, daß der Geheime Staatsreferendar sich hätte bewogen finden können, denselben noch weiterzuverfolgen. Als er Abschied von ihr nahm, sagte

er: „Frau Gräfin, Sie haben mir vor fünf Jahren einmal gesagt, wir ständen miteinander gewissermaßen auf gleicher Stufe ... Sie werden dieser Bemerkung sich vielleicht nicht mehr entsinnen; aber es war etwas Prophetisches darin. Sie hatten sich aus dem Lärm der Welt zurückgezogen und werden hinfort eines Stilllebens sich erfreuen, das alle Wunden heilt; ich kehre nach Wien zurück, um aus dem Staatsdienst zu scheiden und über den letzten carikirenden Vergleich zwischen Leben und Sterben nachzudenken. Ich hoffe ihn glücklich aufzufinden und den Tod um eine gute Idee reicher zu machen, was ihm sehr noththut, denn jetzt ist er noch ein blutarmer Schächer, der es zu nichts weiter gebracht hat, als daß Jeder zu ihm sagt: «Ich mag dich nicht». Wahrhaftig, Madame, ich möchte nicht der Tod sein. Er hat das erstaunliche Malheur, todt auf die Welt gekommen zu sein. Lassen Sie uns versöhnt voneinander scheiden."

Drei Wochen später kam Gräfin Trautson auf ihrem Witwensitze an. Die Reise hatte sie hart angegriffen, ihr Brustleiden war dadurch bedeutend vermehrt worden. Gleich am folgenden Tage empfing sie den Besuch Konstanze's und Cäcilie's. Anfänglich empfand die Gräfin tiefe Scham vor Beiden, sie war ja eine aus der Höhe Gestürzte, und was schmerzt

denn mehr als der Gedanke, sich zum Gegenstand stillen Spottes gemacht zu sehen? Aber sie erkannte schnell, wie den Beiden gegenüber ein solcher Gedanke ein sehr trauriger Wahn sei, denn konnte die Herzlichkeit, die liebevollste Theilnahme eine andere Sprache führen, in einem andern Ausdruck zum Herzen reden, als dem in Wort und That Konstanze's und Cäcilie's so offenbar liegenden? Und was besonders wohlthuend sie ansprach, das war die Neugierlosigkeit der Beiden. Wußten sie das Schicksal der von der Kaiserin Verwiesenen, dann war es ein Zug von großem Edelmuth, kein Wort zu äußern, von dem diese sich schmerzlich berührt fühlen mußte; wußten sie wirklich nichts, so war es ein Beweis eines hohen Grades von Verklärung der Menschennatur in ihnen, die vom Leben nur die Lichtseite an sich zog, dessen Schatten aber von sich fernzuhalten wußte. Gräfin Trautson hielt es fast für unmöglich, daß die Kaiserin auch gar keine Erwähnung ihrer Schuld in ihrem Briefe gethan haben solle. Sie äußerte den Wunsch ihn zu lesen. Konstanze versprach ihr denselben mitzubringen. Die kurze, nur ihre Ankunft betreffende Anzeige darin, ließ Angelica das großmüthig verzeihende Herz der Kaiserin erkennen, dem der Gedanke fernlag, sie in den Augen Konstanze's erniedrigen zu

wollen. Angelica fühlte sich seltsam dadurch berührt. Wie edel mußte Die sein, der solcher Samariterdienst übertragen wurde von der verzeihenden Monarchin! Sie zog Konstanze an sich und sagte mit tiefem Gefühl: „Meine Freundin, die Kaiserin weiß Ihr Herz würdig zu schätzen, ich möchte auch so rein und schön an der Seele werden wie Sie. Welchen Lehrer haben Sie gehabt, der Ihnen diese Verklärung Ihrer selbst erringen half?"

„Ach, sprechen Sie doch nicht so!" rief Konstanze . . . „was soll ich Ihnen denn darauf antworten? Das beschämt mich. Ich bin ja um gar nichts besser wie Sie. Am Hofe ist es vielleicht nicht immer möglich, gut zu sein, das glaube ich recht gern und eben deshalb ist es auch gar kein Verdienst von mir, wenn ich Ihnen besser erscheine, als viele Leute am Hofe sein mögen; aber es ist nur Schein. Und wie könnte ich denn anders sein, als ich bin! Wofür hätte mir denn Gott eine so herzige Freundin gegeben wie meine Cäcilie? O, komm doch näher, du gutes Herz. Warum bleibst du denn so fern? Meine liebe Angelica ist ja deine Verwandte und da sie mich liebt, muß sie ja auch dich lieben, denn du bist ein Theil meines Ichs."

Cäcilie trat schüchtern näher. Es gehörte eine so

rührende Empfehlung dazu, um das unangenehme Aeußere dieser armen Misgestalteten zu vergessen und nur ihres Herzens Werth eingedenk zu sein. Angelica fand sich angeregt, ihr ein paar freundliche Worte zu sagen. Cäcilie fühlte wohl heraus, daß ihr das recht schwer werde, und es that ihr weh, diese Bemerkung machen zu müssen. Konstanze kam darauf zu sprechen, wie ihre Cäcilie ein wahrhaft unerschöpflicher Born von hübschen kleinen Erzählungen sei, an denen sie, wenn die Unterhaltung einmal stocke, diese immer leicht wieder neuanknüpften.

„So erzähle auch mir einmal etwas, Cäcilie", sagte Gräfin Trautson, denn sie glaubte Konstanze dadurch Freude zu machen.

„Thue es, meine Liebe", ermuthigte die Letztere sie. „O, ich weiß gleich etwas recht Hübsches, die Legende von den beiden Engeln zur Rechten und Linken des Menschen."

„Ja", sagte die Aufgefoderte, ihren Reichthum, ihre großen hellen Augen mit einem Ausdruck inniger Theilnahme auf Angelica richtend, dann hob sie an: „Wenn der Mensch geboren wird, treten zwei Engel zu ihm und sind von nun an seine Begleiter durchs ganze Leben. Sie schweben unsichtbar an seinen Schultern; wohin er auch geht, auf gutem wie auf

schlimmem Pfade, immer sind sie bei ihm. Der an der rechten Schulter ist ein heiterer Engel, der freudig alles Gute, was der Mensch auf seinen Wegen thut, auf eine Tafel verzeichnet; der an der linken Schulter aber ist ein ernster Engel, der alles Böse, was vom Menschen ausgeht, in ein Buch schreibt. Der heitere Engel hat aber eine Stunde, in der er Thränen vergießt um jedes Uebels willen, das sein Gefährte eingezeichnet hat. Das ist die Mitternachtsstunde. Kommt sie heran und es ist keine Reue im Herzen des Menschen über das Unrecht, so er im Laufe des Tages begangen, so weint der Engel an der Rechten, denn es fällt ein Schatten auf des Menschen Seele; bereut der Sünder aber das Böse bis zur Mitternacht, so kommt der Engel an der rechten Schulter und verlöscht die Erinnerung an das Unrecht im Buche des Engels an der linken. Aber auch der heitere Engel kann ganz traurig werden, wenn Mitternacht um Mitternacht im Leben des seiner Hut empfohlenen Menschen vorübergeht und immer mehr Schatten auf dessen Seele fallen und keine seiner Sünden verlöscht werden kann, weil er keine Reue fühlt. Von der ganz verdunkelten Seele des sterbenden Reuelosen nimmt der Engel an der Rechten Abschied, während sein ernster Gefährte mit ihr und seinem Buche vor Gottes Thron tritt."

Es folgte eine Pause. Angelica war tief ernst geworden, ihr Blick haftete am Boden, dann lehnte sie sich zurück und vergrub das Gesicht in die Hände. Konstanze erschrak so sehr über dies Benehmen, da sie nicht wußte, was sie davon denken, noch was sie dazu sagen sollte; ihr Schreck ging jedoch in Staunen über, als die sonst so schüchterne Cäcilie plötzlich nahe an Angelica herantrat und ihrer Erzählung noch hinzufügte: „Ist's aber umgekehrt, hat der sterbende Mensch sein Unrecht bereut in der Todesstunde, die gleich der Mitternachtsstunde einen Tag mit dem andern sein vergangenes und sein künftiges Leben verbindet, so schwebt der Engel zur Rechten fröhlich mit der reuevollen Seele zum Throne Gottes empor. Ausgelöscht ist die Schuld des Lebens, des heitern Engels Sendung ist erfüllt und er wirft seine Tafel mit den guten Thaten in die Wagschale des Gerichts, denn Gott ist barmherzig."

„Wo ist mein Engel an der rechten Schulter!" rief Angelica tief erschüttert, und hastig Cäcilie's und Konstanze's Hände erfassend, zog sie Beide stürmisch an sich mit den Worten: „Lehret mich den heitern Engel wiederfinden, daß er mein Unrecht verlösche aus dem Buche seines Gefährten an meiner Linken!"

Dieser Augenblick war eine große heilige Sühne.

Von ihm an erhob sich das solange niedergehaltene edle Theil im Herzen Angelica's mit siegender Gewalt. Wie sie früher im Uebermuth ihres Ranges, ihres schönen Aeußern Cäcilie nie beachtet, so liebte sie sie jetzt, die arme Misgestaltete war ihr zur theuern Freundin geworden, wie sie Konstanze eine solche stets in Freud und Leid gewesen war. Fast täglich machten Beide Besuche bei Angelica, denn diese fühlte sich nicht im Stande, die Fahrt von anderthalb Stunden nach Schloß Szomolan zu wagen. Der October hatte recht rauhe Tage gebracht, der Winter mit seinen eisigen Lüften schien dem Herbst im Regiment voraneilen zu wollen; trotz des Sonnenscheins, der neckisch auf den Bäumen des Waldsaumes sich wiegte und in hellen Goldkronen auf den Wipfeln flammte, war die Luft schneidend kalt. Der Arzt hatte Angelica streng untersagt, sich diesem kalten Hauche auszusetzen, und deshalb verließ sie das Herrenhaus ihres kleinen Witwenthums auch nicht. Für Konstanze und Cäcilie waren die Besuche bei ihr eine recht angenehme Pflicht, denn Beide waren einverstanden mit dem Ausspruch der Kaiserin: Angelica brauche viel Liebe. Aber auch schmerzliche Empfindungen treten zuweilen wie Schatten an das Herz der besten Menschen. Des Schloßcastellans Tochter hatte in der Stadt gehört, der greise

ehrwürdige Pfarrer liege krank danieder. Das mußten sie wissen, er war ja ihr Freund, der immer herauskam zu ihnen, und zu dem sie sich mit kindlich ehrfurchtsvoller Neigung hingezogen fühlten. Der Toni ging also hinein in die Pfarrei, um genaue Kunde einzuziehen.

Am Nachmittag hatte der arge Blasius aufgehört unfreundlich über die Felder hinzufegen, die Luft war still und milder geworden, ein Beweggrund, der Konstanze zu dem Vorschlag veranlaßte, dem Toni entgegenzugehen. Im Walde — der Toni ging immer den nähern Fußpfad von der Stadt her — waren sie vor rauher Luft vollkommen geschützt, und der Wald war ihnen so lieb als ein alter guter Freund, der ihnen schon manche schöne Stunde stiller Heiterkeit selbst in kalten Wintertagen verschafft hatte, daß Cäcilie ganz einverstanden war mit dem Spaziergange. Uebrigens war es auch nicht das erste mal, daß sie dem Toni entgegengingen. In ihrem friedlichen Stillleben gehörte auch er als ein unentbehrliches Glied in die Kette ihrer wenigen Freuden, die sie aber, eben weil deren Zahl so klein war, desto inniger schätzten. Es war eine wahrhaft ehrliche Herzlichkeit in der guten steirischen Seele, und bei jeder Gelegenheit hatte er es bewiesen, daß er nicht als Automat diente, der, wenn

sein Lohn zur richtigen Zeit fällt, auch als vollkommen unterthäniges Gehwerk sich empfiehlt; der Toni diente mit dem Herzen und das war es, was ihn ihnen so lieb machte. Und außer dieser großen und seltenen Tugend hatte er noch eine, das war seine unverwüstliche Heiterkeit. Sein Hauptvergnügen blieb das Jodeln und der Wald wußte davon zu erzählen. Man konnte darauf rechnen, daß man ihn fast eine Viertelstunde eher hörte, als man ihn sah, wenn er durch den Wald ging. Wie Konstanze und Cäcilie jetzt, seiner wartend, den Pfad zwischen den riesenhohen Waldstämmen langsam hinschlenderten, meinte die Erstere: „Wenn er uns nur gute Nachricht von unserm hochwürdigen Freunde bringt, ich wünsche es recht sehr, denn wir müssen unsere Angelica mit ihm bekannt machen.“ Das war ganz aus Cäcilie's Herzen geredet. Sie sah viel heller und schärfer als Konstanze und fühlte es heraus, daß Angelica großer unablässiger Erhebung bedürfe, um schlimme Erinnerungen an früher ganz aus ihrer Seele zu löschen. „Sie braucht jetzt zwei Engel an der rechten Schulter“, sagte Cäcilie ... „und wer könnte zu so edelm und großem Geschäft berufener sein als der hochwürdige Pfarrer? Die Blätter unsers Herzensbuchs vollzuschreiben im Geräusch der großen Welt, wo so

wenig Wahrheit und soviel Schein ist, das kommt von selber, aber das Geschriebene so auszulöschen, daß die Blätter wieder weiß werden, das ist schwer, und dazu muß die Freundschaft und die Liebe helfen." Jetzt hörten sie den Toni jodeln, die Waldbäume, so ernst und feierlich sie auch dastanden, schienen alle mit ihm zu singen. An den Stämmen hin lief seines Liedes Schall und der Wald war in der Richtung, wo der ehrliche steirische Bue herkam, zum Chorsänger geworden, der lustig mit einstimmte. Der Toni that im Walde wie ein großer Herr, dem Niemand etwas zu sagen hat. All' das närrische Zeug, was sie in seiner steirischen Heimat singen und das vom Ur=Urvater auf Vater, Kind und Enkelkind im Volke vererbt ist, kam da zum Vorschein. Heut hörten sie ihn singen:

Juchhe! unser Pfleger
Had's Buß'le (Küssen) aufbracht,
Und i und main Regerl
Haben's glai nachi g'macht.

Und hinterher gellte gleich einem Lockruf ein lang ausgehaltener Jodler, der von seiner gesunden Lungenkraft zeugte; aber plötzlich brach er ab und statt seiner wurde heftiges Gebell des großen zottigen Hundes hörbar, der ihn seit Jahren schon auf Schritt und

Tritt begleitete und von Geburt an ein Insasse des Waldschlosses war. Konstanze blieb erschrocken stehen. Das Gebell des Thieres war so wild, als wäre dem Toni etwas zugestoßen. Die beiden Frauen hielten sich im Schreck fest aneinander, sie wagten im Moment sich nicht gegenseitig zu gestehen, was für große Furcht dieser ungewöhnliche Umstand in ihre Herzen geworfen habe. Beiden kam es vor, als hörten sie einen Schrei Toni's. Sie schöpften wieder etwas Athem, da der Hund zu bellen aufhörte. „Wir sind recht kindisch, daß wir so erschrecken", meinte Konstanze . . . „der Wald ist ja ganz sicher. Vielleicht ist der Toni über eine Baumwurzel gestrauchelt, weswegen er . . ." Zum Weiterreden gelangte sie nicht, denn pfeilschnell jagte der Hund heran, und in Sätzen, als sei eine höllische Schar ihm auf der Ferse, sprang Toni ganz blind in seiner Eilfertigkeit hinterdrein. „Aber Toni!" rief Konstanze . . . „Toni! . . . warum läufst du denn so?"

Jetzt stand der Angerufene keuchend still, er hatte keinen Athem, um gleich antworten zu können, er fuhr mit den Händen umher, als wolle er die ihm noch mangelnde Sprache ersetzen. Es mußte etwas Großes, Ungewöhnliches sein, was ihm zugestoßen war. Trotzdem er wieder fähig war zu reden, ver-

standen sie ihn doch nicht, er kam ihnen wie närrisch vor. Er lachte und weinte zugleich, schwatzte von Hülfe holen, von Wiederfinden, und erst als Konstanze ihn mehre male gefragt hatte, wer denn wiedergefunden und für wen Hülfe zu holen sei, schlug er die Hände zusammen und rief: „Das wissen die gnädige Frau Gräfin nicht; den Herrn Professor, meinen lieben Herrn, den hab' ich gefunden .. . da im kleinen Büschchen liegt er krank ... der Pinko hat ihn ausgestöbert ... ein braves Thier, der Pinko ... Gott vergelt's ihm ... der Herr muß ins Schloß ... man kann ihn doch nicht verderben lassen im Walde ... der Jodler ist mir im Hals stecken geblieben vor Schreck und Freuden. Uije, das hätt' ich nie geglaubt in meinem Leben ... 's hat mich curios angefaßt ... ich bin fast um alle fünf Sinne gekommen dabei."

Ja, das war so wunderbar, daß es fast unglaublich schien. Wie hätte der Professor denn aus Schlesien hierher in den szomolaner Wald kommen sollen! Aber der Toni wußte sie nicht schlagender von der Wahrheit dieser Ueberraschung zu überzeugen, als daß er sie auffoderte, mit ihm die zwei- oder dreihundert Schritt zu gehen, wo der Professor im Busche liege. Ganz unwillkürlich folgten ihm beide Frauen.

Sie wußten nicht, was sie von der Erzählung Toni's denken sollten. Als sie an den Busch kamen, der von einer weiten Strecke jungen, ziemlich aufgeschossenen Anwuchses gebildet wurde, hatten sie keinen geringen Schreck, als sie zwei Personen daselbst erblickten.

Die eine lag auf dem Boden hingestreckt, die andere saß neben ihr. Die letztere, durch das Geräusch ihres Kommens aufgeschreckt, sprang auf. Sie fuhren schreiend zurück. Eine wilde große Männergestalt in Lumpen gehüllt streckte ihnen ein Pistol entgegen. Der Mensch sah fürchterlich aus, sein Gesicht war von einem so üppigen Bartwuchs überwuchert, daß nur wenig von den Wangen zu sehen blieb. Aber nur für ein paar Secunden stand er ihnen mit der Pistole gegenüber, dann senkte er die Waffe und rief mit dem Tone größter Ueberraschung: „Frau Gräfin Erdödy! ... ist es möglich?! ... und der Toni ... und Fräulein Cäcilie!“

Der Kammerherr von Starkow war es, der erst seinen Namen nennen mußte, ehe sie ihn wiedererkannten.

Die Flucht vom Spielberg war ihm und Egon glücklich gelungen, aber unter welchen entsetzlichen Umständen hatten sie die vier Wochen seit der nächt-

lichen Stunde verlebt, wo Beide den Sprung vom Walle herab wagten! Der fast unmittelbare Schrei, der diesem Sprunge folgte, kam aus Egon's Munde, er war so hart aufgefallen, daß er sich nicht fähig fühlte, einen Schritt weiter thun zu können; auch Kasimir hatte eine so derbe Erschütterung erlitten, daß er für einige Secunden wie betäubt liegen blieb; aber die Lärmkanonen und das Geknatter der Musketen von Seiten der Wallwachen gab ihm schnell die nöthige Besinnung wieder, Rettung zu versuchen, wenn solche noch möglich sei. Da Egon unfähig zum Gehen war, nahm er diesen auf den Rücken und kletterte ein Stück den Berg herunter. Die Anstalten zu ihrer Habhaftwerdung, das den Berg Herabsprengen der Ordonnanzen, die sich in solchen Fällen nach allen Richtungen in der Umgegend begeben mußten, um das Landvolk zur Thätigkeit bezüglich der Ergreifung des oder der Entwichenen anzuspornen, sagte ihm, wie groß die Gefahr sei, in der sie schwebten. Sie konnten nicht hinab, ohne ihren Verfolgern in die Hände zu fallen. Glücklicherweise gelangte Kasimir mit der Last auf seinem Rücken an ein kolossales zwischen dem den Berg bedeckenden Busch liegendes Felsstück. Der Gedanke, hinter diesem Stein ein Asyl zu suchen, tauchte in ihm auf; er untersuchte die Lage

des Felsstücks und fand, daß es hinter sich eine sehr geringe ganz und gar vom Strauchwerk überwachsene Erdvertiefung habe.

Mit Mühe gelangte er mit Egon durch das letztere; aber der Versteck war sicher, sie lagen in einer muldenförmigen Höhlung unter dem gewaltigen Steine ... wer hätte sie der Festung so nahe vermuthen sollen? Hier blieben sie den ganzen nächstfolgenden Tag, von einem Stückchen Brot lebend, welches Kasimir, der die Anstalten zur Flucht mit Ruhe betrieben, in seine Tasche gesteckt hatte und das ihnen jetzt als freilich sehr karge Nahrung diente. Egon hatte nicht nur den linken Fuß durch den Sprung verstaucht, sondern auch sich sehr empfindlich an der Stirn verletzt. Nichts blieb ihm, um den entzündlichen Zustand des stark anschwellenden Fußes zu lindern, als der Gebrauch der frischen Erde. Kasimir feilte während des Tages seine Hand- und Beinschellen durch, den eisernen Leibring jedoch konnte er nicht durchbringen und mußte diese Aufgabe für eine andere Zeit lassen. Mit Anbruch der Nacht verließen sie ihr Versteck. Egon kam mit Mühe den Berg herab, denn diese Anstrengung erhitzte seinen Fuß ungemein; aber ein hülfreicher Engel schien ihnen beizustehen, trotz aller Gefahr erreichten sie abseits der

Stadt ein Gehölz, in dem sie sich den Tag über verbargen. Der Hunger mahnte fürchterlich, und die Schmerzen verdoppelten sich bei Egon, er sah einer sehr trüben Zukunft entgegen. „Verlasse mich, rette dich", bat er Kasimir.

„Was denkst du? Bin ich Judas, der seinen theuersten Freund verräth? Nein! wie es kommen mag, ich bleibe bei dir", antwortete jener ... „ein Tag wird uns wieder scheinen, wo wir gerettet sind und unsere Leiden vergessen werden, dann erst will ich dich verlassen, wenn du es foderst, eher nicht. Für jetzt sind wir Brüder im Unglück."

„Ja, Brüder!" rief Egon ... „so hat es der Himmel gewollt", und nun theilte er ihm das Bekenntniß des wahnsinnigen Apostaten Joseph Monsperger bezüglich des seine Abkunft betreffenden Geheimnisses des Jesuitenpaters Hambacher mit. Kasimir zog ihn an sein Herz. „Unbewiesen oder bewiesen, ich erkenne dich als Bruder", entgegnete er. „Möge uns Gott, der uns so wunderbar zusammenführte, barmherzig sein, daß wir durch Ungarn uns nach Preußen retten, dann wollen wir die Ansprüche unserer Abkunft erheben. König Friedrich II., dem ich Dienste leistete und welcher bereits von der Rechtmäßigkeit meiner Ansprüche auf den Namen Wrtby

unterrichtet ist, wird uns ein gewichtiger Beistand sein, unsere Sache zu unterstützen."

Diese Anregung an das seine Geburt verhüllende Geheimniß rief bei Egon eine Erinnerung wach, die ihn mehrmals sehr lebhaft beschäftigt hatte. Er entsann sich den Namen Wrtby schon als Knabe gehört zu haben, als er im tödtlichen Fieber lag. Jetzt ward es ihm klar, daß Pater Hambacher bei dem Gedanken, ihn, Egon, durch den Tod verlieren zu sollen, sich jedenfalls veranlaßt gefunden, gegen seinen Erzieher Mistelberger von dem Untergange der Wrtby zu sprechen. Je mehr er daran dachte, desto wahrscheinlicher erschien ihm dies. Aber nicht der Gedanke an die Entwirrung dieses Geheimnisses durfte jetzt der ihre Aufmerksamkeit allein beschäftigende sein, der die Fortsetzung ihrer Flucht betreffende war der überwiegende.

Erschöpft vom Hunger wanderten sie während der Nacht weiter, um sich soweit als möglich aus der Gegend von Brünn zu entfernen; Egon schleppte sich mühsam, auf einen Baumast gestützt, fort, die Lippen blutig beißend, um die immer heftiger auftretenden Schmerzen an seinem Fuße zu verschweigen. Zu der feindlichen Kälte dieser Nacht kam gegen Anbruch des Morgens noch eine Regenflut, die sie eisig durchschauerte. Die Nothwendigkeit, den Tag über unter

schützendem Obdach zuzubringen und für Speise zu sorgen, veranlaßte sie, bei einem Dorfe angekommen, ein loses Brett in einer Scheunenwand auszuheben und sich in das daselbst aufgespeicherte Korn zu vergraben; die Ermüdung versenkte sie bald in Schlaf, das Gefühl der Wärme hielt sie fest in demselben. Sie ahnten in diesem glücklichen Zustande nicht, daß sie — es war schon gegen Mittag — entdeckt worden waren. Der Bauer und seine zwei Knechte wollten sie festnehmen, in dieser äußersten Noth zog Kasimir sein Pistol, ein Schuß, der den Bauer zu Boden streckte, war ihre Rettung. Die Knechte entflohen der Scheune und Kasimir, seinen Gefährten Egon auf den Rücken nehmend, verließ dieselbe, es gelang ihm mit demselben durch den angeschwollenen Dorfbach zu entkommen.

Unter Mühseligkeiten und Wagnissen aller Art überschritten sie die ungarische Grenze. Glücklicherweise hatte Kasimir den ihn als schweren Gefangenen verrathenden Eisenring um den Leib durchfeilt und durfte doch durch diesen wenigstens keine Entdeckung fürchten. Seine Flucht erlitt in Egon ein außerordentliches Hemmniß. Dieser ward körperlich und geistig krank; die Idee, verfolgt zu werden, stand nach wenigen Tagen ganz fest in seinem Geiste; das Elend,

die Entbehrungen, das Fieber, welches durch ununterbrochene Erkältung immer mehr Besitz von ihm nahm, machten es Kasimir nöthig, besondere Sorgfalt auf ihn zu wenden, und er brachte jedes nur denkbare Opfer, welches ein Mann in so entsetzlicher Lage je zu leisten im Stande ist. So fand Toni seinen Herrn im Gebüsch liegend, vom Fieber gepeinigt, von Hunger erschöpft, während der weit kräftigere Kasimir ausgegangen war, um sich in der Gegend zu orientiren.

Egon war wie ein Kind so schwach geworden. Als Konstanze und Cäcilie zu ihm traten, sah er sie an, als hätte er sie nie im Leben erblickt. Konstanze rief tief erschüttert seinen Namen. „Sie kennt mich ... ja, ich heiße Egon ... aber ganz still davon ... wenn's die Andern hören ... sie setzen mir nach ... da, da sind sie schon ... o, fort, Kasimir, fort durch den Dorfbach ... lebendig dürfen sie uns nicht haben ... fort, fort! schieße sie nieder ...“ Diese wirre Rede bewies zu deutlich, in welchem traurigen Zustande sich der Aermste befand.

Toni und Kasimir trugen ihn ins Schloß, das Elend der Flüchtigen hatte seinen Markstein gefunden. Die treueste Pflege wies bald ihre wohlthätige Einwirkung auf Beide; Egon erholte sich freilich langsamer, seine Kräfte waren zu sehr erschöpft; doch

schon nach Verlauf einer Woche trat die Idee, verfolgt zu werden, immer seltener in seinem so tief erschütterten Geiste auf. Cäcilie und Toni pflegten ihn mit aller nur denkbaren Sorgfalt. Wenn irgendein Ort sich günstig zur Erholung von so großem Elend erwies, wie die beiden Flüchtlinge ausgestanden, so konnte es nur das Waldschloß sein; hier herrschte jene schöne wohlthuende Ruhe, die den Geist kräftigt und dem Herzen Frieden gibt. Kasimir's Kräftigung ging schneller vonstatten, in wenigen Tagen war er umgewandelt. Der ihm ein wildes Ansehen verleihende Bart war verschwunden, in der Kleidung eines wohlhabenden Landmanns, wie er sie nun trug — denn der Toni hatte gleich am andern Tage Kleidungsstücke dieser Art aus der Stadt herbeigeschafft — würde Niemand den früher in Lumpen Gehüllten wiedererkannt haben. Freilich hatte der Spielberg tiefe Furchen in sein Gesicht gezogen und ihn mindestens um ein Jahrzehnd vorzeitig gealtert, aber wer diese Ursache nicht kannte, hielt ihn für einen Mann, der längere Zeit krank gewesen und erst seit kurzem wieder auf dem Wege der Genesung sich befand.

Kasimir hatte es für angemessen und nothwendig gefunden, Konstanze eine Erklärung zu geben, wie Egon und er in solchen Zustand gekommen seien. Er

that es, was die Erzählung der Ursache seiner eigenen Kerkerhaft in Eisen auf dem Spielberg betraf, mit derjenigen Vorsicht, welche er einer Frau von so sittlich reinem Charakter schuldig war. Sie durfte nicht erröthen bei Anhörung dieser Erzählung, welche solchergestalt nur ein kurzer Auszug oder Abriß seines Wollens am Kaiserhofe war und Alles ausschloß, was ihre Tugend beleidigen konnte. Indem er ihr das Geheimniß seiner Abkunft, ein Sohn des Grafen Wrtby zu sein, mittheilte, sagte er ihr, daß alle seine Bestrebungen am wiener Hofe nur dahin gerichtet gewesen wären, seine Ansprüche auf diesen ihm gebührenden alten und erlauchten böhmischen Namen und der damit verbundenen frühern Besitzthümer geltend zu machen. Er habe dies Ziel durch die Unterstützung des Königs von Preußen erreichen wollen, die betreffende geheime Correspondenz sei jedoch in Wien entdeckt worden, und man habe ihn als Hochverräther zu lebenslänglichem Kerker in Eisen verurtheilt.

Der Name der Gräfin Trautson, wie sein Verhältniß zu ihr blieb natürlich verschwiegen bei dieser Erklärung. Dagegen erwähnte er, was ihm Egon als Bekenntniß des wahnsinnigen Apostaten Monsperger erzählt hatte, daß er jener Sohn der Gräfin

Wrtby sei, den diese als Zwillingsbruder eines Mädchens in der wiener Hofburg geboren; aber leider fürchte er, Kasimir, daß sich die Beweise dafür schwer oder gar nicht auffinden lassen würden.

„Mein Gott!" rief Konstanze . . . „welche Verwickelung bei diesem Geheimniß! Das Schicksal hat es übernommen, die beiden Namensträger der Wrtby und deren machtlose Freunde, die Zeugen jenes furchtbaren Ereignisses, welches eine erlauchte Familie aus den Reihen der Zeitgenossen strich, im Sperl zusammenzuführen und sie nicht nur am Kaiserhofe, ja selbst im traurigsten Verhängniß auf dem Spielberg als Brüder zu bezeichnen! O, wäre es in meine Macht gegeben, Egon die nöthigen Beweise seiner Geburt zu verschaffen, ich würde es mit Freuden thun. Da ich dies nicht kann, will ich ihm wenigstens die mir als Hinterlassenschaft von der guten alten Großmam' Veronica zugefallenen Bilder seiner unglücklichen Aeltern abtreten. Mögen Die, deren Blut in seinen Adern fließt, stets vor seinen Augen stehen und ihr Andenken in seinem Herzen heimisch und heilig bleiben."

Kasimir erklärte ihr, daß, sobald Egon wieder vollkommen hergestellt sei, er mit ihm das Waldschloß verlassen wolle; denn solange noch österreichi-

scher Boden unter ihren Füßen sei, wären sie der Gefahr der Haftnahme ausgesetzt. Konstanze mußte Dem beipflichten, da sie nur die Rettung Beider wünschen konnte. Obwol Kasimir erfuhr, daß Gräfin Trautson in der Nähe sei, so äußerte er doch kein Verlangen sie zu sehen, er bat vielmehr, zur Aufrechthaltung des Geheimnisses seiner und Egon's Anwesenheit im Waldschloß, gegen sie Schweigen zu beobachten. So war der November herangekommen. Mit Egon ging es von Tag zu Tag besser, er verordnete sich selbst, was an Arzneien zu seiner gänzlichen Genesung gebraucht wurde.

Wenn seine Wiederherstellung so fortschritt, wie sie sich angelassen, so war die Hoffnung da, daß er mit Kasimir zu Mitte des November vom Waldschlosse werde abreisen können. Einen Feind hatte er noch zu überwinden: die ihn außerordentlich aufregende Erinnerung an die Flucht vom Spielberg. Sie hatte sich jetzt in seine Träume geflüchtet und störte solchergestalt die Kräftigung durch den Schlaf. Wenn diese Erinnerung ihn im Traum überfiel, dauerte es immer lange, ehe er sich im wachen Zustande von der Angst derselben befreien konnte, er glaubte dann, aus dem furchtbaren Traum auffahrend, dessen Bild als wahr und lebendig vor sich und sich als Flüchtling zu

sehen, der der Gefahr, ergriffen zu werden, entrinnen müsse. Kasimir schlief mit ihm in einem und demselben Zimmer, um bei solcher Gelegenheit gleich hülfreich bei der Hand sein und die Egon mit Schrecken schlagende Traumesnacht sogleich zerstreuen zu können.

Der November war versöhnend aufgetreten, ganz das Gegentheil vom stürmischen October. Die Sonne schien mild, und einen der schönen Nachmittage benutzte Kasimir, seinen der Luftstärkung so sehr bedürftigen Freund und Bruder in den stillen Wald zu führen, während Konstanze und Cäcilie einen Besuch bei Gräfin Trautson machte. Der Toni war in die Stadt geschickt worden, verschiedene Nothwendigkeiten zu besorgen und in der Pfarrei nach dem Befinden des Hochwürdigen zu fragen, der sich wol besser befand, aber der Gicht wegen keinen Ausgang wagen durfte. Der Genuß der milden Luft machte Egon recht heiter; aber als sie zurück ins Waldschloß kamen, war er so müde, daß der Schlaf ihn überkam. Konstanze und Cäcilie waren auch zurückgekehrt, und wie der Abend zu dunkeln begann, kam auch der Toni aus der Stadt. Er brachte ein kleines Billet vom Herrn Pfarrer, in welchem derselbe Konstanze anzeigte, daß einer seiner Kaplane eben aus Presburg

angelangt, ihm die Trauernachricht vom schnell erfolgten Tode der Kaiserin mitgebracht habe.

„Ich verliere an ihr eine Mutter", sagte Konstanze schmerzlich berührt von dieser Kunde.

„Ich habe ihr schon lange um deinetwillen vergeben, was sie Schlimmes mir einst gethan hat; möge Gott ihr ein gütiger Vater und Richter sein", fügte Cäcilie aus aufrichtigem Herzen bei.

Eine Nachricht wie die vom Tode der Kaiserin war ganz geeignet, Konstanze zu einem Rückblick in die Vergangenheit zu führen. Sie redete mit Cäcilie von Allem, was eine solche Erinnerung mit sich brachte; die nun heimgegangene Kaiserin war ja in so vielen ihrer Lebenssituationen handelnd und entscheidend aufgetreten, und es war daher nur folgerecht, daß diese besonders Erwähnung fanden. „Ach, was fällt mir ein!" redete Cäcilie . . . „hat sie dir nicht ein Packetchen mit der Aufschrift: «Nur erst nach meinem Tode zu eröffnen», gegeben? Jetzt kannst du es, Konstanze, ohne dir einen Vorwurf der Neugier zu machen." Das Packetchen hatte Konstanze ganz vergessen und ging auf ihrer Freundin Erinnerung ein. Das in einem Schranke wohlverwahrte Päckchen wurde herbeigeholt und erbrochen, es enthielt zwei Papiere, eins mehre Bogen stark und eng beschrieben, das andere nur ei-

Blatt von der Kaiserin Handschrift. Konstanze las das letztere zuerst. Sie erstaunte nicht wenig über den Inhalt.

„Wenn Sie diese beiden Schriften liest, bin ich nicht mehr. Ich bezeuge aber damit, daß Das, was in dem beiliegenden Bekenntniß meines ehemaligen Beichtvaters, des Paters Hambacher, Mitglied der in meinen Staaten früher gesetzlich bestehenden Gesellschaft Jesu, auch über Sie gesagt ist, als die vollkommenste Wahrheit. Verurtheile Sie mich nicht als lieblos, wenn Sie Alles gelesen haben wird. Was geschehen, that ich mit der sichern Ueberzeugung, ein Gott wohlgefälliges Werk an Ihr zu verrichten. Ich glaube Ihr gutes Herz zu erkennen, deshalb, hoffe ich, wird Sie, meine gute Absicht in Erwägung bringend, keinem schlimmen Andenken für mich in Ihrer Seele Raum geben. Lebe Sie wohl und bete Sie für

Ihre zu Gott eingegangene Kaiserin
Maria Theresia.“

Konstanze und Cäcilie saßen wortlos, von höchstem Staunen gefesselt, einander gegenüber. Sie wagten kaum einen Gedanken über die Seltsamkeit dieses Abschiedsbillets in sich aufkommen zu lassen, noch weniger einen solchen zu äußern. Sie ahnten

nicht im entferntesten, was die beiliegende mehre Bogen starke Schrift enthalten könne. Nach langer Zeit erst hatten sie soviel Fassung errungen, um an das Lesen der letztern zu gehen. Welche Entdeckung! Diese Schrift enthielt den Beweis der Abkunft Egon's. Er war der Zwillingssohn der unglücklichen Gräfin Hanna Wrtby. Konstanze fiel vor Freude weinend an Cäcilie's Herz, sie besaß ja jetzt das Mittel ihm in Begründung seiner Ansprüche zu helfen.

„Aber wir müssen weiter lesen“, sagte Cäcilie... „es ist da noch viel geschrieben.“

Die Fortsetzung des noch zu lesenden Schriftstücks machte allen Zweifeln an Egon's Recht ein Ende. Sie war wie eine Art Tagebuch aufgeführt und schilderte das erste Jugendleben desselben in Steiermark und in Wien, nannte alle Personen, mit denen er in Berührung gekommen. Nicht wenig waren die Frauen überrascht, als auch seines Heldenmuths bei Rettung der Person des Fräuleins von Barlaimont ausführlich gedacht war. Das Weitere in dem Schriftstück erklärte die Ursache der Erwähnung Konstanze's vollkommen. Der Pater schilderte die Angst, die ihm die Ueberzeugung, Egon liebe die von ihm dem schweren Tode Abgerungene, verursacht habe. Wenige Zeilen weiter und die Schrift entfiel Konstanze's Hand. Mit dem

Ausruf: „Gerechter Gott im Himmel, ich seine Zwillingsschwester?! ... ich eine Gräfin Wrtby?!“ sank sie an die Lehne des Sessels zurück. Des Paters Bekenntniß zog den Schleier von diesem Geheimniß aufs vollkommenste weg. Nur die Kaiserin und er hatten darum gewußt, unter dem Namen der zu damaliger Zeit erloschenen niederländischen Grafenfamilie Barlaimont war Konstanze, die Zwillingstochter der Gräfin Hanna Wrtby, auf Kosten der Kaiserin erzogen worden. Der Name Wrtby, als ein von Ketzerei und Hochverrath geschändeter, sollte vertilgt sein. Konstanze war in so große Aufregung durch diese Entdeckung versetzt worden, daß, als Kasimir eintrat, sie ihm in die Arme flog und mit dem Aufschrei: „Mein Bruder!“ laut weinend an seinem Halse hängen blieb. Erst nach und nach kam eine Sänftigung in diesen Aufruhr der Empfindungen, von denen auch Kasimir aufs höchste ergriffen wurde. Er hatte das Bekenntniß des Paters Hambacher ganz zu Ende gelesen und fand an der Seite des letzten Blattes von der Kaiserin Hand folgende Worte:

„Dies gegenwärtige Document hat der Fürst-Staatskanzler aus dem Jesuiten-Profeßhause der Provinz Oesterreich zu Wien erhalten und hat mir das-

selbe vorgelegt. Ich bürg' mit meinem kaiserlichen Wort für die Wahrheit des Inhalts.

Maria Theresia."

„Schwester! meine theure, jetzt erst gefundene und erkannte Schwester!" rief Kasimir aufwallend im Jubel dieses seltenen Augenblicks ... „der allmächtige Gott hat uns, die wir Eines Namens, Eines Blutes sind, wunderbar zusammengeführt. Das Geschlecht der Wrtby ist nicht ausgestorben und nicht verlöscht im Andenken der Lebendigen, Egon und ich werden es wieder zur Geltung bringen. Ich eile ihn herzuführen. Er schläft jetzt; aber kann er ein schöneres Erwachen haben als in unserer Mitte?" Mit diesen Worten verließ er rasch das Zimmer, sie hörten ihn, durch den Corridor eilend, mit lauter fröhlicher Stimme rufen: „Egon! Egon! wach auf!"

Konstanze hielt Cäcilie fest umschlossen und rief: „Jetzt darf ich ihn lieben mit dem vollen Herzen einer Schwester! O, theile mein Glück mit mir, du gutes treues Herz. — Du liebst ihn ja auch, ich weiß es." — „Um Gotteswillen, verrathe mich nicht", flehte die kleine Misgestaltete ... „ich müßte ja vor Scham in die Erde sinken, wenn er erführe, daß ich ..."

Cäcilie's Rede blieb unbeendet, ein das Schloß

wie Donnerschlag durchkrachender Schuß erschreckte sie außerordentlich, sie verstummten Beide. Kaum waren ein paar Minuten verflossen, als der Toni in das Zimmer stürzte, bleich wie der Tod im Gesicht und kaum seiner Besinnung mächtig. „Der Professor hat . . . den Kammerherrn erschossen!“ stammelte er. Mit einem Schrei des Entsetzens sank Konstanze von dieser Nachricht wie vom Blitze getroffen ohnmächtig zu Boden. Toni hatte die schreckensvollste Wahrheit verkündet. Durchs Herz getroffen, lag Kasimir in seinem Blute auf der Schwelle der von ihm in der Freude seines Herzens stürmisch aufgerissenen Thür des Schlafzimmers. Kasimir's lauter Jubelruf des brüderlichen Namens war in Egon's von dem peinigenden Traumbild gequälten Geist gedrungen. Erwachend fesselte die Gewalt und Angst des Traumbildes seine Besinnung so sehr, daß er wirklich verfolgt zu sein glaubte, nach dem Fenster zusprang und eine der beiden dort auf einem Tisch liegenden Pistolen ergriff. Kasimir riß fast gleichzeitig die Thür auf und der vom Traum noch Sinnlose, Verblendete, in ihm einen Verfolger erblickend, drückte ab; lautlos stürzte Jener auf der Schwelle zusammen.

Das Krachen des Schusses wirkte indeß so erschütternd auf Egon selbst, daß seine Sinne augenblicklich

zurückkehrten und er, erkennend, welche That durch ihn geschehen, sich mit dem Jammergeschrei: „Mein Bruder!“ über dessen leblosen Körper hinwarf, und als der Toni herbeieilte, sich als den Mörder Kasimir's anklagte. Das Waldschloß war der Schauplatz eines Brudermordes geworden.

VIII.

Der November des Jahres 1780 brachte dem wiener Hofe Tage großen Kummers, die Kaiserin war am Markstein ihres Lebens angekommen. Schon mehrmals hatte das geschäftige Gerücht sie als heimgegangen genannt, und solche Nachrichten flogen wie auf Sturmesschwingen in die Provinzen hinaus; aber hinterher kam auch bald der Widerruf, die Kaiserin lebe noch. Aber der Tod, dieser ausgleichende und erlösende Engel, stand ihr so nahe, daß es nur eines leisen Hauches von ihm bedurfte, ihres Lebens noch schwach glimmendes Licht zu verlöschen. Unter schmerzvollen Kämpfen hatte sie das Ende des genannten Monats herankommen sehen. Der 26. November brachte ihr die Segnungen ihrer Kirche im Kreise ihrer Familie, zu der sie also sprach:

„Liebe Kinder. Ich hab' nun die heiligen Sacramente empfangen und ich weiß, es ist keine Hoffnung

zur Genesung mehr. Da Alles, was ich auf dieser Welt habe, dir gehört" — bei diesen Worten haftete ihr Blick auf den Kaiser, der mit dem übrigen Familiengliedern weinend an ihrem Bett kniete — „so brauche ich darüber nicht zu verfügen. Nur meine Kinder gehören mir und werden mir immer bleiben. Ich übergebe sie dir, sei ihnen Vater! Ich werde ruhig sterben, wenn du mir versprichst, durchaus und überall für sie zu sorgen."

Der Kaiser war so sehr ergriffen, daß er kein Wort hervorbringen konnte; er erhob aber die Rechte schwörend, während seine Lippe auf ihre Hand gepreßt in einem thränenreichen Kusse den Schwur besiegelte.

Ein leichtes Kopfnicken der Kaiserin bezeigte ihre Zufriedenheit, dann wendete sie sich zu den übrigen Familiengliedern und sagte: „Fortan betrachtet den Kaiser als Euern Gebieter; gehorcht ihm und achtet ihn als solchen! Folgt seinem Rath, vertraut ihm und liebt ihn aufrichtig, damit er stets Ursache habe, euch seine Sorge, seine Freundschaft, sein Wohlwollen zu schenken." Und nun jedem Einzelnen die Hände aufs Haupt legend und so Alle segnend, übte sie die letzte schöne Pflicht der Mutterliebe; aber der Schmerz erfodert starkgerüstete Herzen, in lautes Schluchzen

brachen sie Alle aus, Thränen der innigsten Rührung weinend. „Ich mein', 's möcht besser für euch sein, in ein anderes Zimmer zu gehen und euch zu fassen", sagte sie weich. „Geht . . . geht, ich brauch' Ruh'."

Auf den Wink des Kaisers folgten sie diesem in ein anderes Gemach. Frau Josepha von Gutenberg und eine alte in den letzten Monaten mit der erhabenen Frau ganz vertraulich gewordene Leibwäscherin traten nun ein. Die Kaiserin beobachtete ein langes tiefes Schweigen, dann sagte sie: „Meine liebe Gutenberg, hat Sie noch was auf dem Herzen, das ich Ihr erfüllen könnt', so sag' Sie's. Der Tod ist ein Kaiser, der nicht viel Geduld hat, wann der will, muß ich fort . . . ich hab' da keine Wahl und Macht. Zögere Sie daher nicht, sonst wird's zu spät."

Die Gutenberg küßte ihr die Hand und antwortete, daß sie nichts bedürfe, denn es sei ihr fester Entschluß, wenn ihre liebe kaiserliche Majestät nicht mehr ihre Dienste brauche, wolle sie für dieselbe als Nonne beten. Und es sei dazu auch schon Alles geordnet, die Frau Priorin von den Jakobinerinnen wisse darum und die Zelle wäre schon zu ihrer Aufnahme bereit. Aber einen Wunsch hätte sie doch, wenn auch nicht für sich. Die Gräfin Konstanze Erdödy sei angekommen und habe sie um Gotteswillen

gebeten, wenn sie es machen könnte, daß sie die Kaiserin noch ein mal sprechen dürfe, solle sie es doch thun.

„Die Konstanz'?“ redete die Kaiserin halblant vor sich hin ... „sie möcht' auch von mir Abschied nehmen, aber heut geht's nicht, heut brauch' ich Ruh'. Wenn ich morgen noch 's Leben hab', bring' Sie sie zu mir.“

In der That bedurfte die auf den Tod Liegende der Ruhe, denn bald darauf wurde sie von einer tiefen Ohnmacht ergriffen, welche große Aehnlichkeit mit dem Vergehen des Lebens hatte. Indeß durch die Bemühungen ihres Leibarztes Störk wurde sie wieder zur Besinnung gebracht. Am folgenden Tage wies sie sich überraschend kräftig. Sie ließ ihren Sohn, den Kaiser, rufen, um sich mit ihm über die Angelegenheiten ihres lieben Oesterreich zu besprechen. Auch Fürst Kaunitz ward zu ihr beschieden; sie unterzeichnete mehre von ihm ihr vorgelegte Papiere eigenhändig, und als sie ihn entließ, sagte sie freundlich: „Mein lieber Fürst, ich denk' noch mit Ihm mich ganz apart zu unterhalten. Er wird schon sehen.“ Damit meinte sie das später noch von ihr an ihn geschriebene Billet voll Dank für seine treu geleisteten Dienste. Der Kaiser stand am Fenster, während sie still ruhte. Nach langer Pause sprach sie zu ihm:

„O, ich bitt', schell' der Gutenberg, mein Joseph." Es geschah; die Genannte trat ein. „Wann die Konstanz' da ist, soll sie hereinkommen", befahl sie.

„Aber möchte meine allergnädigste Frau Mutter nicht vielleicht eher der Ruhe oder des Schlafes pflegen, anstatt eine Audienz zu geben?" fragte der Kaiser besorgt.

„Joseph, in einigen Stunden soll ich vor Gottes Richterstuhl erscheinen und du meinst, ich könne schlafen?" entgegnete die erhabene Frau verweisend. „Ach nein, ich hab' Noth, haushälterisch mit der Zeit zu sein. Zum Schlafen komme ich früh genug."

Gräfin Erdödy in tiefschwarzer Trauerkleidung und von einem langen Schleier umwallt trat ein und nahte sich dem Bett der Kaiserin, neben dem sie niederkniete. „Um wem trauert Sie so tief?" fragte die Monarchin nach einigen Augenblicken.

„Um meine Familie."

Wieder folgte eine kurze Pause, dann wiederholte die Kaiserin: „Um Ihre Familie? wie ist das gemeint?"

Weinend zog Konstanze das ihr von der Monarchin vor Jahren übergebene Packet unter dem Schleier hervor und legte es auf den nahestehenden Tisch. Die Kaiserin erkannte es und fragte: „Sie hat's jetzt schon geöffnet? Hab' ich Ihr zu lang' gelebt?"

Nun redete Konstanze von Allem, was sich Furchtbares im Waldschlosse zugetragen, wie Egon an seinem und ihrem Bruder unfreiwillig zum Kain geworden und um dieser That willen schier dem Wahnsinn nahe sei. Der hochwürdige Pfarrherr von Szomolan habe ihr den Rath gegeben, persönlich bei der Kaiserin Majestät anzufragen, was nun geschehen solle?

Die Kaiserin verrieth sichtbar den Schauer, den ihr die Mittheilung dieses grauenvollen Ereignisses einflößte. Sie lag lange Zeit stumm mit geschlossenem Auge, dann griff sie, sich ein wenig aufrichtend, nach Konstanze's Hand, und diese in ihre Hände festschließend wendete sie den Blick nach oben und sprach feierlich: „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern."

„Amen!" sprach der Kaiser, gerührt von dieser Bitte seiner erhabenen Mutter.

„Amen!" hauchte Konstanze leise.

Ein langes tiefes Schweigen folgte, die Kaiserin löste es endlich, indem sie sagte: „Unser Thun auf dieser Erde ist eitel. Wir wollen Vieles nicht, was doch geschieht, und Vieles geschieht nicht, was wir wollen. Zwischen diesen beiden Klippen liegt unser Leben mitten inne, eine höhere Hand ordnet Alles, und wir sind nur Werkzeuge, die guten und bösen

Gedanken in uns sind die unsichtbaren Diener der göttlichen Fügungen, erst am Rande des Grabes sehen wir das ein. Geschlechter steigen, Geschlechter fallen gleich den Wellen des Meeres, immer bleibt das große Ganze stehen, wir können nichts daran ändern, und was wir zu ändern glauben, das thut Gott durch uns. Der Egon ist frei von jeder Strafe, frei in ganz Oesterreich. Mein Sohn wird seine Sach' ordnen. Wo Gott so deutlich im Verhängniß zu uns redet, müssen wir in Demuth ihn anstaunen. Thu' Sie's mit mir, meine liebe Konstanze, und habe Sie keinen Haß auf mich wegen Dessen, was geschehen. Ich hab's mit keinem bösen Herzen gethan ... Gott wird mein gnädiger Richter sein. Gedenk' Sie an Ihren eigenen Spruch, der mir einmal tief ins Herz gegriffen: «Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.»"

Die Sprechende sank zurück in die Kissen, ihre Augen schlossen sich, tiefe Erschöpfung ihrer Kräfte trat ein. Der Kaiser geleitete Gräfin Erdödy aus dem Gemach und sagte ihr, daß seiner erhabenen Mutter Wille ihm heilig sein werde, das solle sie dem Egon sagen, er möge getrost das Weitere abwarten, der Kaiser sei sein Freund von früherher. Daß die von der Gräfin Konstanze Erdödy gebrachte traurige

Nachricht seiner erhabenen Mutter Geist sehr in Anspruch nahm und sehr dunkle Schatten auf ihr Denken warf, welches bis zu ihrer letzten Stunde kräftig blieb, bemerkte der Kaiser nur zu deutlich. Noch am Morgen des 29. November, der ihr Leben schloß, ergriff sie seine Hand mit krampfhafter Angst und flüsterte leise: „Joseph, mach' gut an der Wrtby, was Schlimmes geschehen . . . meine Seel' ist in Angst darum."

Der Kaiser versprach es ihr feierlich. Das erheiterte sie und sie sagte mit Mühe: „Wann ich hin sein werde, werden's über mein Leben urtheilen . . . Gott weiß, ich hab' nur das Gute gewollt, aber wir Menschen sind kurzsichtig, wenn wir im Schoose der Macht sitzen. Dein Herz und dein Thun mag für mich zu der Welt reden, mein Sohn. Laß nicht ab von der Religion deiner Väter, halt fest an ihr und an deinem Volke."

Immer näher trat der Todesengel an sie heran, doch erst als die Schatten des Novemberabends schwer auf der Erde lagerten, breitete seine Hand sich über sie aus. Sie wollte mit Bewußtsein sterben, deshalb hatte sie mit ihrem Leibarzt Störk abgeredet, daß er ein Zeichen geben sollte, wenn ihr letzter Augenblick komme. Die Frage: „Ob sie Limonade befehle?"

war das Zeichen. Schaurig blies der Abendwind an den weitgeöffneten Fenstern hin. Die Pendeluhr im Nebengemach schlug eben das dritte Viertel der neunten Abendstunde, als der Arzt das Losungswort aussprach. „Fenster auf!“ schrie die in Todesangst fast erstickende Kaiserin auffahrend. — „Wohin wollen Ihro Majestät?“ fragte Joseph, sanft ihren Arm ergreifend, sie zu stützen. — „Zu dir! ich komme!“ Mit einem Schauer sank sie nach diesen Worten in die Kissen zurück, das Geschäft ihres Daseins war geschlossen ... ein deutsches Frauenherz hatte zu schlagen aufgehört.

Aber nicht alle Schichten ihrer Unterthanen begriffen ihre Größe und den Werth ihres Verlustes. In den untersten Classen, selbst der Bevölkerung Wiens, gährte böser Groll; denn zu den schweren Abgabenlasten, die vorzüglich auf den armen arbeitenden Theil der Gesellschaft drückten, war zu selbiger Zeit noch eine neue Trankſteuer ausgeschrieben worden und hatte der Armen Herzen tief erbittert. So wiesen sich die Gefühle des Volks bei ihrem Tode ebenso sehr getheilt als wie vor 40 Jahren, da sie die Regierung angetreten. Groß in ihren Tugen-

den, die sie zum Musterbilde aller deutschen Frauen machten, überstrahlte sie dadurch die ihr eigenthümlichen Schwächen, welche auf ihre Erscheinung Schatten warfen.

Erst die Folgezeit fällte das parteilose Urtheil: „Sie war eine große Frau!“ über sie. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

IX.

Als der Frühling seine Segnungen wieder über die vom Winterschlaf erwachende Erde streute, stand das Waldschloß von Szomolan verwaist. Gräfin Erdödy hatte es verlassen, und man wußte nicht, wohin sie sich gewendet. Auch der ehrwürdige Pfarrherr war zum Frieden des Jenseits eingegangen, und Gräfin Trautson bezahlte die ersten Lüfte des Lenzes mit ihrem Leben. So war Alles stillgeworden in der szomolaner Gegend, nur die Sage hielt sich aufrecht, es sei im Waldschlosse etwas Schauerliches geschehen, über das aber Niemand etwas Bestimmtes wußte. Der einzige Anhalt für das dunkle Gerücht war ein im Walde unweit des Schlosses seit jener Zeit befindlicher Grabhügel mit einer kleinen Marmorplatte, auf der man die eingemeiselten Buchstaben K. W. und eine zerbrochene Grafenkrone darüber erblickte. Wer hier ruhe, wußte man nicht ... ein Selbstmörder oder ein Ermordeter, zwischen Beidem schwankte die Sage.

Zur selben Zeit, als das Waldschloß vereinsamte, ward in die Gemeinschaft der Barmherzigen Brüder

zu Prag ein Mitglied unter dem Namen Johannes aufgenommen, nur der Klosterobere kannte den wahren Namen des neuen Bruders, der ihm als ein Graf Wrtby vom Kaiser besonders empfohlen worden war. Wenn klösterliche Institute auf die Beziehung, segensreich wirkende zu sein, Anspruch machen können, so sind es die der Barmherzigen Brüder. Sie sind der verkörperte Typus des Samaritergleichnisses, denn ohne Unterschied der Religion nehmen sie Kranke in ihre Hospitäler auf und widmen ihnen die sorgfältigste Pflege als wahre Diener und Nachfolger Christi. Das Hospital der Brüder zu Prag besaß damals schon den Ruf, eine vorzügliche Krankenanstalt zu sein. Seine Lage ist ganz geeignet, die sorgsame Krankenpflege der frommen Brüder zu unterstützen. An der Moldau in der Altstadt, und zwar in deren ruhigstem Theile gelegen, wohnt hier tiefer Friede, die Nähe des Stroms kühlt selbst im heißesten Sommer die glühendste Hitze, und die Luft ist hier reiner, weil sie von der aus den rastlos dahingleitenden kleinen Wellen der Moldau aufsteigenden Frische immer erneut und bewegt wird. An dem neuen Bruder Johannes hatte das Kloster eine seltene Perle gewonnen. Unermüdlich wirkte er als Arzt in den großen Krankensälen, seine Kenntnisse erhöhten bald den Ruf des

Hospitals. Wie ein Trostengel durchschritt er die Reihen der Kranken, er war ihr wärmster Freund, sein schwarzes Klostergewand deckte ein edles Herz. Jede Woche einmal verließ er mit Erlaubniß des Obern das Kloster auf ein paar Stunden. Dann führte sein Weg über den angrenzenden Johannesplatz nach einem einzelnstehenden kleinen Hause, von dem aus nach dem Moldauufer hin sich ein durch eine Mauer umzäunter Garten erstreckte. Zwei Frauen wohnten hier mit ihrem Diener, abgezogen vom Geräusch der Welt, im friedlichsten Stillleben.

Ein Decennium war vergangen, man schrieb **1790**, als an einem der ersten Märztage des genannten Jahres Bruder Johannes zu ungewöhnlicher Stunde in das erwähnte Haus eintrat. Der Diener der beiden Frauen empfing ihn mit ehrfurchtsvollem Handkuß und berichtete, seine Herrschaft befinde sich in dem Terrassenhäuschen des Gartens. Der Klosterbruder schien ungemein bewegt, sein Blick haftete auf dem vor ihm stehenden Diener. „Toni", sagte er zu ihm . . . „wir haben einen Traum hinter uns, den wir nicht vergessen werden. Wir haben die Rosentage unserer ersten Jugend miteinander genossen, die Schicksale spätern Lebens miteinander getragen, dein Herz hat sich als ein treues bewährt. Ich danke dir dafür."

„Uije, Herr Graf ... verzeihen's, ich wollte sagen, Herr Pater ... da ist nichts zu danken. Mein Herz ist grad' noch so steirisch gesinnt wie ehedem, und wenn ich an Alles denk', was geschehen, seit wir Beide von unsern lieben Bergen weg sind, ist mir halt's Weinen näher als 's Lachen. Meinem Weib hab' ich nichts davon erzählt, 's weiß nur, daß ich den Herrn Pater Johannes und meine Frau Gräfin und Fräulein Cäcilie so lieb habe, als wären wir allsammt Eine Familie. Wann's mir einmal zu harb wird in der Seel', da helf' ich mir mit einem mäuschenstillen Jodler und ich bin dann wieder der alte Toni von den steirischen Bergen."

„Du bist glücklich, dir so helfen zu können. Segne Gott deinen Frieden", mit diesen Worten ging der Barmherzige Bruder langsamen Schrittes den Garten nach dem erwähnten Terrassenhause entlang. Der Toni schaute ihm nach und murmelte dann vor sich hin: „Ich möcht' nicht aus dem Hause hier, so gern ich auch einmal daheim sein möcht' in meinen Bergen ... sind mir aber ans Herz gewachsen, der Egon, die Frau Gräfin und 's Fräulein Cäcilie ... ich gehör' mit zu ihnen, das ist sicher ... und lieb haben's mich, wie sehr lieb!" Und als ob ihn der Gedanke an den Schmerz der Trennung recht herb ergriffen,

strich er sich mit der Hand über die Augen und sang, ins Haus zurückgehend, leise vor sich hin:

Wann zwai von ananda schaid'n
Tuat's Herzerl goar weh!
Schwimmen d' Aug'n im Wassa
Wia d' Fischerle im Se.

Das Terrassenhäuschen war ein über die den ziemlich großen Garten umgrenzende Mauer emporragender kleiner Pavillon auf einer künstlichen Erhöhung. Er umfaßte nur einen einzigen Raum, ein Gemach, von dessen beiden nach auswärts gerichteten Fenstern man eine freie Aussicht über den Moldaustrom und die grünen Gelände des jenseitigen Ufers hatte. Hier weilten Gräfin Konstanze Erdödy und Cäcilie im Winter fast täglich auf Dauer einiger Stunden, im Sommer machte dies Häuschen gleichsam den Mittelpunkt ihres Daseins aus. Als Pater Johannes mit einem „Gelobt sei Jesus Christus!“ zu ihnen eintrat, erhoben sie sich, überrascht von der ungewöhnlichen Stunde seines Besuchs, seinen Gruß mit der üblichen Formel: „In Ewigkeit, Amen!“ erwidernd.

„Wir haben einen Freund verloren“, sprach der Pater . . . „Kaiser Joseph II. ist nicht mehr.“

Für die ganze österreichische Monarchie gab es in jenen Tagen kein anderes Losungswort als den am 20. Februar (1790) erfolgten Tod Joseph's, denn in

allen Provinzen des österreichischen Staats hoben der Haß, die im Nachtgewand schleichende Bosheit, gegen die der Dahingeschiedene vergebens gekämpft hatte, ihre Häupter empor und begeiferten das Thun desselben. Klerus und Adel, mit denen er Fehde geführt um die Geltung der Menschenrechte, jubelten auf, da ihr edler Gegner vom Tode gefällt worden war. Johannes redete davon, wie der Kaiser habe scheiden müssen mit dem bittern Schmerze, sich und sein Streben verkannt und gelästert zu sehen, wie so sehr wenige seiner edelherzigen Wünsche zur Erfüllung gelangt wären.

Konstanze gedachte der Worte der sterbenden Kaiserin: „Wir wollen Vieles nicht, was doch geschieht, und Vieles geschieht nicht, was wir wollen.“ An ihrem edeln Sohne hatten sie sich erfüllt in weitester Ausdehnung.

„Er war unser Freund, Friede und Segen ihm!“ sprach der Pater. „Als Mensch konnte er nicht rückgängig machen, was Schlimmes geschehen; aber er that, was er konnte, er sühnte nach Kräften. Der letzte der Wrtby stirbt im Lande seiner Väter, das ist seine That.“

Tiefes Schweigen herrschte in dem kleinen Gemach, Alle waren mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Dann erhob der Klosterbruder sein Gesicht

auf die beiden Frauen. Sein Auge verweilte auf Cäcilie. „Wie lautete die Legende vom unsichtbaren Edelstein, den nur Wenige erkennen und schätzen?“ fragte er sie. „Vor Jahren erzählten Sie sie . . . wiederholen Sie sie jetzt, ich bitte.“

Cäcilie hob an: „Einst fühlte sich ein Armer sehr unglücklich, weil er nichts erwerben, keinen Reichthum und keine Güter sein nennen konnte. Er wollte in Verzweiflung sein Leben enden. Da trat ein Fremder zu ihm und sagte: «Thor, du besitzest einen Edelstein und kennst ihn nicht wie viele Tausende, die ihn gleich dir haben, ihn nicht kennen. Suche ihn nur und du findest ihn gewiß.» — «Wer bist du, daß du Solches bestimmt behaupten kannst? meine Armuth hat keinen Edelstein.» — «Suche ihn nur und du findest ihn gewiß», wiederholte der Fremde, und sein Gewand glänzte in schneeweißem Lichte. Jetzt wußte der Mann, daß er mit einem Engel geredet habe, und vertraute auf dessen zuversichtliche Worte. Von der Zeit an erfüllte sich ihm jeder Wunsch, er wurde reich und angesehen, sein Vermögen wuchs von Tag zu Tag', von Stunde zu Stunde, Alles glückte ihm, was er anfing. Da kamen aber auch die Tage, so den Menschen nicht gefallen. Ebenso rasch, wie gewonnen, verschwand sein Reichthum, er wurde arm,

wie er früher nicht so arm gewesen war, und böse Krankheit warf ihn nieder. Von allem Reichthum blieb ihm nichts als sein Weib, das treu mit ihm duldete und ihn sorgsam pflegte, obwol es den verlockenden Glanz des Reichthums hatte kennen gelernt. Eines Nachts, das Weib war an seinem Krankenlager vor Müdigkeit eingeschlafen, trat der Fremdling im leuchtenden schneeweißen Gewande zu ihm und fragte: «Hast du den Edelstein gefunden als du reich warst?» «Nein», antwortete der Kranke... «ich habe ihn jetzt erst entdeckt, es ist die treue Liebe, die über alles Erdenleid siegt.»

«So ist es», sprach der Engel... «Jeder trägt ihn in sich; aber nicht Jeder schätzt ihn... er leuchtet übers Grab hinaus und das größte Erdenleid erbleicht vor ihm. Alles vergeht und verweht, die Liebe aber überdauert Alles.»"

Der Pater erhob sich, seine Augen blickten feucht auf die beiden Frauen hin, dann ergriff er ihre Hände, zog sie an sich und rief, sein Auge fest auf Cäcilie heftend: „Der letzten Wrtby Reichthum ist dieser Edelstein."

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lubojatzky, Franz Anton,

Maria Theresia und ihre Zeit historischer Roman ; in drei Theilen

Bd.: 3

Leipzig (1857)